ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT VON WALTHER v. WARTBURG

HERAUSGEGEBEN
VON
KURT BALDINGER

1960

BAND 76 Heft 3/4



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

INHALT

BESPRECHUNGEN

ALLGEMEINES

FRANZÖSISCH

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags

Manuskripte für die Zeitschrift sind an den Herausgeber,
Professor Dr. Kurt Baldinger, Neckargemünd bei Heidelberg,
Peter-Schnellbach-Straße 53

zu senden. Besprechungsexemplare an den Max Niemeyer Verlag, Tübingen, Pfrondorfer Straße 4. Die Verfasser erhalten vom Verlag zwanzig Separata ihrer Beiträge gratis.

Nach Tradition und Raumberechnung bleiben Artikel und Rezensionen von Publikationen zur neufranzösischen Literaturgeschichte (von der Renaissance ab) anderen Zeitschriften vorbehalten. Dies gilt auch für die anderen romanischen Sprachen (vom 17. Jh. an), jedoch nicht für die neufranzösische Sprachgeschichte. Rücksendungen erfolgen nur nach Aufforderung.

Die Herren Mitarbeiter werden höflichst ersucht, Manuskripte druckfertig einzusenden und in den Korrekturbogen nach Möglichkeit solche Änderungen zu vermeiden, die mit Zeilen- oder Seitenumbrechung verknüpft sind. Die Verlagsbuchhandlung trägt nicht mehr die Kosten für die von der Druckerei nicht verschuldeten Korrekturen. Korrekturen bitte stets schleunigst zu erledigen.

Zum Ursprung von franz. somart, savart

Beinahe vierzig Jahre sind es her, daß J. Jud und P. Aebischer im Archivum Romanicum 5, 29–52 sich bemüht haben, die Herkunft dieser beiden Wörter zu ergründen. Seither hat dieser Aufsatz als eine der klassischen Untersuchungen auf dem Gebiet der sprachgeographisch orientierten etymologischen Forschung gegolten, besonders insofern diese unsere Blicke in die vorromanische Vergangenheit zurückführen. Daran hatten auch die kritischen Bemerkungen von Hubschmied, Vox Romanica 3, 123, kaum etwas geändert.

Der Fortgang unserer Arbeit am FEW hatte uns im Verlauf der letzten Monate dazu geführt, den ganzen Fragenkomplex zu überprüfen, um den entsprechenden Artikel des Wörterbuchs für den Druck bereitzustellen. Eine mehrmals wiederholte Lektüre des genannten Aufsatzes und eine Analyse seiner Resultate hatten ergeben, daß es recht schwer war, sich mit Hilfe des Textes im Archivum Roman. von den wirklich vorliegenden Verhältnissen ein klares Bild zu machen. Nirgends sind in diesem die verschiedenen Typen eindeutig geschildert und ihre Verteilung über die galloromanischen Mundarten dargelegt. Die Vertreter der Typen *semor, semart, sombre, somart* erscheinen da und dort zerstreut und im Laufe der Diskussion zitiert, so daß der Leser keine Möglichkeit hat, sich über ihr gegenseitiges Verhältnis Klarheit zu schaffen. Einzig der Typus *savart,* der sich phonetisch eindeutig von den andern abhebt, tritt S. 45 in klarerer Umgrenzung hervor. Die erste Aufgabe, die vor uns stand, war daher eine saubere Scheidung der verschiedenen Typen, ohne jeden Seitenblick auf die Ergebnisse des zitierten Aufsatzes, noch auf solche, die sich uns im Laufe der Arbeit anboten. Erst danach schien es uns möglich, die Beziehungen der verschiedenen Typen untereinander abzuklären. Das Ergebnis dieser letzteren Bemühungen ist in dem Kommentar niedergelegt, der wie immer im FEW die Darstellung des Materials begleitet.

Eben als wir den ganzen Artikel abgeschlossen hatten, weilte der Herausgeber der Zeitschrift einige Tage bei uns. Es war natürlich, daß unser Gespräch auch diesem Artikel sich zuwandte. Er äußerte den Wunsch, ihn in der Zeitschrift vorab publizieren zu können,

weil er ein gewisses wissenschaftsgeschichtliches und methodisches Interesse zu bieten schien und auch weil solche Darstellungen im Rahmen des FEW leicht von vielen unbeachtet bleiben. Wir haben auch gemeinsam erwogen, ob wir uns mit dem Abdruck des Kommentars begnügen sollten, sind aber zur Überzeugung gekommen, daß nur die Vereinigung beider Teile sinnvoll sei.

In einem Punkte unterscheidet sich allerdings der Aufsatz vom Wörterbuchartikel, nämlich darin, daß hier der Kommentar vorausgenommen ist und das Material so den Charakter eines Anhangs erhält. Auch sind die Anmerkungen jedem Teil gesondert beigegeben.

Wir sind nicht der Meinung, die behandelten Probleme endgültig gelöst zu haben. Mehrere Fragen haben wir nicht abzuklären vermocht, so z.B. diejenige nach der das Gallische direkt fortsetzenden Form **samart,* für die uns jeder Beleg fehlt und die wir nur auf Grund der alterierten Form *savart* erschließen. Es bleibt uns ein leichter Zweifel, ob nicht doch am Ende in *semart* jenes **samart* weiterlebe, obschon das auffallend späte Auftreten von *semart* sowie seine Verbreitung, die zum Teil von derjenigen von *savart* weit abführt, sehr deutlich für eine junge Bildung sprechen. Wir können aber nicht mit Sicherheit sagen, ob nicht eines Tages in alten Urkunden doch eine solche Form zum Vorschein kommen wird, da ja die Zahl der publizierten und besonders die der lexikologisch voll ausgewerteten Urkunden im Verhältnis zu der Menge der in den Archiven schlummernden gering ist. Eine solche Entdeckung würde den Typus *semart* vom Schluß des Artikels an den Anfang rücken. Aber wir halten die Wahrscheinlichkeit einer solchen Entdeckung nicht für groß.

So halten wir die Auffassung von der Genese der hier behandelten Wortsippe nicht für etwas Endgültiges. Sie ist eine Etappe auf dem Weg, der von jener kurzen Notiz von D. Behrens in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur von 1907 über den Aufsatz von Jud und Aebischer zu einer vertieften Erkenntnis der Geschichte des galloromanischen Wortschatzes führen soll. Jede dieser Etappen hat das ihre dazu beigetragen, den Schleier zu lüften, der um die verwickelten Verhältnisse dieser Wörter zueinander und zu den Sprachverhältnissen der Vorzeit schwebt.

*samo- (gall.) Sommer

Die französischen und frankoprovenzalischen Mundarten besitzen zur Bezeichnung des Brachfeldes mehrere Worttypen, die nicht auf eine gemeinsame Grundform zurückgehen können und doch

schwer voneinander zu trennen sind. Die Typen sind *savart, semor, sombre, somart, semart.* Zusammen mit ihren Ablt. leben sie ungefähr in folgenden Gebieten: Der Typus *savart* ist schon seit dem 13.Jh. belegt, und zwar ausschließlich in der nördlichen Champagne und in den unmittelbar anstoßenden Strichen der Pikardie und der Isle-de-France[1]. *semor* füllt genau die französische Schweiz aus. Hier erscheint außerdem noch ein Typus, der repräsentiert ist durch die Subst. Blon. *sõbẹ́ro,* Ollon *sœ̣mẹrə* (neben dem Verbum *səmorå).* Daran schließt unmittelbar an die Zone von *sombre. sombre,* seit dem 12. Jh. belegt, umfaßt, mit seiner Sippe, den Norden und die Mitte der FrComté, die mittlere und südliche Champagne, fast die ganze Bourgogne, mit vereinzelten Vertretern im Berry, Orléanais, Poitou und im nördlichsten Lyonnais. *somart,* seit dem 13.Jh. belegt, lebt in Lothringen, in der südlichen FrComté, in Savoien, in den Dep. Ain und Isère, *semart* in zwei weit auseinanderliegenden Zonen, einerseits in dem äußersten Süden der Bourgogne und der FrComté, dem nördlichsten Lyonnais, Spuren in der Bresse und in Savoien, anderseits im äußersten Nordosten Lothringens; belegt ist es nicht vor dem 19.Jh.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist leicht erkennbar: dieses bezeichnet, im Rahmen der Dreifelderwirtschaft, ein Stück Land, das vorläufig umgebrochen wird (meist mit dem Pflug, bei den Weinbergen meist mit dem Spaten), ohne daß man gleich ansät. Diese Art der Bearbeitung bezweckt, die Erde zu lockern und den atmosphärischen Einflüssen besser zugänglich zu machen. Da das gleiche Stück Feld oft mehrmals im gleichen Jahr bearbeitet wird, sind ursprünglich für die verschiedenen Phasen der Arbeit verschiedene Wörter gebraucht worden. Die hier vereinigten Ausdrücke beziehen sich in älterer Zeit und vielerorts noch heute auf den ersten Umbruch der Erde im Frühling oder zu Anfang Sommer, vgl. die häufig gegebene Definition „donner le premier labour au printemps". Daß es sich in ältester Zeit um eine Arbeit handelte, die zu Anfang des Sommers verrichtet wurde, zeigen die Ablt. *semoral* und *somartraz* als Bezeichnung des Monats Juni, s. auch Merlo 136 und vergleiche d. *brachmonat* (zu *brechen* „pflügen"). Mit der Zeit, als infolge des Verlustes des Grundwortes das Bewußtsein für die ursprüngliche Bedeutung verlorenging, löste sich das Wort semantisch von der Bindung an die Vorstellung von der Jahreszeit, als deren charakteristische Arbeit sie zu Anfang galt. Daher wird mancherorts auch

[1] Es ist möglich, daß das Wort ursprünglich weiter verbreitet war: die Ortsnamen *Le Savart* und *Les Savarts,* in der Champagne bezeugt, finden sich auch im Dep. Nièvre (*Les Savards*). S. ARom 5, 45.

die Bearbeitung des Bodens so bezeichnet, die unmittelbar nach der Ernte oder im Herbst oder früh im Jahr (Februar) vorgenommen wird. Zu dieser Verschiebung hat auch beigetragen, daß die Dreifelderwirtschaft in vielen Gegenden verschwunden ist und der ununterbrochenen Bebauung Platz gemacht hat, die auf intensiverer Düngung beruht.

Die Herkunft der Wörter ist umstritten. Behrens 240 verbindet sie mit d. *sömmern* „einen Brachacker mit Sommerfrucht bestellen", *sommern* Grimm 10, 1550 (schon im 18. Jh. belegt), in der Bed. „das Vieh den Sommer hindurch erhalten, auf die Weide treiben" schon mhd. *sumeren*. Diese Auffassung wird von Jud und Aebischer in ihrer eingehenden Studie, ARom 5, 29–52, abgelehnt, weil sie die Formen mit *-m-* nicht von denen mit *-v-* trennen möchten. Sie erklären die galloromanischen Formen folgendermaßen: Die Formen vom Typus *somart* und *sombre* sollen auf einem **somaro-* beruhen, resp. auf einem daraus abgeleiteten Verbum **somarar*. Sodann hätte man dieses als *som-arar* analysiert, und da *-arar* an nichts angeklungen hätte, hätte man dieses gegen *-orar* vertauscht, einen Ausgang, der in *demorar* und *plorar* vorlag. Nach diesem **somorar* wäre das Subst. *somor* gebildet worden (noch in Liddes belegt), das durch Dissimilation der beiden *o* zu *semor* geworden wäre. Die Endung des Typus *somar(t)* wäre ein gallisches Kollektivsuffix *-reton*, so daß man zu einem Grundtypus **samareton* gelangen würde, der in ir. *samrad* „Sommer" vorliegt, s. dazu Ped 2, 52. Das Schwanken des Stammvokals zwischen *a* und *o* erklären Jud-Aebischer durch einen Hinweis auf einen Aufsatz von J. Loth, RCelt 37, 311, in dem Wortpaare wie *Vasagus* : *Vosegus* studiert werden, also *a* und *o* vertauscht erscheinen. Doch handelt es sich dabei um lauter Wörter, in denen vor dem Vokal *v-* steht. Der Wandel ist also an die Stellung nach *v-* gebunden; es ist ein Parallelfall zu lt. *vacuus* : *vocuus*. Diese Erklärung ist also hinfällig. J. Loth, RCelt 40, 380, sucht gleichwohl diese Erklärung von Jud-Aebischer zu retten mit einem Hinweis auf andere Fälle, in denen *a* durch *o* vertreten erscheint. Doch sind es fast durchgehend Fälle, in denen entweder ein anderer Labial vorangeht, wie *m-* oder zwei verschiedene Vokalstufen, wie *mag-*, *mog-* im Sinne von „groß" im Irischen, oder endlich zwei verschiedene Suffixe, wie *-avo-* und *-ovo-*, so daß daraus keine Stütze für die Auffassung von Jud und Aebischer erwächst. Das *-v-* von *savart* (statt **samart*) erklären diese als Fälle einer gallischen Lenition, indem sie Wortformen wie *Cebenna* neben *Κέμμενον* und *amelenco* zu gall. **aballos* „Apfel" vergleichen. Im *-e-* der Form *semor* endlich sehen Jud-Aebischer das Ergebnis einer Dissimilation aus älterem **samor*.

Jud-Aebischer sehen die Entwicklung des Wortes also folgendermaßen: zu **samo-* „Sommer" (vgl. altir. *sam*, neuir. *samh*) hätte das Gallische vermittelst des Suffixes *-aro* eine Ablt. **samaro-* „terre en repos pendant une partie de l'année" gebildet[1]. Diese wäre durch Lenition zum Teil zu **savaro-* geworden (daher *savart*). Durch den Wandel von vortonigem *a* zu *o* wäre ein Typus **somaro* zustande gekommen. Das dazu gebildete Verbum **somarare* wäre nach dem Vorbild von *demorare* usw. zu **somorare* geworden. Diese Erklärungen halten fast durchwegs einer näheren Prüfung nicht stand. Daß ein **somarare* durch den Einfluß eines semantisch so weit abliegenden Verbums wie *demorare* beeinflußt worden wäre, ist ganz unglaubhaft. Eher würde sich als Vorbild eignen das von Jud-Aebischer auch angeführte Blon. *sęr'hlorå* „sarcler". Aber dieses Verbum ist nur für Blonay bezeugt und kann daher nicht auf dem ganzen Gebiet des Typus *semor* seinen Vokal propagiert haben. Wenn übrigens wirklich je eine Phase **somarar* existiert hätte, so könnte man von ihr sicher nicht sagen: 'la seconde partie (*-arar*), qui ne répondait à rien de connu', denn lt. ARARE lebt ja gerade in der französischen Schweiz weiter, hätte also den bestmöglichen Ansatzpunkt für eine Interpretation des Wortes im Sinne von „pflügen" geboten. Ferner sieht man nicht, wieso *a* - *o* zur Dissimilation gedrängt hätte. So häufig die Folge *o* - *o* dissimiliert wird, so ungewöhnlich wäre das bei *a* - *o*, und die beiden Autoren geben denn auch keinen Parallelfall an. Den Ersatz von *-arar* durch *-orar* nehmen sie an, weil sie nicht an eine ursprüngliche Form mit *-or-* glauben und diese mit dem vorgeschlagenen gallischen Etymon unvereinbar wäre. Daß im Gallischen Lenition (*-m-* > *-v-*) sehr wahrscheinlich gar nicht eingetreten ist, haben Meyer-Lübke Z 42, 332 und Pokorny Vox 10, 260 gezeigt. Ein Parallelfall wie *Cebenna* wird allgemein der Wirkung einer Dissimilation zwischen *-m-* und *-n-* zugeschrieben (trotz Ped 165); pr. *amelenco* zu gall. **aballos* besagt gar nichts, weil ja hier nicht *-m-* zu *-b-* (oder *-v-*) geworden ist, sondern *-b-* zu *-m-* (für die Erklärung dieses *-m-* s. FEW 1, 1).

Daß die Formen, die mit *som-* beginnen, vom Gallischen her nicht erklärbar sind, hat schon Hubschmied Vox 3, 123 gesehen. Er

---

[1] Den Unterschied zwischen *-ar* und *-art* erklären Jud-Aebischer s. 43n mit Hilfe eines gallischen Kollektivsuffixes *-reton*, durch das **somaro-* zu **somareton* erweitert worden wäre, was dem mittelir. *samrad* „Sommer" gleichzusetzen wäre. Demgegenüber macht Pokorny Vox 10, 225 darauf aufmerksam, daß ir. *samrad* nicht eine Ablt., sondern ein Kompositum ist, dessen zweiter Teil, *rad*, die Bed. „Weg, Fahrt" hat (Wurzel *ret-* „laufen"). In der Kompositionsfuge verlangte *samo-* „Sommer" ein *-o-*, so daß der Ausgangspunkt **samo-rāton* sein müßte.

trennt daher *savart*, das gallischen Ursprungs wäre, von *somart* usw. und führt diese letztern auf das Germanische zurück; er sieht in ihnen Ablt. von burgund. **sumor* „Sommer“[1], anfrk. *sumar* (vgl. afries. *sumar*, ags. *sumor*, anord. ahd. *sumar*). Allerdings ist es kaum glaublich, daß die aus dem Germanischen erwachsenen galloromanischen Wortbildungen ohne jede Berührung mit dem schon vorhandenen Wort gallischen Ursprungs erfolgt seien.

Man darf daher die Entstehung und Genealogie der gallorom. Wörter etwa folgendermaßen sehen: Bei den Galliern lebte eine Ablt. von **samo-* „Sommer“, **samaro*, als Bezeichnung des Feldes, das man zu Anfang Sommer beackerte. In der spätern Kaiserzeit wurde der Ausgang dieses Wortes an das begrifflich sehr nahe stehende *EXSARTUM „gereutetes Land“ angeglichen, das nur gallorom. (und kat.) ist und dessen erster Beleg in den Leges Burgundionum steht (*exartum*, ALL 8, 448). Eine entsprechende Form **samart* ist allerdings nirgends belegt, wohl aber *savart* (unten 1). Den Wandel von *-m-* zu *-v-* erklärt Pokorny als durch den Einfluß eines gallischen Verbums **sāvīti* „dreht, wendet“ bedingt, das nach altir. *soïd* „wendet“ erschlossen werden darf. Gall. **sāvīti* hätte auch die Bed. „er wendet (den Acker)“ entwickelt. Diese Annahme Pokornys wird dadurch gestützt, daß Verben mit der Bed. „wenden“ leicht die Bed. „pflügen“ entwickeln, vgl. TORNARE (FEW Bd. 13), afr. *verser* (14, 306), *versaine* „champ labouré“, Waadt *vəri* „retourner la terre“ (zu *virer*, 14, 399).

Als die Germanen sich in der Galloromania niederließen, brachten sie schon ähnliche Methoden der Bodenbearbeitung mit, deren Be-

---

[1] Hubschmied setzt burg. **sumor* und **sumar* neben einander an. Die Form ist schwer zu rekonstruieren, da das Wort in den gotischen Texten nicht belegt ist. Möglich wären hier **sumrs* (mask. *a*-Stamm, analog zum Westgerm.), oder **sumr* (neutr. *a*-Stamm, analog zum altnord.), oder endlich **sumrus* (mask. *u*-Stamm, analog zu got. *wintrus* „Winter“). Das Quellenmaterial ist zu spärlich, um feststellen zu können, ob das Burgundische hier dem Gotischen oder aber, wie das oft geschieht, dem Westgermanischen folgt. Jedenfalls muß das *-r-* im Burg. silbisch gewesen sein, was zur Folge haben mußte, daß das Frühgalloromanische dieses als vollwertigen Vokal übernahm. Ein Sekundärvokal zwischen *m* und *r* müßte sich wie Mittelsilbenvokale verhalten, und diese werden wie die Vokale in der Kompositionsfuge behandelt. Nach Wackernagel, Kleine Schriften 3, 370, haben zusammengesetzte Nomina häufig *-a-*, daneben aber auch *-u-*, dieses besonders dem vorangehenden Vokal angeglichen; daher *Gundubadus*, *Mucuruna* usw. (manchmal auch *o*: *Gundobadus*, *Gundomares*, wobei *-o-* auch die romanische Wiedergabe des *-ŭ-* sein könnte). Ein burgundisches **sum(u)r*, resp. **sum(o)r* entspricht also durchaus burgundischen Lautgewohnheiten. V Günther. – S. auch noch GamGerm 3, 190.

zeichnung sie ebenfalls von dem Wort für „Sommer“ ableiteten (2). So entstand im Gebiet der ältesten burgundischen Siedlung, in der Westschweiz, ein Verbum, abgeleitet von burg. **sumor* „Sommer“, das als **sumorare* in die romanische Sprache dieser Gegend einging (a). Das Wort scheint zwei Varianten ausgebildet zu haben, die ähnlich geschieden sind wie afr. *desjuner* und *disner,* oder wie *RESECARE I 1 a und b. *α* beruht demnach auf den stammbetonten Formen, Typus **sumóro,* wobei *u-o* (oder vielmehr *o-o*) zu *e-o* dissimiliert wurde. Anderseits setzt *β* den Typus **sumoráre* fort, wobei allerdings das Verbum nicht mehr belegt ist, sondern nur das davon abgeleitete Substantiv[1]. Nach Westen an die französische Schweiz anschließend und bis nach Orléans reichend entstand aus fränkischem Wortmaterial eine parallele verbale Ablt., etwa ein **sumarare* oder **sumerare,* das zu *sombrer* wurde (b); dazu das Verbalsubstantiv *sombre* (entsprechend dem d. *brache,* zu *brechen*). Dieser Typus traf zusammen mit *savart,* resp. dessen Vorgänger **samart*[2], zu einer Zeit, als *-m-* und *-r-* noch durch Vokal getrennt waren; er übernahm das Suffix von jenem (*β*, gegenüber *α*). Die Zonen der beiden Typen sind nicht säuberlich voneinander getrennt, sondern durchdringen sich vielfach. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß sehr wohl das Verbum *sombrer* und das Subst. *somart* am gleichen Ort nebeneinander stehen konnten. In der Tat hat sich das Verbum *somarder* erst viel später durchgesetzt als das Subst. *somart,* während bei *a* der Ausgangspunkt beim Verbum liegt. Neben *somart* (a') steht der Typus *semard* (b'). Bei diesem in

---

[1] Man könnte in diesem Typus auch eine Ausstrahlung von 2 b *α* sehen, das gleich westlich des Jurakamms einsetzt; dann wäre dieses von den frpr. Mundarten der Schweiz aus dem Westen entlehnt worden. Doch ist eine solche Entlehnung in dieser Bedeutungssphäre und zu einer so frühen Zeit unwahrscheinlich. Die Alternanz zwischen den auf Endungsbetonung und den auf Stammbetonung beruhenden Formen ist weithin sekundär ausgeglichen zu Gunsten von *a*; sie ist aber immer noch vorhanden in gruy. *šəmorā* v.: *šõbéro* s., Blon. *səmorá:sõbẹro,* Ollon *səmorá:sœmẹrə,* wenn auch die beiden Wörter sich nur noch in gruy. und Ollon semantisch genau entsprechen. Ähnlich finden sich in einzelnen Mundarten Vertreter von **rĕsĕcare* I 1a und I 1b noch nebeneinander.

[2] Der Typus *somart* tritt in der Tat in recht weiten Gebieten auf, wo von *savart* keine Spur zu finden ist, auch nicht in Ortsnamen, so in ganz Savoien, in der südlichen FrComté und der südlichen Bourgogne, ferner in den Departementen Vosges und Moselle. Nur im Dep. Meuse stoßen *somart* und *savart* zusammen. In Lothringen kann also *savart* die Entstehung des Typus *somart* veranlaßt haben, während alles dafür spricht, daß in dem südlichen Gebiet (sav. südliche FrComté und Bourgogne) das ursprüngliche **samart* das induzierende Wort war.

zwei weit auseinander liegenden Zonen lebenden Wort könnte man geneigt sein, an alten Zusammenhang derselben zu denken. Man könnte darin eine Umbildung des oben zur Erklärung von *savart* angenommenen alten **samart* sehen, dessen erstes *-a-* durch Dissimilation zu *-e-* geworden wäre, analog zu pr. *nedá* < NATARE. Dagegen spricht aber eindeutig das späte Auftreten von *semart,* besonders verglichen mit allen andern Typen. Die Wörter für „Brache" treten ja stets in alten Urkunden auf, sei es in vulgärsprachlicher, sei es in mittellateinischer Form; *semard* aber ist nicht vor dem 19. Jh. belegt. Es ist also in jüngerer Zeit in zwei Gebieten *somart* zu *semard* umgebildet worden. Eine bloß lautliche Erklärung, etwa durch Abschwächung des Vortonvokals, kommt kaum in Frage. Wahrscheinlich hat das Verbum *semer* eingewirkt; der pejorative Wert des Suffixes kann dabei in dem Sinn eine Rolle gespielt haben, als die so benannten Äcker zwar dazu bestimmt sind, besät zu werden, daß aber diese Bestimmung für später gilt als für die andern Äcker.

ML 7628a, 8081a.

1. Afr. *sauvart* m. „terre inculte, friche" HerbF, afr. mfr. *savart* (champ. 1300, Friemel 12; 1327; 1347; Desch; Reims 16. Jh.; Du Vair)[1], nfr. „terre sablonneuse" (1732, NMrust 1, 865), Provins, pik.

---

[1] Nicht ganz sicher ist die Interpretation von mlt. *savarda* (1180, DC); wenn es durch die Bed. wirklich hierherzustellen ist, so ist es der älteste Beleg dieser Wortform. – LeviEt sieht in piem. *savardun* „zotico, tanghero" eine Ablt. von fr. *savart,* was aber bei der geringen Ausdehnung dieses Wortes schwierig erscheint. ARom 5, 45 wird versucht, die ursprüngliche Zone von *savart* unter Heranziehung der Ortsnamen näher zu bestimmen, resp. zu erweitern. Von den dort angeführten Ortsnamen gehören sicher hierher *Les Savards* im Dep. Nièvre, *Les Savarts* und *Le Savart* im Dep. Aisne, *Le Savart* im Dep. Marne, *Les Savards* im Dep. Seine-et-Marne; dafür bürgt schon der bei Flurnamen so normale Artikel. Ein *Sevard* im Dep. Eure-et-Loire aber kann, schon wegen des ersten Vokals, kaum hierher gehören. Die Flurnamen *Savarière* (DSèvres, Calv. Vienne) hierher zu ziehen ist, wie l. c. anerkannt wird, sowieso zu gewagt, da die Endung *-ière* eher auf eine Ablt. von einem Personennamen *Savary* (germ. *Savarich*) weist. Das gleiche gilt von *La Savardière* (Mayenne). Jud und Aebischer versuchen diese Namen gleichwohl zum Typus *savart* zu stellen, und zwar durch folgende Überlegung: 'il faut dire que les lieux-dits *Savarière* ne se trouvent jamais dans la zône de *somart;* on les trouve en effet dans la zône où le mot *savart* existe actuellement encore, ainsi que dans les Deux-Sèvres, la Vienne, le Calvados'. Die Feststellung, daß *Savarière* in der Zone von *savart* vorkomme, soll für die Autoren wahrscheinlich machen, daß dieser Flurname von *savart* abgeleitet sei, und daraus möchten sie den Schluß ziehen, daß auch dort, wo *Savarière* existiert, ohne ein *savart* neben sich zu haben, *savart* ursprünglich bestanden haben müsse. Wenn man nun aber die in dem Artikel gegebenen Flur-

„terre inculte", Aisne *savard* „terrain difficile à cultiver" Brayer 2, 204, Charleville *savart* „terre inculte servant de pâturage, ou qui n'est ensemencée que de temps à autre en seigle ou en avoine" FeuillCult 6, 24, mouz. „terre inculte", VilleT. Ste-Menehould, ClermontA. *sawār* „terre inculte" Babin 791, argonn. *savâr* „friche". — Ablt. Mouz. *savarder* v.a. „défricher". NO. *desavarder* B 1777, Sévigny *désavarder* Lebas 411, Charleville id. FeuillCult 6, 23, Chaumont-Porcien „enlever ronces, épines, etc. avant l'abattage d'un taillis" BrunMskr.

Mfr. terre laissée *en saveud* „en friche" (Th 1564-Voult 1613, s.v. *larris*), *en saveur* Stoer 1650.

2. a.*α*. Aj. *s'moraie* v.a. „donner le premier labour à une jachère", neuch. Waadt *semorer* „id.; bêcher une vigne" (seit 16.Jh.), gruy. *šə-morā* „labourer pour la 2e fois", GrosV. *sẹmorā* „labourer après la moisson", Blon. *səmorá* „bêcher", Ormonts, Ollon „faire un premier labour", Vd'Ill. *samorä* „labourer après la moisson". Bern. neuch. frb. Waadt *semor* m. „jachère labourée au commencement de l'été pour une culture secondaire" (seit 17.Jh.), Dombresson „labourage d'automne qu'on fait avec l'intention d'ensemencer le printemps suivant", Liddes *somor* „jachère". Neuch. *semorailles* f.pl. „temps où l'on laboure les jachères" (1570). Sugiez *səmoray* „premier labour" (*-ATA*). Neuch. *semorage* m.sg. „labour des jachères", GrosV. *sèmorrádzo* „les labours", Dombresson *smoradj* „labourage léger". Abern. *semora* „juin" Hallauer 21, mlt. *semorale* (Joux 1273), aneuch. *semoraul* (1367), *semoral* (1396), *semoural* (15.Jh.), afrb. *symoraul* (1379), *semoraul* (1393), Hérém. *šọmọrá* Lav 70.

ß. Mfr. *somberoz* „jachère" (Montreux 1587–1598, Gl), *sombroz* (Moudon 1568, Gl), *siomberes* (pl., frb. 1563, Gl), Payerne *sõbẹru* Gl, gruy. *šõbẹro* „terre labourée laissée deux ans"[1], Blon. *sõbẹro* „bande de gazon bordant un champ; terrain depuis longtemps en pré; prairie artificielle", Ollon *sœmẹrə* „champ non labouré"[2].

b. *α*. Fr. *sombrer* v.a. „donner le premier labour (à une terre)" (1328-Pom 1700)[3], orl. id. NMrust 2, 531, gâtin. „labourer un champ

namen nachprüft, muß man feststellen, daß kein einziger davon sich in der Zone von *savart* findet; die Prämisse des Schlusses, durch den die Zone von *savart* für eine frühere Zeit erweitert werden soll, beruht also auf einem schwer verständlichen Irrtum der Verfasser.

[1] 'la définition donnée ARom 5, 32 est inexacte; elle est due probablement à une confusion avec celle que donne Moratel' Desponds.

[2] Bei diesen drei Formen hat sich ein Akzentwechsel vollzogen, gleich wie bei den Vertretern von CAMMARUS, FEW 2, 144.

[3] Lokalisierte Belege weisen nach der Champagne, Lothringen, Bourgogne. Verzeichnet auch bei Boiste 1803-Lar 1949.

pour le laisser en jachère", bourg. „donner le premier labour" Dur, morv. id., Minot *sonbré*[1], Bourber. *sõbrę* „faire le labourage qui suit la récolte" RPGR 1, 246, Vitteaux *sombrer* „labourer la vigne pour la 1e fois" Hut 119, Auxerres id. L 269, Chablis, Seignelay „donner la façon aux terres et aux vignes au printemps", Ligny „donner à la terre un profond labour au printemps", Troyes „donner le 1er labour" Gr, Provins, Clairv. id., Ramerupt „donner le 1er labour au printemps après une récolte d'avoine, d'orge ou de sarrasin", Marne „donner le 1er labour à une jachère" ALF Suppl p128, Gaye, langr. Dompaire id., Gruey *sõbrę*, Brotte *sõbrá* „donner un premier labour, la première façon aux vignes", BroyeP. *sombrai* „donner un 2e coup de charrue après la récolte", Autet *sombrai* „donner le premier labour au printemps", Jonv. id. RLR 71, 27, Pierrec. *sõbrę́*, Belfort, Châten. *sombraî* „labourer les jachères", Doubs *sombrer* „labourer la vigne", Bourn. *sõbrä* „labourer", Sancey *sombrá* „labourer sans semer", Aj. *sõbrę́* „mettre en jachère". Mfr. *sombrer* v.n. „être en jachère (d'une terre)" Calvin; afr. m. „saison du premier labour" (1316; 1318; Jonvelle 1354).

Ablt. – Afr. *sonbre* m. „jachère" (1169, Chrestien), mlt. *sombrum* (Langres 1296), *sumbrum* (Langres 1307), mfr. *sombre* (bourg. 1377 bis 1396, Gdf; Prost 1, 3000), bourg. *faire les sombres* „donner le premier labour à une terre" (1703, Br 6, 208), morv. *terre en sombre* „terre qui a reçu le premier labour", Mâcon *sombre* „terre qui n'a reçu que le premier travail", louh. *sombres* pl. „jachères", Thostes *sombre* sg. „terrain qu'on laisse reposer", Minot *sonbre* „saison de la jachère dans l'assolement triennal", Yonne *sombres* pl. „premières façons données aux terres et aux vignes", Seignelay „terres labourées et en repos", Ligny „terres non ensemencées, où l'herbe a poussé spontanément", Chablis *sombre* sg. „champ qu'on laisse reposer; jeune femme qui n'a pas d'enfants", Clairv. „jachère", Troyes „terre en repos; premier labour", Messon „jachère", langr. *en sombre* „en jachère", Ajol *sõbr* „jachère" BlochLex 75, Brotte pl., frcomt. *sombres* „terres en jachère" Brun, Plancher „terrain qu'on laisse reposer périodiquement sans culture", Jonv. „jachères" RLR 71, 27, HSaône, Doubs id. AcBes 1850, 227, Pierrec. *sõbr* „terre qui a reçu le premier labour après la récolte", Belfort *sombres* „ensemble des parcelles d'un finage voué à la culture triennale", Châten. „jachère", Montbél. *sombre* sg., Bourn. *sõbr* pl., Sancey *sombre* sg., Besançon *sombres* pl. N 2, 199, Aj. id., Villié *sombre* sg. „labour superficiel". ChefB. *labourer sombre* „labourer superficiellement", Lant. *plętọ́ sõbr* „planter peu profondément (la

[1] Le deuxième labour se dit ***reussé***, le 3e ***semé***.

vigne); adj. se dit d'un outil agricole qui ne permet qu'un labour superficiel (p. ex. d'une pioche)". – Afr. *sombre* m. „saison du premier labour" (champ. 1260–1355, Gdf; Bev), Pierrec. *sõbr*. – Nfr. *sombrement* m. „premier labour donné à la vigne" (Mon 1636; Pom 1671). – Nfr. *sombrure* f. (Mon 1636; Pom 1671). – Nfr. *sombrage* m. (seit AcC 1842). – Centr. *dessombrer* v.a. „déchirer (un vêtement)". – Afr. *essombre* f. „jachère" (Chrestien, variante; Ruteb).

ß. a'. Afr. mfr. *somart* m. „jachère" (bourg. lothr. 13.–16.Jh., Gdf; MF; Prost 1, 3072), Mouthier *soumale* „terre à ensemencer", Meuse *soumâ* „jachère", Landrem. *somat*, Metz, Isle, Paysh. *somā̃* pl. „terres en jachère", Urim. *sôma* sg. „jachère", Bellefontaine *sǫma*, fourg. *souma* „terre nouvellement labourée et non encore mise en morceaux avec la bêche", Vaudioux *soumä* „labour", PtNoir *sumā* „jachère", Jura id. (p 918), *sumar* (p 927)[1], sav. *somar*, Aussois *sǫmart* „premier labour qui consiste à enterrer le fumier, en mai, dans les terres qui ne sont ensemencées que tous les 2 ans", Albertv. *sommâr* „champ labouré sans être ensemencé", Leschaux „champ qu'on laboure en automne pour semer au printemps", St-MartinP. *somart* R 67, Sav. „jachère" (p 963), Bozel *sǒ̦mar* „pré qui rapporte bien" H 11, Ruff. *somĕr* „terrain qui attend un 2e labour", Vaux *somå* „jachère", Ain *sǫma* (p 924), All. *sǫmā* „champ labouré pour jachère". – Afr. *soumart* „saison du premier labour" (Thionville 1239).

Ablt. – Ametz. *somartraz* m. „juin" (13.–14.Jh., -ARICIU, ThomasNEss 360), *sommertras* (15.Jh.). – Abourg. *somardé* „en jachère" MF. Mfr. *sommarer* v. a. „labourer" (1566, Pin; Cotgr 1611), SaôneLS. *somardẹ* „déchausser (les ceps) à la charrue", Meuse *soumâtaie* „labourer en jachère", Cum. *soumâter*, Moselle *sǫmẹrtēy*, saun. *sǫmatšẹy*, MoselleV. *somǫtyẹ*, Mesnay *soumadé* „labourer sans semer", Vaudioux *soumadger*, Thônes *somarâ* „labourer un champ avant l'hiver", Chambéry *somardâ* „labourer", Albertv. *sommarâ* „labourer sans semer", Aussois *somardar*, Bessans *somardá* „labourer pour enterrer fumier ou herbes", St-MartinP. *somardẹđ* „défricher; administrer une correction", Vaux *somardǻ* „labourer en hiver, pour enterrer le fumier", Gren. *somardâ* „piocher un champ pour en enlever la mauvaise herbe", All. *sǫmardǻ* „labourer avant l'hiver". Genf *sǫmarǻ* „s'associer avec un autre pour labourer", sav. *đomarǻ*[2], Douvaine *se rmarâ*[3] (dazu sav. *đomarõ* m.

---

[1] Anschließend, mit dem gleichen Suffix, der Typus *chaumart* (p 928, 937); diese Formen wären FEW 2, 101a nachzutragen.

[2] *so-* durch *đo-* ersetzt vielleicht in Anlehnung an *đo* „jour" (ZsSchwGesch 2, 439), was davon herkommen könnte, daß die Partner sich ge-

„associé pour le labour", Manigod id., Dingy-Parmellan *somaron*, Douvaine *rmaron*).

b'. Louh. *semards* m. pl. „jachères", Mâcon *semar* sg. „vigne ou champ qui en est à la 1e façon", Paysh. *sẹmār* „jachère", Hattigny *smār* Callais 362, Fim. *smǫ* „champ inculte qui se transforme naturellement en prairie artificielle, mais seulement depuis 3 ou 4 années", Jura *faire du semarre* „laisser reposer la terre" Leq, Noz. *smā* „champ cultivé l'année d'avant; champ labouré d'avance", Arsure *smáe* „id.; blé de semence". Jura *semarre* „années de repos des terres qui produisent les grains" Leq.

Ablt. – Mourmé *smarret* „printemps". – SaôneLS. *smardẹ́* „déchausser (les ceps)" ALLy 200, Dombes *šmardẹ́*, Igé, Clessé *semardé* „piocher la vigne pour la première fois au printemps", Mâcon id. Ragut, Tournus *smardẹ́*, louh. *semarder* „donner la 1e façon à la terre", lothr. *semarter* „faire les 3 ou 4 labours pour l'ensemencement des blés" FeuillCult 6, 122, Hattigny *smǫtyẹ* „labourer", Noz. Mignov. *smadẹ́* „labourer en automne", Arsure *smakdẹ́*, abress. *sumardá* „donner une première façon, avec la charrue ou la houe" L, Vers. *smardá* „faire le 1er labourage d'un champ après les moissons", Bozel *səmardá* „tourner une terre labourable, en automne ou au printemps, sans l'ensemencer" H 16, Beaujolais *səmardọ́* „commencer à travailler la terre" MélDuraff 146, Lant. *smardọ* „commencer les grands travaux de la vigne", Villié *smardô*, Couzon *semardò* „labourer avant l'hiver". – Villié *smardailles* f. pl. „époque des labours de la vigne". – Mâcon *semardage* m. sg. „premier labour de la vigne, avec une houe à deux dents" RevSav 17, 70. – Metz *semèrtré* „terre en jachère". – Metz, Nied *səmẹrtra* „oiseau qui fait son nid dans les crevasses des murs", Isle, Paysh. *səmẹrtrọ*. – Taninges *s'ensmarâ* „s'associer pour labourer".

Basel W. v. WARTBURG

genseitig für einen ganzen Tag zur Verfügung stellen und zu diesem Zwecke schon am Abend vorher sich auf den Hof des andern Partners begeben.

[3] Hier ist die erste Silbe durch *re-* ersetzt worden, was wohl die Gegenseitigkeit der Hilfeleistung unterstreichen soll.

Die Magariten

In memoriam
Nikos A. Bees
(1883–1958)

1. Margariz de Sibilie, ein ungelöstes Rätsel. In der französischen Literatur des Mittelalters erscheint zu wiederholten Malen der Ausdruck *margarit*. Sein Gebrauch ist teils der eines Eigennamens, teils der eines Appellativs. Er hat verschiedene Deutungen hervorgerufen, besonders wegen der Rolle, die er als Name des Sarazenen *Margariz de Sibilie* im *Rolandslied* spielt. Aber diese Deutungen, unter ihnen die ausführliche von Keller in Wartburgs Thesaurus[1], lassen unbefriedigt. Doch nicht nur der Ursprung des Wortes, auch seine Filiation (d.h. die Beziehung der einzelnen Belege zueinander) ist soweit ungeklärt geblieben[2]. Traditionell wird das französische Wort von byz. gr. *μαγαρίτης* 'Renegat' abgeleitet[3]. Aber 'Renegat' ist sicherlich nicht die Bedeutungsnuance, die in den Zusammenhang der Rolandsepisode paßt, wo der Terminus einen durch Schönheit und Ritterlichkeit hervorstechenden Sarazenen bezeichnet:

957 Pur sa beltét dames li sunt amies:
Cele nel veit vers lui ne s'esclargisset,
Quant el(e) le veit, ne poet muër ne riet;
N'i ad paien de tel chevalerie[4].

Dieser Held ist der einzige der zwölf sarazenischen Paladine, der mit dem Leben davonkommt[5]. Im Ms V^4 1399 wird sogar dem

[1] FEW, VI, 22 (veröffentlicht 1958).
[2] Hoepffner, Studi Medievali, n.s., VI (1933), 73. de Vries, Romania, LXXX (1959), 39–40.
[3] Bibliographie ap. J. Horrent, La Chanson de Roland (Paris 1951), p. 220, Anm. 4.
[4] Alle Zitate aus dem Oxford Ms der *Chanson de Roland* nach Hilka-Rohlfs, Das altfranzösische Rolandslied nach der Oxforder Handschrift (Tübingen 1953).
[5] Wenigstens in der Oxfordfassung. Zu einer abweichenden Darstellung, die sich in der Version der Gruppe ß findet, cf. A. Burger in Essais de Philologie moderne, Bibl. Fac. de Philos. et Lettres de l'Uni-

Wunsch Ausdruck gegeben: Deus qual baron se il fust cristie! „Was für ein großer Herr, wenn er nur ein Christ wäre“[1]. Horrent versucht, die herkömmliche Deutung des Namens als ‘Renegat’ zu rationalisieren: „Seul des païens échappe à la mort celui qui, un moment, a connu la lumière de Dieu“[2]. Wir stehen zu Menéndez Pidal: „Margariz de Sibilie es un notable caso de maurofilia que ofrece la Chanson de Roland. Parece una figura de los viejos romances moriscos“[3]. Hier ist sicherlich die Richtung angegeben, in der eine neue Untersuchung der alten Frage vorzugehen hat.

2. Mohammeds Altkämpfer. Die allerersten Anhänger des neuen Glaubens, die dem Propheten von Mekka in die Verbannung nach Medina folgten, wurden *Muhādžirūn*, die ‘Emigranten’, genannt. Mohammed beschreibt sie als die Lieblinge Allahs. *Muhādžir* wurde zum Ehrennamen[4]. Sekundär wurde die Bezeichnung mit der Nuance des Ehrentitels auf die frühen Gefolgsmannen des Propheten übertragen, die zwar Araber, aber keine Emigranten mehr waren[5]. Im Zuge der islamischen Expansion gegen Mitte des 7. Jhdts. wird dann der Name *Muhādžirūn* auf die vollblütigen arabischen Siedler in Ägypten angewandt[6]. Sie und ihre Nachkommen stellen in den eroberten Landschaften eine Art Aristokratie dar[7]. Nun, gerade in dieser Frühzeit der arabischen Herrschaft über Ägypten, in der natürlich das urkundliche Material noch zu einem hohen Grade in der Sprache des Besiegten, d.h. in byzantinischem Griechisch, vorliegt, erscheinen die *Muhādžirūn* in griechischen Papyri in hellenisierender Form als *μωαγαρίται*[8]. Über fünfzigmal ist *μωαγαρίτης* in den sogenannten *Aphrodito Papyri* belegt, die aus dem Anfang des 8. Jhdts. stammen und in der oberägyptischen Stadt Aphroditopolis (an der Stelle des heutigen Kom Ishqaw) gefunden wurden[9].

versité de Liège, CXXIX (Paris 1953), p. 155–160 und Studia Neophilologica, XXVII (1955), 3–12.

[1] E. Kölbing, La Chanson de Roland: Genauer Abdruck der Venetianer Handschrift IV (Heilbronn 1877), p. 41.

[2] Chanson de Roland, p. 220, Anm. 4.

[3] La Chanson de Roland y el neotradicionalismo (Madrid 1959), p. 99.

[4] Gibb and Kramers, Shorter Encyclopaedia of Islam (Leiden 1953), p. 389–390.

[5] L. Caetani, Annali dell'Islam, I (Milano 1905), pp. 571 und 607; II:1 (Milano 1907), pp. 93 und 95.

[6] H. I. Bell, Greek Papyri in the British Museum, IV: The Aphrodito Papyri (London 1910), p. XXXIV.

[7] G. Marçais, La Berbérie musulmane (Paris 1946), p. 21–22.

[8] C. H. Becker, Arabische Papyri des Aphroditofundes, Zeitschrift für Assyriologie, XX (1907), 93, Anm. 11.

[9] Bell, p. 630 s.v. **Μωαγαρίτης*. Zwei weitere Belege von *μωαγαρίτης* aus dem Jahre 708 in den griechischen Papyri von Apollonopolis (dem

Dies ist also die erste Schicht in der Geschichte des Wortes: Arab. *muhādžir* bezeichnet allgemein den Moslem oder spezifisch den arabischen Siedler moslemischen Glaubens in den neueroberten Gebieten, und es mag vielleicht noch etwas von dem früheren Unterton des Ehrentitels behalten haben. Der Ausdruck *μωαγαρίτης* wird dem Westen in byzantinischem Gewande übermittelt, in der Kurzform *μαγαρίτης*, die in den frühesten Urkunden des Islams, zwei Papyri aus der Sammlung Erzherzog Rainer in Wien, belegt sind. Die eine (No. 564), aus dem Jahre 642, ist eine Urkunde, in der eine Gruppe von Magariten den Empfang von Pferden bestätigt[1]; in der anderen (No. 558), aus dem folgenden Jahre, handelt es sich um Schafe, die als Tribut an die siegreichen Magariten abzuführen waren[2].

Die ägyptischen Papyri stellen natürlich trotz der griechischen Form noch arabische Realität dar. Die erste Spur einer Kenntnis des Ausdrucks im Westen findet sich in der *Vita des hl. Stephanus Thaumaturgus,* eines Heiligen der Ostkirche, der im 8. Jhdt. lebte und dessen Leben von seinem Schüler Leontios beschrieben wurde. Dort wird eine Episode erzählt, in der ein ägyptischer Christ (derselbe, der Leontios die Geschichte berichtet) durch ein Wunder von dem Heiligen geheilt wird; dieses Wunder beeindruckt den Mitreisenden des Christen, einen Moslem, dermaßen, daß er mit der Hilfe des Heiligen zum christlichen Glauben übertritt. Wir legen die Stelle in Übersetzung aus dem Griechischen vor[3]:

> (Ein christlicher Ägypter, der schwer erkrankt ist, zieht nach Jerusalem, wo er zu sterben wünscht.) Ein *Magarit* schloß sich mir an; er war der Sohn eines *Magariten* von einheimischer Abstammung (*Μαγαρίτης τις, υἱὸς Μαγαρίτου τῶν αὐτοχθόνων*) und empfand für seinen unheiligen Glauben einen irren und abergläubischen Eifer; es drängte ihn mit Inbrunst, im Tempel der Araber in Jerusalem zu beten (gemeint ist wohl Omars Moschee)... (Der Magarit wird Zeuge der Heilung des Christen durch den hl. Stephanus.) Dieses außerordentliche Wunder... verwandelte den Unglauben des *Magariten* in Glauben... Er näherte sich dem ehrwürdigen Manne (dem hl. Stephanus) und sagte: „Von dieser Stunde an bin ich ein Christ... und ich entsage dem eitlen Glauben der Araber". (Das Chrisma, das der hl. Stephanus ihm beim Abschied mitgibt, beschützt den Neubekehrten gegen die Anfeindungen der Menge), die gegen ihn Zeugnis ablegt

---

modernen Edfu) ap. R. Rémondon, Papyrus grecs d'Apollônos Anô, Documents de fouilles de l'Institut français d'archéologie orientale du Caire, XIX (Le Caire 1953), pp. 12 und 13.

[1] A. Grohmann, Etudes de Papyrologie, VIII (1957), 28–29.

[2] A. Grohmann, Etudes de Papyrologie, I (1932), 41–42; die Datierung auf Tfl. IX.

[3] AASS Iulii III, p. 543–544.

und bestätigt, daß er ein *Magarit* und der Sohn eines *Magariten* und seit seiner Kindheit im Glauben der Fremdlinge aufgezogen war.

Die semantischen Unterabteilungen dieser Gruppe sind nicht immer leicht von einander abzugrenzen. In der Geschichte des ägyptischen Christen bezeichnet *Magarit* augenscheinlich einen Moslem aus Ägypten. Im *Rolandslied* begegnet der Ausdruck im Namen des einen Sarazenen, der, anders als die anderen, den relativ kleinen Bezirk der Maurophilie von Turoldus verkörpert: *Margariz de Sibilie*[1]. Angesichts der besonderen Rolle, die dieser spielt, scheint es verlockend, aus seinem Namen noch den heroischen Unterton herauszuhören, der einst mit der moslemischen Elite der *Muhādžirūn* assoziiert war. Diese Möglichkeit wird durch einen interessanten Reflex des rolandschen *Magariz* in der mittelhochdeutschen Literatur gestützt. Nach Naumann[2] ist eben der *Margariz* des französischen Rolandsliedes der 'erste Ansatz' und 'ein erster Keim' für den verbreiteten Typus des Edlen Heiden, der als Exponent der höfischen Kultur und als Objekt der ritterlichen Toleranz im Gegensatz zum Wilden Heiden, dem Ausdruck der kirchlichen Tradition und religiösen Intoleranz, steht. Das würde darauf deuten, daß wenigstens die deutschen Meister des 12.Jhdts. den *Magariz* in verklärendem Lichte sahen. Doch ist es auch durchaus möglich, daß der Ausdruck denselben verallgemeinerten und dann im mittelalterlichen Französisch häufigen Gebrauch zeigt, der sich schon aus der *Vita des hl. Stephanus* herauskristallisieren läßt: den einer Bezeichnung des Sarazenen schlechthin. So etwa wird der Sultan von Persien, der in dem Epos *Partenopeus de Blois*[3] aus dem 12.Jhdt. in einem Turnier gegen christliche Ritter von gleichem Range kämpft, im Ms. der Arsenalbibliothek *li margaris* (8973) und *li magaris* (9775) genannt[4]. Derselbe Mann erscheint im selben Epos

---

[1] Eine Identifizierung von *Sibilie* mit dem nordafrikanischen *Zawîla* ap. A. Burger, „Le fief de Margarit", Mélanges Hoepffner (Paris 1949), p. 165–166.

[2] H. Naumann, „Der wilde und der edle Heide", Festgabe Gustav Ehrismann (Berlin und Leipzig 1925), pp. 88–89. Letzthin hat Naumann am *Magariz* des deutschen Rolandsliedes den Gegensatz zwischen der staufischen und der welfischen Welt zu demonstrieren versucht (Deutsches Dichten und Denken von der germanischen bis zur staufischen Zeit, Berlin 1952, p. 74). Wir verdanken diese Hinweise Professor E.A. Philippson (University of Illinois).

[3] G.-A. Crapelet, ed., Partonopeus de Blois (Paris 1834).

[4] Godefroy, s.v. margari. Keller ap. FEW erklärt die Abwesenheit des *-r-* in der zweiten Form durch sekundäre Dissimilation. Es scheint einfacher, die Form ohne *-r-* als ein Relikt der primären Form des Ausdrucks anzusehen, die ja ursprünglich kein *-r-* aufwies.

in einem mehr oder weniger ähnlichen Zusammenhang auch als *li païens* (9807 et passim) und als *li mescréans* (9791): Beide sind Bezeichnungen des 'Ungläubigen' und des 'Sarazenen'. Das deutet darauf hin, daß *li margaris* hier gleichfalls in diesem Sinne gebraucht wird und nicht als ein pejoratives Epitheton, wie Sneyders de Vogel durch seine Übersetzung 'Verräter' vorschlägt[1]. So wie die unscharfe Grenzlinie zwischen Bedeutungsnuancen gewisse Schwierigkeiten in der Analyse des Terminus darstellt, so schwanken die westlichen Reflexe des Ausdrucks auch zwischen dem Gebrauch des Wortes als nomen commune und als nomen proprium. Dieselbe Dichtung *Partenopeus de Blois* liefert ein gutes Beispiel: Der gleiche Sultan, der im Ms. der Arsenalbibliothek als *li margaris* 'der Ungläubige' charakterisiert wird, trägt in anderen Fassungen einfach den Namen *Margaris*[2]. Im Laufe der Zeit scheint dann *Margaris* als nomen proprium sich mehr und mehr durchzusetzen. Die folgenden sind typische Beispiele[3]: Das Ms. *T* (Cambridge) des *Rolandsliedes* weist die Variante *Margaris* auf, wo die Oxforder Handschrift *Almaris* (*de Belferne*) (812) und *Escremiz* (*de Valterne*) (931) hat[4]; in den Epen *Fierabras* und *Covenant Vivien,* die aus dem 12.Jhdt. stammen, treten Sarazenen mit dem Namen *Margaris* auf; und ein Sarazene namens *Margalis* erscheint, im 14.Jhdt., im Epos *Li Bastars de Buillon.*

Der eine oder der andere der zahlreichen Sarazenennamen in der französischen Literatur des Mittelalters, die das Morphem *marg-* enthalten, könnte einen Reflex des *Magariten* darstellen. So scheint (um nur ein Beispiel zu analysieren) der Typus *marganice,* mit Umgestaltung der Endung, hierher zu gehören; er ist im *Rolandslied* (1914, 1954 und, mit dem Artikel, 1943) das Epitheton für den Oheim des Marsilie, der an anderen Stellen desselben Epos (453,

[1] Flutre und Sneyders de Vogel, „Li Fet des Romains“, II (Paris-Groningue 1938), p. 170.

[2] Der Name des Sultans ist nach zwei Übersetzungen zitiert, die auf der ursprünglichen Form der französischen Dichtung beruhen (M. Roques, Romania, LXII [1936], 143): der mittelniederländischen, die den Typus *Margaris* aufweist (H.F.Maßmann, Partonopeus und Melior [Berlin 1847], pp. 73 und 82); und der mittelenglischen, die *Margarise* hat (A.T.Bödtker, The Middle English Versions of Partenope of Blois, Early English Text Society: Extra Series, CIX [London 1912], V. 11664). Die mittelhochdeutsche Fassung von Konrad von Würzburg (die zu einer anderen Handschriftengruppe gehört) zeigt die Form *Margalis* (P.Piper, Höfische Epik, Kürschners Deutsche National-Literatur, IV:1, 3–4 [Stuttgart, s.d.], pp. 302 und 304).

[3] Langlois, Table, p. 432.

[4] E. Stengel, Das altfranzösische Rolandslied (Leipzig 1900), pp. 85 und 96.

493, 505, 681) mit dem Titel *l'algalife* ('der Kalif') bezeichnet wird. Diese Gleichsetzung von *marganice* und *margarit,* die sowohl von der traditionellen Identifizierung von *marganice* und *algalife* wie wohl auch von Knudsons Interpretation von *marganice* als 'un nom quelconque'[1] abweicht, läßt sich vielleicht typologisch rechtfertigen. Der Sarazene *Marganice* ist ein großer Herr in Afrika: „tint Kartagene, Alfrere, Garmalie / E Ethiope" (1915–16); er ist der einzige, der nach der Flucht des Marsilie weiterkämpft: „Se fuit s(en) est Marsilies, / Remés i est sis uncles, Marganices" (1913 bis 14); wenn Roland ihn erblickt, weiß er, daß das Ende nahe ist: „Ci recevrums ma(r)tyrie, / Et or sai ben, n'avons guaires a vivre" (1922–23); und er vor allem gibt Olivier den Todesstreich: „de vos sul (sagt er) ai ben vengét les noz" (1951). Er steht mit beiden Füßen in der Tradition der *Muhādžirūn.*

3. Der Pirat. Von Anfang an finden sich Spuren eines zweiten, spezialisierten Gebrauchs des arabisch-byzantinischen Ausdrucks. In den *Aphrodito Papyri* des Britischen Museums aus dem frühen 8.Jhdt. wird die ägyptische Flotte der Araber beschrieben; die Seesoldaten (d.h. die Soldaten der jährlich auf Beutezüge ausfahrenden Flotte, die zur Landung in den Küstenstrichen des Byzantinischen Reiches gedrillt waren) bestehen zum Teil aus *Muhādžirūn* (oder *μωαγαρῖται*), d.h. vollblütigen arabischen Siedlern[2]. So erwähnt der *Papyrus 1449* die *μωαγαρῖται* der dromonaria, die *μωαγαρῖται* der Beuteflotte des Ostens, die *μωαγαρῖται* der hochgetürmten Schiffe[3]; *Papyrus 1433* erwähnt die *μωαγαρῖται* der ägyptischen Beuteflotte[4]; und *Papyrus 1394* spricht von den *μωαγαρῖται* von Fustat, die sich auf die Beutezüge vorbereiten[5]. Es ist möglich, daß diese besondere Funktion der *Magariten* im Gebrauch von afrz. *margariz* 'Anführer der Piraten' fortlebt, das sich in drei Stellen der *Fet des Romains,* einer Chronik des 13.Jhdts., findet[6].

4. Der Abtrünnige. In dem Prozeß der Verallgemeinerung scheint *Muhādžir* noch eine andere Schattierung angenommen zu haben. Zu den Bezeichnungen des Altkämpfers (des Auswanderers von Mekka nach Medina und des bekehrten Arabers der Frühzeit) und des arabischen Siedlers in Ägypten (mit der Sonderentwicklung

---

[1] Romania, LXIII (1936), 81. Ähnlich H. Grégoire, Byzantion, XVI (1942–43), 541, Anm. 11.

[2] Bell, Journal of Egyptian Archeology, XII (1926), 275.

[3] Bell, Islam, XVII (1928), 7–8.

[4] Bell, Islam, III (1912), 372.

[5] Bell, Islam, II (1911), 382.

[6] Flutre und Sneyders de Vogel, II, p. 169–170 und Glossaire s.v. margariz. Flutre, Romania, LXV (1939), 478–479.

zum Piraten) trat, wenigstens in Ägypten, eine neue Nuance: der Ausdruck wurde einfach zur Bezeichnung des Anhängers des neuen Glaubens, auch wenn dieser Anhänger in ethnischer Hinsicht nicht zu den arabischen Eroberern gehörte. Nach H. I. Bell schließt die Benennung *Muhādžirūn* häufig die *Mawālī* ein, und die *Mawālī* werden definiert als ,,persons of non-Arab race converted to Islam; in Egypt doubtless chiefly Greeks or Copts''[1]. Dieser Gebrauch des Wortes als Bezeichnung des 'Konvertiten' stellt sicherlich die Grundlage der weitverbreiteten Bedeutung 'Renegat' dar. Wer der einen Seite ein Neuer Anhänger war, galt der anderen als ein Abtrünniger. Spuren dieser Entwicklung finden sich vom frühen 9.Jhdt. an in Griechenland, Italien und Frankreich. So erwähnt der byzantinische Chronist Theophanes, dessen *Chronographia* zwischen 811 und 815 geschrieben wurde, einen *μαγαρίτης* in drei verschiedenen Zusammenhängen:

> *καὶ πρὸς Κοσμᾶν τινα πλησίον αὐτοῦ ἑστῶτα πρόσφυγα Ῥωμαίων μαγαρίτην εἰπεῖν* ,,und einem gewissen Kosmas, einem Emigranten und Apostaten der Byzantiner, der nahe bei ihm stand, zu sagen''[2]; *ἐδολοφονήθη Οὔμαρ, ὁ τῶν Σαρακηνῶν ἀρχηγός, . . . ὑπό τινος Πέρσου μαγαρίτου* ,,Omar, der Führer der Sarazenen, wurde von einem persischen Renegaten ermordet''[3]; *κατεσχέθη δὲ καὶ Χριστιανός, ἀπὸ Χριστιανῶν μαγαρίτης καὶ πρῶτος τῶν Σκαμάρων* ,,Christianos, der den Christen abtrünnig und ein Hauptmann der Skamaren geworden war, wurde gefangen genommen''[4])[5].

Im Romanischen erscheint der arabische Terminus wiederum in seiner griechischen Form. Er findet sich in der lateinischen Übersetzung des Theophanes, der *Historia Tripertita* von Anastasius Bibliothecarius, die zwischen 874 und 875 verfaßt wurde[6].

Die zweite der drei Stellen in dieser Übersetzung ist übrigens aus formalen Gründen von Belang: nämlich für die Erklärung des unorganischen *-r-* in den westlichen Varianten. Keller[7] (der Pio Rajnas Annahme einer Kreuzung mit *margarita* 'Perle'[8] ablehnt) erklärt die lautliche Umgestaltung durch Einfluß des Namens eines im 12.Jhdt. volkstümlichen Admirals *Margarito da Brindisi*. Aber

---

[1] Bell, Aphrodito Papyri, p. XXXIV.
[2] C. de Boor, Theophanis Chronographia, I (Leipzig 1883–85), p. 314.
[3] de Boor, I, p. 343.
[4] de Boor, I, p. 436.
[5] Weitere griechische Belege mit der Bedeutung 'Renegat' ap. S.B. Psaltes, Grammatik der byzantinischen Chroniken (Göttingen 1913), pp. 11, 249, 328–329.
[6] de Boor, II, pp. 195, 215, 287.
[7] FEW, VI, 22.
[8] Romania, XIV (1885), 418.

alle Handschriften der betreffenden Stelle des Anastasius weisen die Form *margarita* auf, die damit die lectio des Archetypus ist, und dieser Archetypus muß dem Ms. *Palatinus 826* vorausgehen, das für das 10. Jhdt. datiert wird[1]. Aus chronologischen Gründen kann also der Name des Admirals *Margarito* kaum zu dem unorganischen *-r-* geführt haben. Vielleicht ist das *r* ein Ersatzlaut für das frikative Element in der Aussprache des byzantinischen γ.

In der Bedeutung 'Apostat' erscheint der Ausdruck noch weiterhin im 9. Jhdt., in einem Brief des Papstes Johann VIII, von 876. In diesem Brief beschreibt der Papst die schwere Gefahr für die Stadt Rom, die außen durch die Sarazenen und innen durch deren Fünfte Kolonne, die *Magariten,* bedroht war:

> noctis silentio cum adulteris clavibus portam Urbis quae vocatur sancti Pancratii aperuerunt et cum suis complicibus cumque omnibus thesauris sanctae Dei ecclesiae Sarracenis undique populantibus diffugerunt portasque patentes reliquentes multis *margaritis* fugiendi et Sarracenis ingrediendi aditum, nisi nos divina custodia tueretur, procul dubio reliquerunt[2].

Der nächste Beleg ist französisch. Der zweite Protagonist (oder besser, Antagonist) des altfranzösischen Epos *Gormont et Isembart,* das in einer anglo-normannischen Handschrift von ungefähr 1080 erhalten ist[3], ist Isembart, der bisweilen (302) *li reneiés* 'der Renegat', bisweilen (422 etc.) *li margaris* genannt wird. Die literarische Genesis von Isembarts Epitheton hat verschiedene Erklärungen hervorgerufen und gilt noch als ungelöstes Rätsel[4]. Seltsamerweise enthält das *Chronicon Casinense,* das aus dem 9. Jhdt. stammt und das, allerdings ohne Zustimmung zu finden, von Zenker als eine Quelle für die literarische Figur Isembarts vorgeschlagen wurde[5], auch einen Beleg für das Appellativ *magarita*[6]. Doch ist der Kontext so knapp, daß die beiden Bedeutungen 'Apostat' und 'Moslem' gleichermaßen passen und gleichermaßen unbeweisbar sind, eine Zweideutigkeit, die verschiedene Interpreten zu verschiedenen Lösungsvorschlägen veranlaßt hat[7].

---

[1] de Boor, II, p. 215.

[2] MGH, Epist., VII:1 (E. Caspar, ed.), p. 327.

[3] A. Bayot, ed., Gormond et Isembart, CFMA, XIV (Paris 1931).

[4] Die letzte kritische Darstellung der zahlreichen Deutungen ist die von J. de Vries, Romania, LXXX (1959), 39–40.

[5] R. Zenker, Das Epos von Isembard und Gormund (Halle 1896), p. 127.

[6] MGH, SS, III, p. 226.

[7] Zenker, RF, XXXIX (1926), 439, übersetzt 'Renegat'; Pertz, MGH, loc. cit., läßt die Entscheidung offen: 'apostatae, infideles, Saraceni'; Amari, Storia dei Musulmani di Sicilia, I² (ed. Nallino; Catania 1933), p. 509, scheint 'Moslem' anzunehmen; so setzt auch F. Blatt ap. No-

5. Span. *margarite* 'kleiner Finger'. Schließlich nehmen die Hispanisten (Spitzer mit der ausdrücklichen oder implizierten Zustimmung von Menéndez Pidal, Castro[1], M. L. Wagner[2] und Corominas[3]) an, daß *margarite,* die Benennung des kleinen Fingers, die in zahlreichen Varianten in verschiedenen spanischen Dialekten begegnet, wegen der folkloristischen Funktion des kleinen Fingers als des Angebers auf afrz. *margarit* 'Verräter' zurückgeht. Aber die Herleitung stößt auf Schwierigkeiten. Keiner ihrer Verfechter hat entweder die Zwischenstufe *margarit* 'kleiner Finger' für Frankreich oder die Zwischenstufe *margarite* 'Verräter' für Spanien nachgewiesen[4]. Noch paßt die vorauszusetzende Volkstümlichkeit des spanischen Ausdrucks zu dem eher technischen und literarischen Gebrauch des französischen Terminus, der sich niemals zu weit von seinem orientalischen Bedeutungsinhalt entfernt. Es scheint eher angebracht, die Lösung für span. *margarite* in einem Bedeutungsfeld zu suchen, das schon zahlreiche Benennungen des kleinen Fingers geliefert hat: unter den Ausdrücken für 'Kind' oder 'klein' oder, allgemein, den Kosebezeichnungen[5]. Einige Ableitungen des homophonen MARGARITA 'Perle' weisen in der Tat in diese Richtung. So benützt Petronius (63, 3) MARGARITUM in bezug auf einen Jüngling: ipsimi nostri delicatus decessit, mehercules *margaritum* „der Liebling meines Herrn ist gestorben; o, er war eine Perle"; und MARGARITIO[6] erscheint als ein Koseausdruck in einer Inschrift (*CIL,* VI, 13637) auf dem Grabstein eines Kindes: Sex(tio) Brittid(io) iuveni *margaritioni* carissimo vixit annis II. mens. VII. dieb. XVIII[7]. Der gleiche Unterton der Kleinheit scheint noch in einem Beleg aus dem 17. Jhdt. vorzuliegen, in dem span. *margarite*

---

vum glossarium mediae latinitatis, s. v. magarita (Kopenhagen 1959), 'musulman, infidèle' an.

[1] RFE, XI (1924), 314–315.

[2] RFE, XII (1925), 80.

[3] Corominas, DCELC, s. vv. margarita und meñique.

[4] Es ist nicht klar, ob der FN *Margarit,* der in der Provence (Mistral, II, p. 278) und vom 12. Jhdt. an in Katalonien (Salvat, Diccionari de la llengua catalana [Barcelona, s. d.], II, p. 206–207) auftritt, zu dem byzantinisch-arabischen Ausdruck in Beziehung zu setzen ist, wie Spitzer, RFE, XI (1924), 314, Anm. 1, vorschlägt.

[5] Zauner, RF, XIV (1903), 452–453. Hierher auch span. *menino* (Corominas, s. v. meñique) und prov. *marmelet* (E. Rolland, Rimes et jeux de l'enfance [Paris 1883], p. 27), das übrigens wohl kaum (trotz Corominas, s. v. margarita) von aspan. *mermelique* zu trennen ist.

[6] Walde-Hofmann, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, II, p. 39.

[7] S. G. Harrod, Latin Terms of Endearment and of Family Relationship (Princeton 1909), p. 76.

von Spitzer[1] als 'heidnisch', aber von Corominas[2] als 'klein' interpretiert wird: Der Kontext dieses Belegs[3], eine spielerische Romanze („A una dama muy pequeña, sobre unos chapines muy grandes"), deren Wirkung auf dem Gegensatz zwischen groß und klein beruht, stützt die Ansicht von Corominas.

6. *Μαγαρίζω* 'abtrünnig werden'. Die westlichen Reflexe des arabischen Ausdrucks zeigen ihre größte Vitalität zweifellos in der Formklasse des Verbs; ihr Ausgangspunkt ist hier die typisch griechische Bildung *magariz-*. Zu diesem Stamm sind das Verb *μαγαρίζω* und das postverbale Nomen *μαγαρισμός* gebildet. Die latinisierte Umbildung des griechischen Verbs ist *magarizare*. Der verbale Stamm *magariz-*, der vom 8. oder frühen 9.Jhdt. an belegt ist, zeigt ungefähr die gleichen semantischen Nuancen wie der nominale Stamm *magarit-*. So bezeichnet der älteste Beleg des postverbalen Nomens *μαγαρισμός* den 'Mohammedanismus' gerade wie die älteste Schicht von *μαγαρίτης* außerhalb von Ägypten den 'Mohammedaner' benennt. Das postverbale Nomen findet sich in einem Dialog, der von Theodor Abū Qurra (740–820) geschrieben und angeblich von den Worten seines Lehrers Johannes von Damaskus († 754) inspiriert war[4]. Es ist dort die Rede von Moses, dem Lehrer des *Ἰουδαϊσμός*, und Christus, dem Künder des *Χριστιανισμός*; und der Text fährt fort: *μετὰ καιροὺς ἦλθεν ὁ Μουχαμὲθ κηρύττων τὸν Μαγαρισμόν* „später kam Mohammed, der den Magarismus predigte"[5]. Dann sind mehrere Beispiele des Verbs oder der postverbalen Bildung vorhanden, die semantisch dem Nomen *μαγαρίτης* 'Apostat' entsprechen. Sie finden sich z.B. in der *Chronographia* von Theophanes[6]:

> [*Οὔμαρ*] *μαγαρίζειν τοὺς Χριστιανοὺς ἠνάγκαζεν καὶ τοὺς μὲν μαγαρίζοντας ἀτελεῖς ἐποίει, τοὺς δὲ μὴ καταδεχομένους ἀνῄρει . . . ἐποίησε δὲ καὶ ἐπιστολὴν δογματικὴν πρὸς Λέοντα τὸν βασιλέα οἰόμενος πείσειν αὐτὸν τοῦ μαγαρίσαι.* Die Stelle lautet in der Übersetzung von Anastasius Bibliothecarius aus dem 9.Jhdt.[7]: (Humar, i.e., Omar) Christianos apostare coëgit; et apostantes quidem sine tributo esse faciebat, at vero non consentientes interimebat. .... fecit autem et epistolam dogmaticam ad Leonem imperatorem ratus impius ei persuadere, quo a fide sua recederet.

---

[1] RFE, XI (1924), 314.

[2] DCELC, III, 266 s. v. margarita.

[3] Polo de Medina, Composiciones varias, BiblAutEsp, XLII, p. 195.

[4] W. Eichner, Islam, XXIII (1936), 136. Cf. G. Graf, Die arabischen Schriften des Theodor Abû Qurra, Forschungen zur Christlichen Literatur- und Dogmengeschichte, X (Paderborn 1910), p. 10.

[5] Migne, PG, XCIV, p. 1596.

[6] de Boor, I, p. 399.

[7] de Boor, II, p. 258.

Der byzantinische Ausdruck, der noch einige Male im Zusammenhang mit Theophanes belegt ist, lebt in die postbyzantinische Zeit weiter: Die Einwohner der peloponnesischen Landschaft, die der heutigen Provinz Olympia entspricht, hatten sich zum Mohammedanismus bekehrt und wurden daraufhin mit der verbalen (statt wie im Mittelalter mit der nominalen) Form des Wortes *μαγαρισμένοι* genannt; entsprechend wurden bestimmte Dörfer in Thessalien und Mazedonien, die von Apostaten bewohnt waren, als *μαγαρισμένα* bezeichnet; und noch in neuester Zeit ist das Verb *μαγαρίζω* auf politische Renegaten angewandt worden[1]. Einige Spuren deuten auf den Gebrauch des Verbs im mittelalterlichen Italien: *magarizare* in einem langobardischen Kapitular[2] und *margarizare* in der *Vita S. Raynerii Pisani,* der im Jahre 1160 starb[3]. Trotz der Knappheit der Belege scheint es also, daß sich der westliche Zweig des Terminus ohne Unterbrechung bis ins tiefe Mittelalter gehalten hat.

7. *Μαγαρίζω* 'beschmutzen'. Von der spätbyzantinischen Zeit an bis in die Gegenwart ist im Griechischen ein Verb *μαγαρίζω* mit pejorativem Unterton in Gebrauch. Zunächst erscheint es in einem religiösen Zusammenhang mit der Bedeutung 'die Fastenvorschriften durch den Genuß von Fleisch übertreten'. Der früheste Beleg für diesen Gebrauch findet sich gegen das Ende des 11. Jhdts.:

> Der Diakon Petros, der Chartularius, wird gefragt: *ὁ εἰς ἔθνη κρατηθεὶς καὶ μαγαρίσας καὶ ἐν κοίτῃ μιανθείς, μήπω δὲ μουσουλμανίσας, μυρώνεται;* „Darf der gesalbt werden, der von den Ungläubigen gefangen worden ist und die Vorschriften des Fastens gebrochen und Unzucht getrieben hat, ohne jedoch ein Moslem zu werden?" Und der Diakon antwortet: *ὁ μιαροφαγήσας τὸν Χριστὸν ἀρνεῖται* „Wer unreines Fleisch ißt, verleugnet Christum"[4].

Hier wird *μαγαρίζω* mit *μιαροφαγῶ* 'unreines Fleisch essen'[5] gleichgesetzt, aber zu *μουσουλμανίζω* 'ein Moslem werden' in Gegensatz gestellt. In dieser Bedeutung 'die Fastenvorschriften brechen' ist das Verb heute noch sehr lebendig[6]. Aber das Feld seines Gebrauches

---

[1] Bees, Byz.-Neugr. Jahrb., XV (1939), 206–207.

[2] Muratori, RISS, II, p. 262. Zum geschichtlichen Zusammenhang cf. Amari, I, pp. 446 und 511.

[3] DuCange, s. v.

[4] Migne, PG, CXIX, p. 1096.

[5] Amantos, *Λεξικογραφικὸν Ἀρχεῖον*, p. 106, Anhang zu *Ἀθηνᾶ*, XXVI (1914–15).

[6] Andriotis ap. Rohlfs, ZRPh, LX (1940), 370. Amantos, loc. cit. Bees, Byz.-Neugr. Jahrb., XV (1939), 207. G. Rohlfs, Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität (Halle 1930), No. 1290; Vocabolario dei dialetti salentini, Bayr. Akad. Wissensch., phil.-hist. Kl. Abh., n. s., XLI (München 1956), p. 321. Cf. Akademie Athen, *Ἱστορικὸν Λεξικόν*, I, p. 493 s. v. *ἀμαγάριστος*.

vergrößerte sich: Es erweiterte seine Bedeutung vom religiösen Begriff der Verletzung der Fastenvorschriften zu der allgemeinen des Verunreinigens, vielleicht, wie Amantos vorgeschlagen hat[1], über eine Zwischenstufe 'sich durch die Verletzung der Fastenvorschriften verunreinigen'.

Die etymologischen Deutungen des neugr. *μαγαρίζω* 'die Fastenvorschriften verletzen; verunreinigen' sind zahlreich. Bees sagt einfach: „Die Frage nach der Ableitung des Verbums *μαγαρίζω* hat seit Jahrhunderten die Gelehrten in Anspruch genommen"[2]. In einer Beziehung jedoch stimmen die Gräzisten überein: Alle sehen den neugriechischen Ausdruck als das Relikt eines altgriechischen Elements *megar-* an. Nach der einen Interpretation gehört das Element *megar-* zu dem Namen der Stadt *Megara*. Das führte zu zwei Hypothesen: a) Eine Grundlage *μεγαρικὰ* (*ἀγγεῖα*) 'Töpfe aus Megara' wird von Hatzidakis[3], wohl wegen eines Zusammenhanges zwischen Töpferware von geringer Qualität und Unreinheit vorgeschlagen. b) Das Verb *μαγαρίζω* wird von Alessio[4] mit dem altgriechischen Verb *μεγαρίζω* 'der Philosophie der megarischen Schule folgen' identifiziert; die Herleitung beruht (so nehmen wir an) auf einer implizierten Bedeutungsnuance des antiken Verbs: 'Zersetzung durch sophistische Methoden'[5]. Die zweite Gruppe der Gräzisten verknüpft *μαγαρίζω* über eine Zwischenstufe *μεγαρίζω* mit dem alten Nomen *μέγαρον*. Die Wege trennen sich jedoch in der Interpretation von *μέγαρον*. Dies wird doppelt erklärt, a) von Polites[6] und Amantos[7] als die Bezeichnung einer dem Opfer von Ferkeln dienenden Grube, in der die Kadaver der Tiere schließlich in Fäulnis übergehen; und b) von Kontoleon[8] als der heilige Raum des Tempels, d.h. der Platz für die Opfer[9]. Das Verb *μεγαρίζω*, das als

---

[1] Amantos, op. cit., p. 107.

[2] Byz.-Neugr. Jahrb., XV (1939), 203. Der Aufsatz von Bees, p. 196 bis 208, enthält eine gute Bibliographie zu der Frage.

[3] *Μέσα καὶ νέα ἑλληνικά* (Athen 1905–07), II, p. 334.

[4] Battisti-Alessio, DEI, s.v. cammarare.

[5] Cf. Bees, Byz.-Neugr. Jahrb., XV (1939), 204–205.

[6] N. G. Polites, *Παροιμίαι* (Athen 1899–1902), I, p. 203–204.

[7] K.I. Amantos, „*Μέγαρον, Μεγαρίζω*", *Λεξικογραφικὸν Ἀρχεῖον*, p. 101–108, Anhang zu *Ἀθηνᾶ*, XXVI (1914–15).

[8] N.M. Kontoleon, „*Μέγαρον*", Mélanges Merlier, I (Athen 1956), p. 293–316.

[9] Variationen dieser beiden Deutungen werden vorgeschlagen von A.J. Festugière, Les mystères de Dionysos, Revue Biblique, XLIV (1935), 392–396; und Mohammed Selim Salem, The Problem of the Megarum in the Worship of Isis, Bulletin of the Faculty of Arts, University of Egypt, IV:1 (2nd ed.; Cairo 1953), p. 45–61.

Bindeglied zwischen *μέγαρον* und *μαγαρίζω* angesetzt wird, ist im *Protrepticus* (II, 17, 1) von Klemens von Alexandria (2.–3. Jhdt.) belegt: *ἐν τοῖς θεσμοφορίοις, μεγαρίζοντες χοίρους ἐμβάλλουσι* „sie megarisieren beim Fest der Thesmophorien und werfen Schweine hinein[1]". Die Scholien zum *Protrepticus*, in denen das Verb als *θύοντες* 'ein Opfer darbringend'[2] wiedergegeben wird, stammen wohl von einem christlichen Grammatiker des 5. Jhdts., der seltene Wörter zu erklären versucht[3]. Nach Klemens (und einigen Autoren, die Klemens zitieren) scheint die Form *μεγαρίζω* nicht mehr belegt zu sein. Vom Mittelalter an erscheint nur noch eine Form *μαγαρίζω*.

Da der früheste Beleg dieser Form *μαγαρίζω* (d.h. des *μαγαρίζω* aus dem 9. Jhdt., das 'ein Renegat sein' bedeutet) zweifellos das arabische Wort wiedergibt, so mag man wohl eher annehmen, daß *μαγαρίζω* 'die Vorschriften des Fastens übertreten; verunreinigen' eine sekundäre semantische Entwicklung von *μαγαρίζω* 'ein Renegat sein' darstellt, als daß es das alte Verb *μεγαρίζω*, Ableitung von *Megara*, oder das alte Verb *μεγαρίζω* 'ein Opfer darbringen' fortsetzt. Diese Verben scheinen beide untergegangen zu sein. Die Entwicklung von der religiösen Abtrünnigkeit zur Übertretung der Fastengebote oder zur Verunreinigung[4] findet eine Parallele in gr. *Ἀγαρηνός* 'Moslem', das noch im modernen Gebrauch in dem Ausdruck *ψωμὶ ἀγαρηνό* 'verunreinigtes Brot'[5] fortlebt. Da die Form des Verbstammes die des arabischen Lehnwortes und nicht der antiken Wörter ist und da die antiken Wörter schon im 5. Jhdt. außer Gebrauch gewesen zu sein scheinen, so schlagen wir vor, *μαγαρίζω* von *μεγαρίζω* zu trennen und *μαγαρίζω* 'die Fastenvorschriften übertreten; verunreinigen' als Fortsetzung von *μαγαρίζω* 'ein Renegat sein' anzusehen.

8. Kreuzungen. Der Terminus scheint, vor allem in seiner verbalen Form, gewissen Einflüssen ausgesetzt gewesen zu sein. Zwei Fälle von Kreuzungen können wohl angenommen werden.

a. *Ἀγαρηνός*. Neben der Reihe von *μαγαρίζω* und seinen Ableitun-

---

[1] O. Stählin, *Clemens Alexandrinus*, I (Leipzig 1905), p. 14.

[2] Stählin, p. 302. Zum Begriff von *μεγαρίζω* bei Klemens von Alexandria cf. G. Mylonas, *Ἐπιστημονικὴ Ἐπετηρὶς τῆς Φιλοσοφικῆς Σχολῆς τοῦ Πανεπιστημίου Ἀθηνῶν* (Annuaire Scientifique de la Faculté de Philosophie de l'Université d'Athènes), 2. Serie, IX (1958–59), 12 et passim.

[3] Stählin, p. XXIII.

[4] Auch Rohlfs, Vocab. salent., p. 321, schlägt für *μαγαρίζω* die Bedeutungsentwicklung von 'Abtrünnigkeit' zu 'Übertretung der Fastengebote' vor.

[5] *Ἱστορικὸν Λεξικόν* s. v. *Ἀγαρηνός*.

gen *μαγαρισία* und *μαγαρισμός*[1] besteht im Griechischen auch die Reihe *ἀγαρίζω* 'ein Moslem sein oder werden' mit *ἀγαρισία* und *ἀγαρισμός* 'Mohammedanismus', die alle von dem Philosophen Niketas von Byzanz (9.Jhdt.) gebraucht werden[2]. Hier ist das Morphem *magar-* von dem ähnlichen Morphem *agar-* in *Ἀγαρηνός*, dem biblischen Namen der Araber, der von den byzantinischen Kirchenschriftstellern als Bezeichnung der Mohammedaner gebraucht wird, beeinflußt worden. Eine ähnliche Kreuzung hat sich übrigens im Arabischen selbst vollzogen: in der arabischen Vorlage des Suaheli-Epos *Chuo cha Herkal* (Das Buch von Herkal, d.h. vom byzantinischen Kaiser Heraklius), die wohl aus dem 14.Jhdt. stammt, werden die *Muhādžirūn* mit den *Mudžāhidūn*, den 'Kämpfern des heiligen Krieges' (*džihād*) vermischt, deren religiöse Pflicht es ist, den Islam mit Waffengewalt zu verbreiten[3].

b. *Γαμῶ*. Es ist kaum möglich, ein synonymes Verb *γαμαρίζω* von *μαγαρίζω* 'verunreinigen' zu trennen; doch bedarf die genaue Beziehung zwischen beiden Typen einer kurzen Erläuterung. Die Analyse überschreitet die Grenzen des Griechischen. In genetischer Hinsicht sah Rohlfs im Jahre 1940 *γαμαρίζω* als die primäre, *μαγαρίζω* als die sekundäre Schicht an[4]. Seiner Ansicht nach zeigte die Verbreitung von *γαμαρίζω* in den Randgebieten Kreta, Pontos und Kappadozien, daß es sich um ein altes Element der griechischen Sprache handelte. Er verknüpfte es mit einem mehr oder weniger synonymen süditalienischen Verb, das sowohl in einer griechischen Form, *καμμαρόνω*, wie in einer romanischen, *cammarare*, auftritt; leitete die Gruppe, ohne Detailangaben, von einer semitischen Grundlage ab; und erklärte *γαμαρίζω* als eine metathetische Variante von *γαμαρίζω*. Da aber ein Etymon von *μαγαρίζω* vorgeschlagen werden kann, von *γαμαρίζω* jedoch keines außer auf dem Weg über *μαγαρίζω*, so empfiehlt es sich, die Anordnung in seiner Hypothese zu invertieren: d.h. *γαμαρίζω* als die primäre und *γαμαρίζω* als die sekundäre Schicht anzusehen. Die Metathese kann natürlich einfach einen phonetischen Wandel darstellen[5]; aber ange-

---

[1] Bees, p. 207. Zu *μαγαρισία*: Methodius, 9. Jhdt., ap. PG, C, p. 1299, Anm. 1.

[2] Sophocles, Greek Lexicon of the Roman and Byzantine Periods (Boston 1870), s. vv.

[3] M. Abel, Die arabische Vorlage des Suaheli-Epos Chuo cha Herkal, Beihefte zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen, XVIII (Berlin 1938), pp. 21 und 38.

[4] ZRPh, LX (1940), 370.

[5] So erklärt von Amantos, op. cit., p. 107; R. M. Dawkins, Modern Greek in Asia Minor (Cambridge 1916), p. 621 s. v. *μαγαρίζω*; B. Phabes,

sichts des pejorativen Gebrauches von *μαγαρίζω* (dessen Ableitung *μαγάρισμα* z. B. in spätgriechischen Glossen als 'Ausschweifung, Hurerei, Unreinheit, Besudelung' wiedergegeben wird[1]) mag sie durch Kreuzung mit dem obszönen *γαμῶ* 'futuere' entstanden sein, das in religiösen (oder besser, irreligiösen) Wendungen wie *γαμῶ τὴν πίστι σου* „ich... deinen Glauben" in Gebrauch ist.

Der Typus *γαμαρίζω* 'die Fastenvorschriften verletzen; verunreinigen' scheint in byzantinischer Zeit von den Sprachen des Zentral- und Westmittelmeers entlehnt worden zu sein. Die Reflexe des griechischen Verbs sind die folgenden: unterital. *cammarare* 'Fett essen', mit zahlreichen Varianten[2], zuerst in lateinischen Glossen des 10. Jhdts. als *cammarare* 'verunreinigen' (*CGL*, V, 500, 42) belegt; aprov. *encamarar* 'dénaturer (une marchandise)' mit dem Subst. *encamaramen*[3]; akatal. *encamerar* 'idem'[4]. Die etymologischen Deutungen der Gruppe sind mannigfach. Corominas[5], der als erster die romanischen Typen miteinander verknüpft, leitet die Gruppe von lat. CAMARARE 'verunreinigen' ab, das er zu lat. CAMARARE 'überwölben' stellt. Ribezzo[6] schlägt für die italienischen Varianten dorischen Ursprung vor. Alessio[7] leitet eben diese Varianten von lat. *cammarare* 'verunreinigen' ab, das er dann über eine Zwischenstufe 'vergiften' als einen Reflex von gr. lat. CAMMARON 'Giftpflanze' erklärt: dem Ursprung nach trennt er *cammarare* von *γαμαρίζω*, sieht aber in *cammarare* 'die Fastenvorschriften übertreten' einen semantischen Einfluß des griechischen Verbs. Wartburg[8] deutet die provenzalisch-katalanischen Formen als Ableitungen von *camera* 'Gewölbe'. Rohlfs[9] erklärt 1956, im Gegensatz zu seiner früheren Analyse, die italienischen Varianten als Fortsetzungen von gr. *γαμαρίζω*; wenigstens ist das die Interpretation, die Caratzas[10] der einschlägigen (aber nicht sehr klar gehaltenen) Stelle von Rohlfs gibt. Diese Vermutung von Rohlfs

---

Λεξικογραφικὸν Δελτίον, I (Athen 1939), p. 129; und implicite *Ἱστορικὸν Λεξικόν*, I, p. 493 s. v. *ἀμαγάριστος*.

[1] DuCange, Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis (Lyon 1688), I, p. 839; II, p. 124.

[2] Battisti-Alessio, DEI, s. v. cammarare; Rohlfs, EWUG 1290; Rohlfs, Vocab. salent., p. 98 s. v. cammerare.

[3] DuCange, s. v. incamarare. Raynouard, II, p. 301. Levy, II, p. 425.

[4] Alcover-Moll, Diccionari, IV, p. 838.

[5] DCELC, II, p. 256 s. v. encaramar.

[6] Rivista Indo-Greco-Italica, XIII (1929), 129–30; XIV (1930), 246.

[7] ZRPh, LIX (1939), 245–246; DEI, s. v. cammarare.

[8] FEW, II, p. 131.

[9] Vocab. salent., s. v. cammerare.

[10] Byz. Z., L (1957), 449.

(nach der Interpretation von Caratzas) ist auch die unsere; nur gehen wir einen Schritt weiter. Das byzantinische Verb bildet die Grundlage der romanischen Gruppe; die lateinische Glosse des 10. Jhdts. setzt den terminus ante quem der Entlehnung fest und stellt, wenn unser Vorschlag sich als haltbar erweist, den frühesten Beleg des Bedeutungswandels vom Apostaten zur Verletzung der Fastenvorschriften und zur Besudelung dar. Innerhalb der sondersprachlichen Entwicklungen mögen einheimische Wörter (wie etwa die Entsprechungen von *camera*) sekundären Einfluß ausgeübt haben. In semantischer Beziehung bewahrt Unteritalien in weitem Ausmaße die religiöse Bedeutung des byzantinischen Terminus, 'die Fastenvorschriften durch den Genuß von Fleisch übertreten', während die verallgemeinerte Bedeutung 'verunreinigen' sich im provenzalisch-katalanischen Raum hält.

9. Spuren einer Dublette. Die bisherige Diskussion ging von der Annahme aus, daß byz. *μωαγαρίτης* arab. *muhādžir* wiedergibt. Diese Gleichsetzung ist natürlich (abgesehen von dem Nomina agentis bildenden Suffix *-ίτης*, das das Griechische hinzugefügt hat) eine morphologische und nicht eine phonetische Identifizierung. In lautlicher Hinsicht vertritt der griechische Velar *γ* in aller Wahrscheinlichkeit noch einen arabischen Velar, der sich dann erst später zur präpalatalen Affrikata *dž* entwickelt. Mit anderen Worten: byz. **moagir* und, mit sekundärer Assimilation, *moagar-* spiegeln ein frühes Stadium des arabischen Lautstandes. Das stimmt gut zu dem Auftreten der ersten Belege von *μωαγαρίτης* in den frühesten islamischen Dokumenten. Das Quantum an Rekonstruktion, das der vorgeschlagene byzantinische Zwischentypus **moagir* erfordert, ist übrigens minimal: *Papyrus 1441* des Britischen Museums, der im Jahre 706 geschrieben wurde, enthält den Namen *Σουχιρ υι(ου) Μωαγερ* 'Shukair (?) b. Muhādžir'[1]; hier erscheint *Μωαγερ* noch ohne Suffix und noch mit dem vorderen Vokal der arabischen Grundlage. (Die Transliteration *ε* mag auf eine offene Aussprache des arabischen *i*-Lautes deuten.) Das spätere Stadium in der arabischen Aussprache, der Wechsel von *g* zu *dž* oder *ž*, spiegelt sich in griechischen Lehnwörtern in den Schreibungen *τζ* oder *ζ*[2]. Diese doppelte Wiedergabe zweier Phasen des Arabischen durch zwei Klassen

[1] Bell, Aphrodito Papyri, p. 346.

[2] A. Steiger, Contribución a la fonética del hispano-árabe (Madrid 1932), pp. 53, 184, 188. Corominas, III, p. 364 s. v. mezquita. Tietze, Oriens, X (1957), 378. Material zur geographischen Verbreitung des Lautwandels ap. Steiger, Vox Romanica, XVII (1959), 194. Eine strukturelle Analyse des arabischen Lautwandels jetzt bei A. Martinet, La palatalisation 'spontanée' de *g* en arabe, BSL, LIV (1959), 90–102.

griechischer Ersatzlaute führt natürlich zu Dubletten. So erscheint der Name von Mohammeds erster Frau in den Schriften des Theophanes, im 9.Jhdt., als *Χαδίγα*[1], aber im 11.Jhdt. als *Ζαδιζέ* und im 12.Jhdt. als *Ζαδόζε*[2]. Auch unser Ausdruck scheint in Dubletten zu existieren: neben dem Typus *magar-* finden sich verstreut Spuren von *madzar-* und Varianten, die sich im Zusammenhang der beiden Phasen der arabischen Entwicklung erklären lassen. Das Material, das zu *madzar-* zu stellen sein mag, ist das folgende:

a. Das Nomen. In der französischen Epik des Mittelalters erscheinen verschiedene Sarazenen, deren Namen hierher gehören: Das Ms *V* 4 des *Rolandsliedes* (die Fassung der Marciana in Assonanzen) gebraucht die Form *Maçaris* (z.B. V. 1230)[3] statt der Form *Magariz* der Oxforder Handschrift. Im Epos *Prise de Pampelune* aus dem 14.Jhdt. heißt der sarazenische König von Pamplona *Maozeris* (oder *Maoçeris*, *Maouzeris* und *Maouçeris*)[4]. Es mag mehr als ein Zufall sein, daß dieser Typus in zwei Epen des franko-italienischen Stiles erscheint, eben dem *Roland V* 4 und der *Prise de Pampelune*[5]. In diesen Zusammenhang gehört wohl auch die Form *margeritz* 'Renegat', mit *dž*, die sich nur im Ms *F* der Chanson *S'abrils e fuolhas e flors* des provenzalischen Troubadours Bertran de Born (12.Jhdt.) findet[6]. Appel[7] korrigiert *marguerit* und Keller[8] *margarit*, anscheinend in Angleichung an den französischen Typus *marg-*. Doch scheint es angesichts der franko-italienischen Belege durchaus möglich, daß sich die lectio *margeritz*, mit *dž* statt *g*, aus dem italienischen Ursprung des Schreibers von *F* erklärt[9]. In der *Chanson de Jérusalem* aus dem 12.Jhdt. wird ein Sarazene *Marjari* erwähnt[10]. Der Verfasser des Epos war vielleicht ein „Français d'Orient"[11].

b. Das Verb. Im langobardischen *Capitulare Radelchisi Principis Beneventi* vom Jahre 851 erscheint eine Variante *mazarizatus*

---

1 de Boor, I, p. 333.
2 Eichner, Islam, XXIII (1936), 141, Anm. 7.
3 Kölbing, ed., p. 37.
4 Langlois, Table, p. 429.
5 Cf. Horrent, Chanson de Roland, p. 44–45.
6 C. Appel, Die Lieder Bertrans von Born, Sammlung romanischer Übungstexte XIX/XX (Halle 1932), p. 17.
7 Lieder, Glossary, p. 116.
8 FEW, VI, p. 22 s.v. magaritēs.
9 Für zwei weitere Deutungen cf. FEW, VI, p. 22, Anm. 1.
10 Langlois, Table, p. 432.
11 H. Hatem, Les poèmes épiques des Croisades (Paris 1932), p. 374.

(statt *magarizatus*) in der Bedeutung 'zum Mohammedanismus Bekehrter'[1].

c. Das gleiche Verb mit unorganischem Nasal. Im 9. Jhdt. übersetzt Anastasius Bibliothecarius die Form *μαγαρίσαι* 'zum Mohammedanismus übertreten' mit *ad menzerizandum*[2], das de Boor als *manzerizandum* lesen möchte[3]. Dieses entspricht nun genau einem Verb *μαντζιρίζω* 'die Fastenvorschriften übertreten', das in mehreren Varianten und Ableitungen[4] im griechischen Dialekt von Pontos in Gebrauch ist. Die Gräzisten haben verschiedene etymologische Deutungen dieses Verbs vorgeschlagen[5]. Es kann sicherlich nicht von *μαγαρίζω* 'die Fastenvorschriften übertreten' getrennt werden. Im Griechischen entwickelt sich ja häufig vor stimmhaften Verschlußlauten und vor Affrikaten, die mit einem stimmhaften Verschlußlaut einsetzen, ein unorganischer Nasal; doch ist es nicht unmöglich, daß in diesem Falle der Nasal seinen Ursprung dem Einfluß des Schimpfwortes *μανζήρ / μανζηρός* verdankt, das auf hebr. *mamser* 'Bastard' (*Deuteronomium* 23:3) zurückgeht[6].

10. Epilog. Die sprachliche Geschichte der *Magariten* stellt eine verwickelte Verbindung verschiedener semantischer Phasen, phonetischer Schichten, Sprachniveaus, Zonen der Verbreitung und Wortkreuzungen dar. Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen:

a. Grundlage. Die Entstehung der Wortfamilie führt nach Ägypten, dem großen Treffplatz von Ost und West, in der Zeit kurz nach der mohammedanischen Eroberung. Die Wortfamilie ist ein Produkt der byzantino-arabischen Mischkultur. Der Einfluß dieser Kultur auf den westlichen Wortschatz ist zweifellos beträchtlich gewesen, in gewissem Sinne dem Einfluß der vorausgehenden mächtigen gräko-römischen Mischkultur vergleichbar. Gewöhnlich erscheint dieser Einfluß als eine Dichotomie von griechischem Gehalt, der in arabischer Form übermittelt wird. Aber der Fall der *Magariten* stellt ein interessantes Beispiel für den umgekehrten Vorgang dar: arabischer Gehalt wird dem Westen in griechischer Form mitgeteilt.

b. Vermittlung. Während die griechischen Elemente, die den

---

[1] Muratori, RISS, II, p. 262.
[2] de Boor, I, p. 452.
[3] de Boor, II, p. 300.
[4] Cf. *Ἱστορικὸν Λεξικόν*, I, p. 501: *ἀμαντζίριστος ἀμαντζίριγος*.
[5] Mehrere Theorien ap. A. Papadopoulos, *Ἀρχεῖον Πόντου*, XIV (1949), 13–14.
[6] K. Lokotsch, Etymologisches Wörterbuch der europäischen Wörter orientalischen Ursprungs (Heidelberg 1927), No. 1388.

Westen in arabischer Form erreichen, häufig durch das Zwischenstadium des Iberoromanischen gehen, scheint, nach Ausweis der Belege, der *Magarit* (arabischer Gehalt in byzantinischer Form) durch süditalienische Vermittlung eingedrungen zu sein. Unteritalien war natürlich eine Zone byzantinischer und sarazenischer Symbiose.

c. Bedeutungsvarianten. Drei semantische Varianten (oder Alloseme) des ursprünglichen Etymons haben sich auffälligerweise über Jahrhunderte hinweg in den westlichen Reflexen des Ausdrucks bewahrt. Das mag sich daraus erklären, daß die verschiedenen Bedeutungen innerhalb verschiedener Terminologien erhalten blieben: der 'Sarazene' als ein politischer Ausdruck, der 'Pirat' als ein militärischer und der 'Apostat' als ein religiöser.

Bedeutung ist eine Funktion des Kontexts. Die Dürftigkeit der Quellen und vor allem der knappe Stil der frühmittelalterlichen Chroniken, in denen *magarit* auftritt, erschweren oft eine auch nur ungefähre Deutung. Obwohl wir mit einem größeren Material gearbeitet haben als wohl die meisten unserer Vorgänger, sind manche unserer semantischen Deutungen sicherlich nicht endgültig. Die Grenzlinien sind vage: nur ein kurzer Abstand trennt den *Muhādžir* vom Sarazenen, den Sarazenen vom Ungläubigen, den Ungläubigen vom Renegaten. Das Wortmaterial dieser Untersuchung demonstriert sowohl das Kontinuum eines semantischen Spektrums wie die enge Beziehung zwischen nomen commune und nomen proprium: Die allgemeine Bezeichnung einer Gruppe wird schließlich zum Namen des einzelnen Mitgliedes der Gruppe.

d. Milieu. Die Vitalität des Terminus steht in Korrelation mit der Formklasse, in der er erscheint, und mit dem soziologischen Niveau (oder Milieu), in dem er gebraucht wird. Auf Grund des Belegmaterials erreicht der Ausdruck seine größte Lebenskraft in der Formklasse Verb: griech. *μαγαρίζω* ist heute noch in Umgang. Diese Vitalität erklärt sich vielleicht damit, daß die spezifische Bedeutung 'zum Mohammedanismus übertreten' zunächst die halbtechnische 'die Fastenvorschriften übertreten' und diese schließlich die ganz allgemeine 'verunreinigen' entwickelte, die nicht mehr an bestimmte sozio-religiöse Zustände gebunden ist. Die Geschichte des Nomens geht andere Wege. Das Nomen ist ein terminus technicus, der (wenn unser Vorschlag, span. *margarite* abzusondern, sich als haltbar erweist) den Prozeß der Verallgemeinerung nicht durchgemacht hat. Beim Ende des Mittelalters ist es untergegangen. Seine Häufigkeit in der mittelalterlichen französischen Literatur spiegelt entweder die Beliebtheit eines technischen Ausdrucks jener

Zeit (und das ist zweifellos auch die Erklärung für sein Auftreten in den nicht-literarischen Stellen griechischer und italienischer Herkunft) oder, angesichts der ästhetischen Ziele der Epik, die Anziehungskraft, die ein gelehrtes Wort mit fremdländischem Einschlag auf den Autor ausübt.

e. Kreuzungen. Etymologische Deutungen, die auf Wortkreuzung beruhen, bleiben immer hypothetisch. Drei Fälle standen hier zur Diskussion. Die Kreuzung, die im ersten Falle, Ἀγαρηνός, angesetzt wurde, würde sich durch die Sinnverwandtschaft von *magar-* und *agar-* erklären; die des zweiten Falles, γαμῶ, durch die Komponente der Vulgarität, die beiden Morphemen, *mag-* und *gam-*, gemeinsam ist; und die des dritten, *mamser,* durch das gemeinsame Element der 'Unreinheit' in den beiden Morphemen *madz-* 'Fastenvorschriften übertreten' und *manz-* 'Bastard'.

f. Lautschichten. Die beiden phonetischen Hauptvarianten des Terminus kontrastieren sowohl in zeitlicher wie in räumlicher Verteilung. Die ältere, mit *g,* reflektiert den arabischen Lautstand des 7. Jhdts. und ist weit gewandert, nach Griechenland, Italien, Frankreich. Die jüngere, mit *dž,* ist, trotz sporadischer Belege in Italien und trotz ihres Auftretens in einem französischen Werk vielleicht orientalischer Provenienz, im wesentlichen auf das griechische Gebiet beschränkt, wo sie in dem konservativen Randdialekt von Pontos (der übrigens durch die politischen Ereignisse des 20. Jhdts. als eine regionale Einheit nicht mehr besteht) fortlebt. Diese jüngere Variante spiegelte, mit aller Wahrscheinlichkeit, eine zeitgenössische arabische Form wieder.

Als Dubletten tragen diese beiden Varianten das ihre zu einer Beschreibung der arabischen Aussprache in der Frühzeit des Islam bei. Die phonetische Rekonstruktion der Untersuchung fügt sich denn in dieser Hinsicht gut zu der semantischen. Methodologisch weisen beide auf die Bedeutung der Papyri als Quelle für die historische Analyse des westlichen Wortschatzes.

University of Illinois HENRY UND RENÉE KAHANE

Sonorisierung in der Kaiserzeit?

Nachdem die diachronische Phonologie die Kettenreaktion als eine Grundform des Lautwandels entdeckt hat, haben wir an der relativen Chronologie keine reine Freude mehr. Um so höhere Bedeutung hat dadurch die absolute Chronologie gewonnen, und wir stehen vor der Notwendigkeit, die vorliegenden Zeugnisse noch mehr, aber auch noch kritischer nach Belegen für die einzelnen Lauterscheinungen der Sprachgeschichte durchzumustern. Das gilt auch für die Sonorisierung, für deren Datierung wir auf die absolute Chronologie hauptsächlich inschriftlicher Belege angewiesen sind. Hier hat sich nun in den letzten Jahren unser Bild wesentlich verschoben. Nachdem sich die für die Sonorisierung vorgebrachten pompejanischen Belege ausnahmslos als nicht beweiskräftig herausgestellt haben[1], ist auch der Haupt- und Staatsbeleg für eine frühe Sonorisierung, die *imudavit*-Inschrift, als nicht datierbar erwiesen und damit für die Argumentation stark entwertet worden[2]. Aber von Sonorisierungsbelegen kann man mit Horaz sagen: Multa renascentur quae iam cecidere... Insbesondere Antonio Tovar hat immer wieder aufs neue den 2. Band des Corpus Inscriptionum Latinarum auf Sonorisierungsbelege hin durchgesehen, wobei er gerade auch den Namenformen seine Aufmerksamkeit geschenkt hat[3]. Nachdem Kurt Baldinger seinen Ergebnissen Resonanz

---

[1] Vgl. C. Battisti, Le dentali esplosive intervocaliche nei dialetti italiani (ZrPh. Bh. 28a), Halle 1912, § 10. Ferner Vf., Phonologische Studien zur romanischen Sprachgeschichte, Münster 1958, § 141. Auch Veikko Väänänen findet keine Sonorisierungsbelege in Pompeji (Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes, Helsinki 1937).

[2] Arrigo Castellani, Arch. Glott. Ital. 40 (1955) 81–83. Meine Überlegungen in Op. cit. § 141 zu diesem Beispiel sind durch Castellanis Miszelle, die mir entgangen war, überflüssig geworden.

[3] La sonorización y caída de las intervocálicas, y los estratos indoeuropeos en Hispania, BRAE 28 (1948) 265–280; auch in: Estudios sobre las primitivas lenguas hispánicas, Buenos Aires 1949. – La sonorisation et la chute des intervocaliques, Revue des Etudes latines 29 (1951) 102–120. – Sobre la cronología de la sonorización y caída de intervocálicas en la Romania occidental, in: Homenaje Krüger, Men-

gegeben hat[1], ist es mir nicht mehr gestattet, mich auf summarische Skepsis zu beschränken[2], und ich muß mich zu Tovars Belegen und überhaupt zu den Sonorisierungsbelegen der Kaiserzeit nun auch im einzelnen äußern und meine Skepsis rechtfertigen.

Tovar sucht nicht ohne Grund nach möglichst frühen Sonorisierungsbelegen im iberoromanischen Raum. Er ist nämlich überzeugt, daß die keltische Lenierung auch für den keltiberischen Raum gilt und sich in der romanischen Sonorisierung unmittelbar fortsetzt[3]. Wir werden also bei den folgenden Überlegungen gegenwärtig haben müssen, daß mit den Sonorisierungsbelegen gleichzeitig die Frage eines keltischen Substrateinflusses bei der romanischen Sonorisierung in Frage steht.

I. IDEM

Das verblüffendste unter den Sonorisierungsbeispielen ist das Wort *idem* in der Inschrift CIL II, 2633. Die Inschrift besteht aus zwei Teilen, die beide den Vorzug haben, datiert zu sein. Der erste Teil stammt aus dem Jahre 27 n. Chr., der zweite Teil aus dem Jahre 152 n. Chr. Auf beiden Teilen erscheint die Form *idem*, die Tovar als sonorisiertes *item* auffaßt. Die 1. Inschrift lautet: *Gentilitas Desoncorum ex gente Zoelarum / et gentilitas Tridiavórum ex gente idem / Zoelárum*... Die Inschrift des 2. Teils lautet: *Glabrione et Homullo consulibus, Vidus Iulias idem gentilitas Desoncorum et gentilitas Tridiavorum in eandem clientelam, eadem foedera receperunt.* Tovar akzeptiert zweimal ausdrücklich dieses Beispiel als Sonorisierungsbeleg[4], wenn sich auch einmal bei ihm selber anscheinend Bedenken einstellen: „*cette confusion* (...) *pourrait très*

---

doza 1952, Bd. I, S. 9–15. – Linguistics and prehistory, Word 10 (1954) 333–350. – Pre-indoeuropeans, Pre-Celts, and Celts in the Hispanic Peninsula, Celtica 1, 11–23. – Latín vulgar, latín de Hispania, Jornal de Filologia 3 (1955) 84. – Das Keltiberische, ein neuer Zweig des Festlandkeltischen, Kratylos 3 (1958) 1–14.

[1] Die Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel, Berlin 1958, S. 98–100, und ZrPh 74, 457.

[2] Vgl. Vf., Phonologische Studien zur romanischen Sprachgeschichte, Münster 1958, § 141.

[3] „*identifier la lénition celtique avec la sonorisation romane*" (Rev. des Etudes lat. 29, 120). „*But I believe for example that it is proven that the voicing of Western Romance is nothing but Celtic aspiration*" (Word 10 342).

[4] „*La tendencia a la sonorización está bien probada en esta inscripción por la confusión idem por item en las líneas 5 y 15*" (BRAE 28, 274 Anm. 1 – Vgl. ebenso REL 29, 116). Daraus dann die Folgerung: „*Desde el siglo I tenemos testimonios seguros de dentales sonorizadas*" (Homenaje Krüger I, S. 14).

bien obéir à des raisons plutôt morphologiques que phonétiques"[1]. Nun, diese Bedenken sind in der Tat am Platze. Man braucht nämlich nicht auf Inschriften des fernen Hispaniens nachzuschauen, um *idem* an Stellen zu finden, an denen man nach der klassischen Grammatik *item* erwartet. Tovar selber macht auf eine inschriftliche Parallele aus Rom aufmerksam[2]. Das ist nicht der einzige Fall; besonders in Inschriften von Ostia häufen sich die Belege für *idem* statt *item*[3]. Man braucht sich dabei jedoch nicht auf die Inschriften zu beschränken, sondern trifft *idem* statt *item* auch in vulgärlateinischen Texten wie der *Peregrinatio Aetheriae*[4] und der *Mulomedicina* des Chiron[5]. Sind das nun alles Sonorisierungsbelege? Aber dann kommt man sogleich in Schwierigkeiten. Denn ein *idem* für *item* findet man außer in den angeführten Beispielen auch bei den besten lateinischen Autoren oder jedenfalls in deren besten Handschriften. In Ciceros Rede *Pro Murena* lesen wir beispielsweise: „*sed tamen ego mei satietatem magno meo labore superavi et tu item fortasse*" (§ 21). Das aber ist eine Konjektur Orellis, der damit gegen sämtliche Handschriften konjiziert. Die Beispiele ließen sich vermehren[6].

Wenn wir also nicht annehmen wollen, daß die Sonorisierung auf dem Forum Romanum zu republikanischer Zeit eingesetzt hat, dann ist gegenüber dem Beispiel *idem* Vorsicht am Platze, und wir müssen uns genau das morphologische, semantische und syntaktische Netz ansehen, in dem dieses Wort auftritt. Seit republikanischer Zeit erstarrt nämlich das Pronomen *idem* zum Adverb[7] und tritt damit in Konkurrenz zu dem Adverb *item*, wobei wir die Frage offenlassen, wieweit von diesem Wort auf Grund von mechanischen Verwechslungen eine Attraktion ausgeht[8]. In der *Peregrinatio Aetheriae* findet sich eine erstarrte adverbiale Verbindung

---

[1] REL 29, 116 Anm. 2.

[2] Ebenfalls REL 29, 116 Anm. 2.

[3] Sturtevant: „*frequent in inscriptions from Ostia and sporadic in others*". Erstbeleg CIL XIV, 2112 von 136 n. Chr. (Some unfamiliar uses of *idem* and *isdem* in Latin inscriptions, Classical Philology 2 [1907] 313–323).

[4] Per. Aeth. 25, 11 und 27, 3.

[5] Z. B. Mul. Chir. 151: „*ex inanitate longi itineris bulimus et defectio idemque aestuatio eveniet.*" – Ebenso Mul. Chir. 8; 214; 570.

[6] Vgl. ThesLL, s. v. *idem*.

[7] Viele Beispiele aus Inschriften bei Sturtevant, Classical Philology 2 (1907) 313–323. Vgl. A. Zimmermann, ZrPh 25, 731.

[8] Vgl. Sturtevant, Class. Philology 2, 316. – W. Konjetzny, Archiv f. lat. Lexikographie und Grammatik 15, 307. – Löfstedt, Komm. zur *Peregrinatio Aetheriae*, S. 295. – Stolz/Schmalz, Lat. Gramm. (5. Aufl. von Leumann/Hofmann, 1928), S. 479.

hoc idem, durchaus vergleichbar mit dem erfolgreicheren *hoc illud*[1]. Was speziell die Inschriften angeht, so dürfte die bekannte abschließende Weiheformel viel zur Erstarrung des Pronomens beigetragen haben: die Formel taucht annähernd gleich häufig als *idemque dedicavit*[2] und als *itemque dedicavit*[3] auf. Wie nahe sich dabei *idem* und *item* stehen, läßt besonders sinnfällig die Inschrift CIL X, 542 = CIL XIV, 425 erkennen: *T. Testio Helpidiano, seviro Aug(ustali) idem q(uin)q(uennali) item patrono et q(uin)q(uennali) corporis treiectus marmorariorum...*[4]. Man wundert sich daher nicht, daß die Beispiele für hyperkorrektes *item* statt *idem* ebenfalls nicht fehlen. Bei Lukrez lesen wir:

Cum videam membra ac partis consumpta regigni, | scire licet caeli quoque item terraeque fuisse | principiale aliquod tempus clademque futuram (V, 244–246). | Hier konjizieren alle Herausgeber seit Bentley gegen die Handschriften *idem.* Auch im pseudo-caesarianischen *Bellum Hispaniense* finden wir *item* statt *idem: qui essent suarum partium itemque adversariorum victoriae fautores*[5]. So auch in Inschriften[6]. Im ganzen ist aber *item* statt *idem* seltener als umgekehrt das Adverb *idem* an der Stelle, wo wir nach der klassischen Grammatik *item* erwarten.

Die vorgeführten Belege lassen wohl erkennen, daß die Stellen mit *idem* anstelle von *item* einen komplexen Wandel in der lateinischen Grammatik seit republikanischer Zeit bezeugen, speziell die Adverbialisierung des Pronomens *idem,* möglicherweise unter dem attraktiven Einfluß von *item.* Daß dabei die phonetische Ähnlichkeit von *idem* und *item* eine Rolle spielt, versteht sich. Das bedeutet aber noch lange nicht, daß *item* sonorisiert worden wäre. Davon kann keine Rede sein. Carnoy hatte mit Recht schon vor einer phonetischen Deutung der *idem*-Inschriften gewarnt[7].

II. EATEM

Die Überlegungen zu *idem* lassen es angebracht erscheinen, im Anschluß an sie zu einem andern Sonorisierungsbeispiel Stellung zu

---

[1] Per. Aeth. 25, 11 und 27, 3. Vgl. Löfstedt, Komm. S. 294.

[2] *Idemque dedicavit:* CIL VI, 589 – VIII, 19198 – XI, 3080.

[3] *Itemque dedicavit:* CIL VIII, 12018 – 14377 – 14698 – 15476 – 15520. Die Häufung in Afrika ist auffällig.

[4] Ostia, undatiert. Zitiert nach Sturtevant, Class. Philology 2, 315. Ebenso in der Inschrift CIL VI, 18616.

[5] Bell. Hisp. 20, 2. Vgl. dazu Kühner/Stegmann, Ausf. Gramm. der lat. Sprache, 1955, I, S. 628. Eine ähnliche Stelle Bell. Hisp. 39, 1.

[6] Etwa Diehl, Inscr. Christ. 1231,6: *qui pater in terris, item mihi, sancte sacerdos.* Diehl kommentiert: „*rectius idem*".

[7] A. Carnoy, Le latin d'Espagne d'après les inscriptions, Brüssel ²1906, S. 117.

nehmen, das Tovar allerdings nicht erwähnt, da es nicht auf der Iberischen Halbinsel auftritt. In einer karthagischen Inschrift aus dem 3. Jahrhundert taucht nämlich die Form *eatem* auf, die bereits Jeanneret als hyperkorrekt auffaßt[1]. Es handelt sich um eine Fluchtafel gegen einen Gladiator (*venator*) namens Maurussus. Der Text lautet:

> (...) *et faciatis pallidum mextum tristem... / ... mutum non se regentem Maurussum quem peperit Felicitas / in omnem proelium, in omni certamine evanescat ruat... / Maurussus quem peperit Felicitas, desub ampitriati corona... / eatem auram patiatur*[2] *Maurussus quem peperit Felici(t)as...*[3].

Eatem steht hier also hyperkorrekt für *eadem* oder genauer *eandem.* Der Ausfall des *n* vor homorganem Dental ist sehr gewöhnlich in lateinischen Inschriften[4]. Es bleibt die Vertauschung von *d* und *t,* und dies ist eines der beiden Beispiele, aus denen Walther von Wartburg und Kurt Baldinger eine Sonorisierung für Afrika erschließen[5]. Auch hier müssen wir jedoch, ebenso wie bei dem *idem*-Beispiel, nachdrücklich Bedenken geltend machen. Es handelt sich in beiden Fällen offenbar um das gleiche komplexe grammatische Phänomen. Auch im afrikanischen Latein wird nämlich das Pronomen *idem* adverbialisiert[6]. Des weiteren gilt für das Volkslatein, daß das Femininum *eadem* sehr wenig beliebt ist und oft durch maskulines *idem* oder *isdem* ersetzt wird[7]. Das ist offenbar eine Analogie zu *qui,* das zunehmend *quae* ersetzt. Wir müssen also damit rechnen, daß auch das Femininum in den Adverbialisierungs-

---

[1] M. Jeanneret, La langue des tablettes d'exécration latines, Thèse de Neuchâtel, Paris 1918, S. 34.

[2] Jeanneret übersetzt (allerdings mit Fragezeichen): *qu'il supporte les mêmes rigueurs du sort* (La langue des tablettes d'exécration latines, 1918, S. 114).

[3] A. Audollent, Defixionum tabellae, Thèse Paris 1904, Nr. 250 B. – Vgl. auch A. Audollent, De l'orthographe des lapicides carthaginois, Revue de philologie 22 (1898) 213–232.

[4] Vgl. M. Jeanneret, La langue des tablettes d'exécration latines, Paris 1918, S. 51 f. – Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre, Heidelberg 1948, § 133. – Vf., Phonologische Studien zur romanischen Sprachgeschichte, Münster 1958, § 141.

[5] v. Wartburg, Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume, Bern 1950, S. 32. – Ders., Die Entstehung der romanischen Völker, Tübingen ²1951. – K. Baldinger, Die Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel, Berlin 1958, S. 98 Anm. 204.

[6] Lothar Friese, De praepositionum et pronominum usu qui est in titulis Africanis Latinis (CIL Vol. VIII), Diss. Breslau 1913, S. 54.

[7] Sturtevant, Class. Philology 2, 313–323, und W. Konjetzny, Arch. f. lat. Lexikographie und Grammatik 15, 306 f.

prozeß hineingezogen wird und damit in die Nähe von *item* gerät, oder – in der hyperkorrekten Umkehrung – daß *item* nicht nur *idem* beeinflußt, sondern auch bis in das Femininum hineinwirkt und dort eine hyperkorrekte Form *eatem* hervorbringt. Der Schreiber unserer Inschrift war nämlich sichtlich übersorgfältig und ist an noch mehr Stellen einer Hyperkorrektion zum Opfer gefallen. Man beachte in der zitierten Inschrift die Formen *mextum* 'maestum' und *omnem* 'omne'. In der gleichen Weise wird der Schreiber *ea(n)-dem* zu *eatem* überkorrigiert haben, analog zu den hyperkorrekten Formen *item* statt *idem,* die sich gerade im afrikanischen Latein häufen (vgl. oben S. 208 n 3).

III. EXIPILATOS

Die zweite Säule, auf der die Sonorisierung des afrikanischen Lateins ruht, ist das Wort *exipilatos,* das sich ebenfalls auf einer Fluchtafel findet. Diese stammt wahrscheinlich ebenfalls aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. und wurde im Amphitheater von Karthago gefunden. Sie enthält eine Verwünschung der drei Gladiatoren Ziolus, Zelica und Adesicla, auf daß sie im Kampf besiegt werden. Der Text lautet (mit den Ergänzungen von Löfstedt[1]): *Ati[urot]e per deum vivu[m ut] facias Tziolu q(uem) p(eperit) [Rest]uta et Tzelica [appa]ritorem en. a [Ades]icla q(uem) p(eperit) Victoria victos per-victos exaclos exiliatos exipilatos plagatos*[2]. Die Form *exaclos* liest man seit Max Niedermann[3] als *exactos* 'ausgezischt, durchgefallen' und die Form *exiliatos* seit Löfstedt[4] als *exsiliatos* (von *exsilium*). Was aber bedeutet *exipilatos*? Walther v. Wartburg, der dieses Wort als Sonorisierungsbeleg akzeptiert, setzt dabei voraus, daß es sich um eine Entstellung des Wortes *exsibilatos* 'ausgepfiffen' handelt[5]. Sie folgen darin Löfstedt und Jeanneret, die diese Erklärung vorgeschlagen hatten und *exipilatos* als Hyperkorrektur von *exsibilatos* auffaßten[6]. Löfstedt verweist auf die Analogie von *scripit* (CIL IV, 1623) statt *scribit.* Jeanneret jedoch zögert, das Beispiel als einen Sonorisierungsbeleg anzuerkennen, und deutet es als individuellen Barbarismus[7]. Gegen diese Erklärungen erhebt schon Jakob Jud in einer Rezension einen Teil-

---

[1] Eranos 7, 115f.
[2] A. Audollent, Defixionum Tabellae, Thèse Paris 1904, Nr. 248 A, 7.
[3] Wochenschrift für klassische Philologie 23, 965.
[4] Eranos 7, 116.
[5] v. Wartburg, Ausgliederung S. 32.
[6] Löfstedt, Eranos 7, 117, und Jeanneret, La langue des tablettes d'exécration latines, 1918, S. 35.
[7] A. a. O., S. 35.

einwand; er hält grundsätzlich an der Erklärung auf der Grundlage von *exsibilatos* fest, deutet aber die vorliegende Form als phonetische Variante der Nebenform *sifilare,* analog zu dem Variantenpaar *colapu/colaphu* (-*f*-)[1]. Wir müssen indes gegen die ganze Deutung Einspruch erheben und kehren zu der viel näherliegenden Deutung zurück, die Auguste Audollent zum erstenmal erwogen hat. Er faßt *exipilatos* als vulgäre Variante von *expilatos* auf und ergänzt *victoriā* 'des Sieges beraubt'[2]. Max Niedermann stimmt ihm grundsätzlich zu, zweifelt jedoch die Ergänzung *victoriā* an und versteht *expilatos* als 'ganz zerquetscht'[3]. Wir stimmen ebenfalls grundsätzlich der Auffassung *exipilatos* = *expilatos* zu, folgen aber im einzelnen weder Audollent noch Niedermann, sondern versuchen stattdessen, das Wort noch mehr aus der Situation des Gladiatorenkampfes heraus zu interpretieren. Die Stellung des Wortes in der Verwünschungsreihe, nämlich nach *victos, pervictos,* läßt erkennen, daß das *expilare,* das die Glossen als *nudare, praedari* erläutern, nach der Niederlage des Gladiators erfolgt. Nun wurde jedoch der Gladiator, wenn er im Kampf unterlegen war, in der Arena nicht ausgeraubt. So kann das Wort allerdings nicht verstanden werden. Vielmehr hat das Wort *expilare,* das mit *spoliare* synonym ist[4], eine präzisere, technische Bedeutung. Es nimmt nämlich Bezug auf das sog. Spoliarium, einen Raum in der Nähe der Arena. In ihm wurden die in der Arena getöteten Gladiatoren entkleidet oder, sofern noch ein Lebenshauch in ihnen war, getötet. Im Spoliarium getötet zu werden, galt als noch schimpflicher als der Tod in der Arena[5], so daß wir uns eine Anspielung auf das Spoliarium wohl auf einer Verwünschungstafel vorstellen können.

Was die phonetische Entwicklung *expilatos* > *exipilatos* betrifft, so bietet sie keine Schwierigkeiten. Sie nimmt ihren Ausgang bei der unbequemen Drei-Konsonanten-Gruppe -*ksp*-. Für die Beseitigung einer solchen Konsonantengruppe gibt es viele Parallelen, z.B. *expavescere* > *spavescere* (Itala, Mark. 9, 15, nach Cod. L) oder *experimenta* > *sperimenta* (Plinius, Nat. 22, 111 nach den Hss. V, R). Hier wird die Dreiergruppe also durch Aphärese des ersten Konsonanten beseitigt. Für die phonologisch gleichwertige Lösung durch Vokalepenthese, wie in unserm Beispiel, finden wir ebenfalls

---

[1] Romania, 45, 550. Vgl. Serafim da Silva Neto, História da língua portuguesa, Rio de Janeiro 1952, S. 147f.

[2] Defixionum Tabellae, Thèse Paris 1904, S. 339.

[3] Wochenschrift für klassische Philologie 23, 965f.

[4] Cicero: *quem ad modum regem ex provincia spoliatum expilatumque dimitteret* (Verr. II, 4, 63).

[5] Seneca: *Numquid aliquem tam stulte cupidum esse vitae putas, ut iugulari in spoliario quam in harena malit?* (Ep. 93, 12).

eine Parallele; die Handschrift B (= Codex vetus Camerarii) des plautinischen *Stichus* hat *exiplementum* statt *explementum.*

Die beiden vorgeschlagenen afrikanischen Sonorisierungsbelege *eatem* und *exipilatos* lassen sich also zwanglos deuten, ohne daß man sie als hyperkorrekte Substitutionen von Formen mit *-d-* auffaßt. Eine Sonorisierung im afrikanischen Latein muß daher weiterhin als unbewiesen gelten und ist unwahrscheinlich. Das spricht übrigens für das Argument einer keltischen Substratwirkung bei der romanischen Sonorisierung, oder genauer gesagt: es räumt ein Argument aus, das dagegen sprechen würde. Bewiesen ist damit eine solche Auswirkung des keltischen Substrats noch nicht.

IV. QUODANNIS

Wir kehren zurück zu den europäischen Inschriften. Tovar erwähnt das Beispiel *quodannis* unter seinen Sonorisierungsbelegen, wenn er auch selber gegen seine Schlüssigkeit Bedenken äußert [1]. *Quodannis* taucht in den Inschriften fast ebenso häufig auf wie *quotannis* [2]. Wir finden die Form nicht nur in Inschriften Hispaniens, sondern z.B. auch in einer Inschrift des Jahres 64 n.Chr. (CIL XIV, 2814) aus Latium! Carnoy hat eigentlich schon alles zu diesem angeblichen Sonorisierungsbeleg gesagt: „*Ce n'est qu'un exemple des variations entre t et d finals dans l'orthographe latine*" [3]. In der Inschrift CIL II, 4514, die *quodannis* hat, taucht beispielsweise auch hyperkorrektes *quot* ʻquod' und *at* ʻad' (zweimal) auf. Offenbar hat sich der Schreiber an die private Regelung gehalten, im Inlaut *-d-*, im Auslaut *-t* zu schreiben. Alle Grammatiker und Verfasser von orthographischen Traktaten haben ein ausführliches Kapitel über die Wortpaare *at-ad, it-id, quit-quid, aut-haud* und vor allem *quot-quod* [4]. Eine Sonorisierung des *-t-* kann man jedenfalls aus der Form *quodannis* auf keinen Fall erschließen.

V. PERPEDUO

Der Beleg stammt von einer Säule aus Braga, die von Hübner in das 4. Jahrhundert datiert wird [5]. Tovar akzeptiert ihn als

---

[1] REL 29, 116 Anm. 2. – Vgl. Homenaje Krüger I, S. 14, Anm. 14, Das Beispiel schon bei Elise Richter, Beiträge § 118.

[2] Carnoy, Le latin d'Espagne, S. 118.

[3] A.a.O.

[4] Appendix Probi (Keil IV, 202, 37); Donat (Keil IV, 380, 2); Velius Longus (Keil VII, 69f.); Pompeius (Keil V, 203, 33); Cassiodor (PL 70, 1239ff.); Isidor (Et. I, 27); Fl. Caper (Keil VII, 95). – Zu Schwankungen in den Schreibungen vgl. auch Elise Richter, Beiträge, 1934, § 47. – Wer einmal Französisch gelehrt hat, kennt übrigens diese Schwierigkeiten von dem Wortpaar *quant/quand.*

[5] Ephemeris epigraphica 8, 459.

Sonorisierungsbeleg[1]. Wer sich nun die Inschrift ansieht, findet verwundert, daß dort gar nicht *perpeduo* steht, sondern *PER-PEƆVO*. Hübner schreibt dazu: „*EƆ clare legitur, videtur autem ortum ex E et T litteris male iunctis*“[2]. Er hält also das in Frage stehende Zeichen für ein verunglücktes *T* bzw. eine mißglückte Ligatur. Natürlich könnte es auch ein verunglücktes *D* sein, aber von einem Sonorisierungsbeleg erwartet man doch etwas mehr Eindeutigkeit[3]. Wenn man also zwischen der Auffassung des strittigen Zeichens als *T* oder *D* schwanken kann, so neigt sich die Waage doch beträchtlich der Auffassung als *T* zu, wenn man beachtet, daß dasselbe Wort auf der Vorderseite der Säule noch einmal vorkommt, und zwar als *perPETVO*.

VI. DEBOSITV

Es handelt sich um einen Grabstein aus Terni (Oberitalien), den Muratori auf das Jahr 491 oder 526 datiert, während Rossi und Bormann die Datierung offenlassen. Elise Richter und Antonio Tovar wählen aus diesen Datierungsmöglichkeiten die früheste aus und akzeptieren das Beispiel als Sonorisierungsbeleg für das 5. Jahrhundert[4]. Nun, dieser Beleg beruht wohl auf einem Irrtum. Bormann beschreibt den in Frage stehenden Grabstein als *lapis marmoreus semiesus*. Es ist offenbar sehr schwierig, die verwitterte Schrift zu lesen. So stellt Bormann im 11. Band des Corpus zwei Leseversuche früherer Herausgeber nebeneinander. Sie lauten (CIL XI, 4339):

+HV	*+HVNC*
SIVISCOG	*SIVIS COGITOR*
TOR HIC REC	*TOR HIC REQVIE*
RABILIS FEM	*VENERABILIS FEM*
EPISCOPAQA	*EPISCOPATV DEPOS IN PACE V*
DEB IN PACE V	
AΓIBR IL	*+OLIBRIO*
(Don. Marucell.)	(Barberino und Donius)

Man sieht, daß *DEB* nichts anderes als eine schlechte Lesart von

[1] BRAE 28, 270 und REL 29, 116. – Vgl. R. Lapesa, Historia de la lengua española, 1959[11], S. 30.
[2] Eph. ep. 8, 459.
[3] Ich verstehe nicht, daß Tovar diesen Beleg „*bien claro*“ nennt (BRAE 28, 270).
[4] Richter, Beiträge § 123; Tovar, Homenaje Krüger I, 14 Anm. 13, und REL 29, 112.

DEPOS ist. Auf die möglichen graphischen Verwechslungen von *B* und *P* weist schon Hugo Schuchardt hin[1].

VII. PUDORE

Die Form *pudore* statt *putore* 'Gestank', die man in F. Marx' Ausgabe der Schrift *Diversarum haereseon liber* des Filastrius (4.Jahrh.) findet[2], wird von Elise Richter und S. da Silva Neto als Sonorisierungsbeleg für das 4. Jahrhundert akzeptiert[3]. Der Beleg ist zu verwerfen. Die Marxsche Ausgabe der Schrift des Filastrius für das Wiener Corpus basiert auf drei Handschriften: dem Codex Vindobonensis (9. Jahrh.), dem Codex Petropolitanus (9.Jahrh.) und dem Fragmentum Cheltenhamense (8.Jahrh.). Für die in Frage stehende Stelle XI, 1 liegt aber nur die eine Wiener Handschrift zugrunde, da die beiden andern Handschriften dieses Kapitel nicht haben. Halten wir zunächst fest, daß die Form *pudore* nur aus einer Handschrift des 9.Jahrh. belegt ist, die nicht ohne weiteres auf das Original zurückprojiziert werden kann. Wir können mehr sagen. Seit der Marxschen Ausgabe, die er im Jahre 1898 vorgelegt hat, ist nämlich eine neue Filastrius-Handschrift entdeckt oder genauer gesagt wiederentdeckt worden: die Trierer Handschrift. Marx selber hat in einem Nachtrag zu seiner Wiener Ausgabe über die neue Handschrift berichtet[4]. Seine eingehende Textanalyse zeigt, daß diese Handschrift von keiner der bisher bekannten abhängig ist. Sie stammt zwar erst aus dem 10.Jahrhundert, ist aber ebenso zuverlässig wie die Wiener Handschrift und geht mit dieser zusammen auf einen gemeinsamen Archetyp zurück. Diese Trierer Handschrift hat nicht *pudore*, sondern richtig *putore*[5]. Die Schreibung *pudore* geht also nicht auf den gemeinsamen Archetyp der Wiener und der Trierer Handschrift, geschweige denn auf das Original zurück. Es handelt sich um eine Neuerung der Wiener Handschrift aus dem 9.Jahrhundert, die man im besten Falle als Sonorisierungsbeleg für das 9.Jahrhundert, wahrscheinlich aber wohl als bloßen Schreibfehler des Kopisten auffassen muß. Battisti und Juret hatten den Beleg also zu Recht mit Skepsis aufgenommen[6].

---

[1] Der Vokalismus des Vulgärlateins, 1866ff., Bd. I. S. 123.
[2] CSEL Bd. 38, Wien 1898, Kap. XI, 1.
[3] Elise Richter, Beiträge § 118. – S. da Silva Neto, História S. 148.
[4] Über die Trierer Handschrift des Filastrius. Zur Ergänzung der Wiener Ausgabe. In: Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 56, S. 43–105, Leipzig 1904.
[5] Marx, a.a.O., S. 64.
[6] Battisti, Le dentali, 1912, S. 47. – P. C. Juret, RF 19, 141.

VIII. NAMENFORMEN

Unter den Sonorisierungsbelegen Antonio Tovars finden sich auch Namenformen. Tovar hat sie nicht nur zusätzlich, sondern sogar bevorzugt zu seiner Argumentation herangezogen: „*En los nombres personales es donde se muestra la nueva fonética*“ [1]. Namen seien nämlich dem phonetischen Korrektiv der Schule und ihrer Aussprachenorm weniger ausgesetzt.

Bei den von Tovar zitierten Namenformen ist in der Tat kaum zu bezweifeln, daß manche von ihnen bald mit Tenuis, bald mit Media auftreten, vgl. *Tridallus* (CIL II, 5715) und *Tritalicus* (CIL II, 2814); *Bedoniesi* (CIL II, 4963) und *Betunia* (CIL II, 2788); *Doidena* (Eph. Ep. 8, 428) und *Doitena* (Eph. Ep. 8, 426). Weitere Beispiele in den zitierten Arbeiten von Tovar. Herkunft, Zugehörigkeit und Zusammensetzung dieser Namen sind allerdings nur mit Mühe und z.T. mit gewagten Hypothesen zu ermitteln [2]. Ich gehe darauf hier im einzelnen nicht ein und beschränke mich auf die Fragestellung nach der romanischen Sonorisierung. Das Schwanken zwischen stimmhaften und stimmlosen Verschlußlauten in den Namenformen, das den Epigraphikern und Linguisten nicht entgangen war, wird verschieden erklärt. Battisti sieht den Grund in der Diskonvenienz des lateinischen Alphabets und der vorrömischen Lautungen [3]. Nils M. Holder ist der Ansicht, es sei überhaupt ein Merkmal des „protoeuropäischen“ Konsonantensystems, daß es eine Unterscheidung von stimmhaften und stimmlosen Verschlußlauten nicht macht [4]. Auch K.H. Schmidt glaubt an eine präkeltische Substratwirkung [5]. Antonio Tovar selber sieht in den Variantenpaaren Belege einer keltiberischen Lenierung [6]. Die Keltologen mögen diese Frage entscheiden. Nehmen wir an, daß Tovar recht hat und daß die zitierten Namenpaare mit ihrer Variation stimmhafter und stimmloser Verschlußlaute tatsächlich Belege für eine keltiberische Lenierung sind. Mit welchem Recht folgert Tovar jedoch daraus, daß „die westromanische Lenierung direkt mit den keltischen Tendenzen in Verbindung gebracht werden muß“ [7]?

---

[1] Homenaje Krüger I, S. 11.

[2] Sehr sorgfältige Untersuchungen zu den Namenproblemen Iberiens findet man bei Manuel Gómez-Moreno, Misceláneas, Madrid 1949, S. 240ff.

[3] Le dentali, 1912, § 11.

[4] A Proto-European consonant system and the pronunciation of Sumerian, Studia Linguistica 3 (1949) 1–17.

[5] Die Komposition in den gallischen Personennamen, Tübingen 1957, S. 51.

[6] Besonders: Kratylos 3, 5.

[7] Kratylos 3, 14.

Und mit welchem Recht datiert Tovar die romanische Sonorisierung ins 1. Jahrhundert nach Christus[1]? Unter den Namenformen befindet sich kein einziger römischer Name. Zwar stammt der *Tridiavi*-Beleg aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., aber er beweist bestenfalls, wie Tovar selber ja auch sagt[2], keltiberische Lenierung, keineswegs jedoch romanische Sonorisierung. Der Beweis, daß die romanische Sonorisierung die keltische (keltiberische) Lenierung direkt fortsetzt, ist mit dem gesamten Namenmaterial, das uns Tovar vorlegt, nicht zu führen.

Im Gegenteil. Tovars Namenmaterial muß die Vertreter der Keltenthese in eine beträchtliche Verlegenheit führen. Unter den Sonorisierungsbeispielen Tovars befindet sich auch das Namenpaar *Ambadus(-a)/Ambatus*. Beide Formen sind in hispanischen Inschriften gut belegt; die Form mit *-d-* dreimal[3], die Form mit *-t-* 38mal[4]. Tovar sieht darin, wie schon vor ihm A. Zimmermann[5], einen Sonorisierungsbeleg, und zwar sowohl für die keltiberische Lenierung als auch für die romanische Sonorisierung, die ja als eine unmittelbare Fortsetzung der keltiberischen Lenierung aufgefaßt wird[6]. Andererseits aber stellt er keltib. *Ambatus* (*-d-*) mit Carnoy[7] zu dem gallischen Namen und Wort *Ambactus*, das schon Ennius richtig als 'Sklave' erklärt[8]. Als Lautregel formuliert: „Einige phonetische Eigenheiten scheinen spezifisch aus dem Keltiberischen zu stammen, wie die Reduktion von *-kt-* zu *-t-*."[9]. Nun wird bekanntlich das keltische Substrat nicht nur für die romanische Sonorisierung, sondern auch für die Entwicklung der lateinischen Konsonantengruppe *-kt-* verantwortlich gemacht (n o c t e > fr. *nuit*, span. *noche*). Dabei ist wohl zu beachten, daß diese Substratwirkung gerade auch für den iberoromanischen Raum angenommen wird[10]. Wenn nun der gallischen Gruppe *-kt-* in *Ambactus* ein keltiberisches *-t-* in *Ambatus* (das dann zu *-d-* sonorisiert wird) ent-

---

[1] „*Yo creo que la sonorización queda probada como fenómeno antiguo en todo el Occidente de Europa con fechas seguras del Siglo I de nuestra Era*" (Tovar, Jornal de Filologia 3, 84).

[2] Kratylos 3, 8.

[3] CIL II, 2908; II, 2909; II, 5709.

[4] Vgl. Battisti, Le dentali, 1912, § 10.

[5] ZrPh 25, 732.

[6] BRAE 28, 269 und Jornal de Filologia 3, 84.

[7] Le latin d'Espagne, [2]1906, S. 115.

[8] Ennius A 605. – Tovar, Kratylos, 3, 4f. – Vgl. auch BRAE 28, 269 und Jornal de Filologia 3, 84.

[9] Kratylos 3, 13.

[10] v. Wartburg, Ausgliederung S. 35. – Da Silva Neto, História S. 146f. – Baldinger, Herausbildung S. 97. – Vgl. auch Tovar selber: REL 29, 119.

spricht, so zweifelt Tovar damit implizit keltischen Substrateinfluß bei der Konsonantengruppe *-kt-*, zumindest für die Pyrenäenhalbinsel, an. Das von Tovar vorgelegte Namenmaterial führt also die Vertreter der Keltenthese in ein Dilemma: entweder man akzeptiert Tovars Namenformen als Sonorisierungsbelege – dann muß man aber bei der Lautgruppe *-kt-* auf die Erklärung mit dem keltischen Substrat verzichten. Oder man verzichtet auf Tovars Namenformen – dann verstrickt man sich zwar in keinen Widerspruch, begibt sich jedoch auch jeder Beweismöglichkeit. Man darf gespannt sein, welche Alternative bevorzugt wird. Meine Auffassung ist, daß man aus dem von Tovar vorgelegten Namenmaterial für die romanische Sonorisierung überhaupt keine Schlüsse ziehen kann, wohl aber möglicherweise – und das hat Tovar gezeigt – für eine keltiberische Sonorisierung (Lenierung). Das wird so bleiben, solange keine römischen Namenformen unter den Sonorisierungsbelegen auftauchen.

XIV. WEITERE BEISPIELE

Wir können uns hier kürzer fassen. Eine Form *BEADVS*[1] gibt es nicht mit Sicherheit. Die Vaseninschrift CIL II, 4972, 20 bietet nur die „lectio incerta" *BEAD/C.ANN*. Ein Sonorisierungsbeleg ist daraus nicht ableitbar. – Ein *PERECRINVS*[2] ist ebenfalls nicht mit Sicherheit belegt. Die Inschrift CIL II, 765 hat *FERECRIN* (Name!), das Hübner zwar als *Peregrinus* liest, das aber nicht sicher genug identifizierbar ist, um (als hyperkorrekte Form) einen Sonorisierungsbeleg abzugeben. Es bleibt im übrigen die allgemeine Vorsicht gegenüber der häufigen Verwechslung der Schriftzeichen C und G. – Die Form *EXTRICADO*, für das Jahr 217 n. Chr. aus Pannonien belegt in der Inschrift CIL III, 3620, ist ebenfalls eine Namenform. Es handelt sich um den Konsul T. Memmius Extricatus, der 217 zusammen mit Bruttius Praesens das Konsulat innehatte. A. Zimmermann hat die Form als Sonorisierungsbeleg akzeptiert[3]. Wir müssen aber mit Battisti[4] darauf aufmerksam machen, daß das *D* in der Ligatur erscheint. Mommsen hat die Inschrift nicht selber kopiert, so daß leicht die Möglichkeit einer Verwechslung mit einer *A-T*-Ligatur besteht. – *DODATIONIS* (CIL VI, 14672) ist als Sonorisierungsbeleg ebenfalls von A. Zimmer-

[1] Elise Richter, Beiträge § 118. – Tovar, BRAE 28, 269f. mit dem Vermerk „muy dudoso".
[2] Tovar, BRAE 28, 273. – Lapesa, Historia de la lengua española, ²1950, S. 30.
[3] ZrPh 25, 732.
[4] Le dentali, 1912, S. 21.

mann anerkannt und von Battisti zurückgewiesen worden[1]. Battisti nimmt einen bloßen Schreibfehler auf Grund der Nähe des anlautenden *d-* an. Es kann sich zudem um eine Kreuzung von *donare* und *dare* handeln; man beachte die semantische Entwicklung von lat. *donare* zu fr. *donner*. – Auch Meyer-Lübkes Sonorisierungsbeispiele aus der *Ars veterinaria* des Pelagonius (4.Jahrh.) sind schon von Battisti verworfen worden[2]. Die Formen *carigas* (98), *friato* (120) und *migat* (404) stammen alle aus einer Handschrift, nämlich dem Codex Riccardianus, der wohl im 7. oder 8.Jahrhundert geschrieben worden ist. Es sind sicherlich Schreibfehler; neben einem Beleg *carigas* findet man in demselben Text achtmal richtig *caricas*. – Tovars Handschriftenbelege, nämlich *gravidatae* 'gravitate' (5.Jahrh.) *vatiginando* (5.Jahrh.), *peditionem* (5. oder 6.Jahrh.), *logationis* (6.–7.Jahrh.), *navigularis* (6.–7.Jahrh.)[3] mögen demgegenüber als Sonorisierungsbelege ihren Wert haben. Mir fehlen derzeit die Möglichkeiten, die Handschriften einzusehen. Aber wir haben uns jedenfalls weit vom 1.Jahrhundert n.Chr. entfernt, in dem Tovar die Sonorisierung beginnen lassen wollte, und wir befinden uns außerhalb, bestenfalls aber am Rande der Kaiserzeit. In dieser Epoche drängen sich dann gesicherte Beispiele auf, wie etwa die inschriftlichen Formen *iuventudis* (Vives, IC 381), *quader* (IHC 336), *eglesia* (IHC 172), *Salvadoris* (IHC 272), *sacradum* (IHC 272), auf die schon Carnoy hingewiesen hat[4].

Wir müssen feststellen, daß es bisher im ganzen Corpus Inscriptionum Latinarum und in anderen Quellensammlungen keinen gesicherten Beleg für eine Sonorisierung in der Kaiserzeit gibt[5]. Für eine Sonorisierung im afrikanischen Latein finden sich schlechterdings gar keine Anhaltspunkte. Es läßt sich aus dem Inschriftenmaterial auch nicht eine Wirkung des keltischen Substrats auf die romanische Sonorisierung beweisen, und wir sind hier nach wie vor auf Argumente anderer Ordnung - phonologischer Ordnung, wie ich glaube – angewiesen.

Kiel HARALD WEINRICH

---

[1] Zimmermann, ZrPh 25, 731. – Battisti, Le dentali, 1912, § 10.

[2] Meyer-Lübke, in: Gröbers Grundriß, 2.Aufl., Bd. I, S. 474. – Battisti, Le dentali, S. 48.

[3] Tovar, REL 29, 115 und 117.

[4] Carnoy, Le latin d'Espagne, S. 117.

[5] Vgl. Battisti, Le dentali, 1912, § 11.

Balkanlateinisches Á im Südslavischen und Albanischen

Noch seinerzeit hat W. Meyer-Lübke zwei verschiedene balkanromanische Schichten im Albanischen vermutet: eine östlichere, dem Rumänischen nahestehend, und eine westlichere, dalmatische[1]. Diese Auffassung wurde weiter von N. Jokl entwickelt[2], der beobachtet hat, daß das Albanische in einem Teile seiner Latinismen geschl. *ọ* (aus *u* und *ō*) auf die rumänische, in dem anderen auf die dalmatische (bzw. italienische) Weise ersetzt. Jokl nimmt an, daß „... dieser zeitliche Unterschied sich für das Alb. zugleich auf den räumlichen zwischen dem Latein der Praevalitana [d.h. Albanien] und einem weiter östlich gesprochenen Vulgärlatein, ... dem Latein Dardaniens [d.h. Südserbien und Mazedonien] reduziert..."[3]. Endlich hat H. Barić diesen Gedanken zu einem vollkommenen System ausgebaut[4].

So hat Barić gezeigt, daß sich in einer Reihe von Beispielen lateinisches *CT* und *X* im Albanischen ähnlich wie im Rumänischen verhält (d.h. *ft, fsh* = rum. *pt, ps*), während in einer anderen Reihe lat. *CT* im Albanischen nicht wie im Rumänischen, sondern wie im Dalmatischen entwickelt wurde (d.h. *jt*)[5]. Vgl.:

	alb.	rum.
LUCTA	*luftë*	*luptă*
COCTORIUM	*koftor*	*cuptor*
TRACTARIUM	*t(r)aftár*	
COXA	*kofshë*	*coapsă*

---

[1] *Rumänisch, Romanisch, Albanisch,* Mitt. des rum. Inst. in Wien I, 1–42.

[2] *Balkanlateinische Studien,* Balk. Arch. IV, 195–217.

[3] op. cit., S. 215.

[4] *O uzajamnim odnosima balkanskih jezika I, Ilirsko-romanska jezička grupa,* Beograd 1937, bes. S. 15–25; *Albanisch, Romanisch und Rumänisch,* Godišnjak Balkan. instituta I, Sarajevo 1957, S. 1–16.

[5] Vgl. jetzt auch B. Rosenkranz, *Die Gliederung des Dalmatischen,* ZRPh LXXI, 277.

aber

	alb.	dalm.	rum.
FRUCTUS	*fryte* (a. alb. *fryit,* d.h. *frujt*)	*froit*	*frupt*
DIRECTUS	*drejt* (> *dreq*)		*drept*
TRACTARE	*trajtonj*	**traita* (auf Gr. des serbokroat. *traj*(*i*)*ta,* auch *trakta* genannt, „Art Netz" erschlossen)	*treaptă*
PACTARE	*pajtonj*		

Genauso haben wir es mit zwei verschiedenen Ergebnissen des betonten lat. *A* im Albanischen zu tun: einerseits bleibt solches *a* im Alb. unverändert, andererseits aber ergibt es alb. *e*. Vgl. diese zwei Reihen von Beispielen:

I. *faqe* „Gesicht" = *FACIEM*; *farkë* „Schmiede" = *FABRICA*; *fshat* „Dorf" = *FOSSATUM*; *gjingallë* „Cicada" = *CICADA*; *kal* „Pferd" = *CABALLUS*; *kunát* „Schwager" = *COGNATUS*; *lak* „Schlinge, Riemen" = *LAQUEUS*; *mall* „Sehnsucht" = *MALUM*; *mâng* „Ärmel" = *MANICA*; *mashkull* „Mann" = *MASCULUS*; *mën*(*d*)*afsh* „Seide" = *METAXA*; *nalt* „hoch" = *IN ALTO* (vgl. rum. *înalt*); *paq* „Friede" = *PAX* (*CE*-); *përallë* „Geschichte" = *PARABULA*; *shakull* „Blasebalg" = **SACCULUS*; *shpat* „Schwert" = *SPATA*; *shpatëll* „Schulter" = *SPATULA*; *shul-lâ-ni* „sonniger Ort" = *SOLANUM*; *trâ-ni* „Balken" = *TRABS* (*BE*-); *zâne* „eine Fee" = *DIANA* (vgl. rum. *zîna* „eine Fee").

II. *brekë* (-*ët*) „Hose" = *BRACA*; *dreq* „Teufel" = *DRACO*; *engjëll* = *ANGELUS*; *fjer* „Linse" = *FAVARIUM* (über **far,* wie *kal*); tosk. *gjelbër* „grün" = *GALBINUS*; *këlqerë* „Kalk" = **CALCARIA*; *kershtê-ni* „Christ" = *CHRISTIANUS*; auch *Kërshëndéll* „Weihnachten" = *CHRISTI NATALE*; *kështêjë* = *CASTANEA*; *mbret* „König" = *IMPERATOR*; geg. *mrekull* „Wunder" = *MIRACULUM*; *pulqer* „Ballen" (der Hand) = *POLLICARE* (vgl. rum. *policar* „Daumen"); *qelq* „Glas" = *CALIX* (*CE*-); *qepër* „Dachbalken" = *CAPER*; *qerr* (-*ra*) „Wagen, der vom Ochsen gezogen wird" = *CARRUM*; *qytet* „Stadt" = *CIVITAS* (*TATE*-), nordalb. *rêm-i* (sonst *ráme*) „Kupfer" = *AERAMEN*; *rrem*(*b*) „Zweig" = *RAMUM*; *rreze* „Strahl" = *RADIUS*; *shêjt* „heilig"[1], auch ON (*Mali*) *Shenjt* = griech. *῞Αγιον*

[1] Vgl. G. Weigand, *Albanisch-deutsches u. Deutsch-albanisches Wb.* Leipzig 1914, S. 80.

ὅρος[1] = *SANCTUS*[2]; *shelg* „Weide" = *SALIX* (*CE*-); wohl auch *shtrembët, shtrempt* „krumm" = *STRAMBUM*; dann im Suff. *-et* = *-ATE-* der Abstracta: *pushtet* „Macht" = *POTESTATE-*; *shëndet* „Gesundheit" = *SANITATE-*; *vërtet* „Wahrheit" = *VERITATE-* u.a.

Wie Barić nachgewiesen hat, ist dieser Übergang von *a* zu *e* mit albanischen Sprachmitteln nicht erklärbar (von speziellen Fällen abgesehen), sondern er geht auf Kosten der romanischen dalmatischen Lautlehre[3].

So steht es mit dem Albanischen.

Wenden wir uns nun zu den benachbarten serbokroatischen Gegenden im Westen vom albanischen Gebiet, wo mit (alten) rumänischen Einflüssen nicht zu rechnen ist, sondern von Anfang an nur mit denen des Dalmatischen, so werden wir konstatieren können, daß die Umstände anders als im Albanischen sind.

Da weder aus Montenegro, noch aus der Bucht von Kotor gute Sammlungen romanischer Wörter vorliegen, benutze ich das Material aus Dubrovnik, das wir verschiedenen Gelehrten und vor allem P. Skok verdanken.

Wenn wir das ragusanische Material von Skok durchmustern[4], so werden wir für das romanische (d.h. dalmatische) betonte *a* in der Regel ein serbokroat. *a* bzw. *o* (aus *a*) finden: *àrbuo* = *arbore*; *bòkār* (aus **bokâr*) = *bacar; brùnō* (*-ála*) = ital. *bronale; fròn̂ʒata* (aus **fronʒàta*) = *frondiata; fumar* = *fumarium; gostarica* = *ga-*

---

[1] N. Jokl, ZONF X, 201.

[2] M. E. ist dies die lautgesetzliche Entwicklung, wieder mit dalm. *kt* > *it, yt;* dagegen in unbet. Stellung *shën* (und weitere Ergebnisse wie *shin* in ON *Shingjin* „Sankt Johannes"): *Shëmëri, Shëmriza* „Sankta Maria" u.a. S. Verf., *Slaven und Albaner in Albanien und Montenegro*, ZSPh XXVI, S. 324; C. Jireček, *Das christliche Element in der topogr. Nomencl. der Balkanländer*, SB der Wiener Akad., Ph.-hist. Cl., Bd. CXXXVI/Abh. XI, S. 18; G. Weigand, *Sind die Albaner die Nachkommen der Illyrer oder der Thraker?*, Balk. Arch. III, 242. – Dieselbe Duplizität in der Entwicklung von *SANCTUS* (in bet. bzw. unbet. Stellung) wird auch im Serbokroatischen konstatiert: vgl. einerseits *sǫtъ* (bet.), andererseits **sъt-* (über **sъnt-?*) in ON *Sutomore: Stomorija*, beides aus *Sancta Maria*, Jireček, *Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters I*, Denkschr. der Wiener Akad., Ph.-h. Cl. XLVIII/Abh. III, S. 57–58. – Doch später konnte die unbet. Form in betonte Stellung, und umgekehrt, übertragen werden: vgl. den Klosternamen *Shën* = gr. *Mon. Aj. Proʒromos*, P. Skok, *Slave et albanais*, Arhiv za arbanasku starinu, jezik i etnologiju, Beograd, II, 119; und umgekehrt *shêjtësťja jote* „Anrede an Geistliche" (d.h. „Ihre Heiligkeit"), Weigand, a.a.O.

[3] *O uzajamnim odnosima balk. jezika*, S. 25.

[4] *Les origines de Raguse*, Slavia X, 495–496.

straria; grasta = *gastra; jàstog* = *astacus; kàjpica* = *cavea; kòmoštre* (aus **komòštre*) = *cremaster; kòptō* (*-ála*) = *capitale; kotòrađa* (aus **-àđa*) = *cataracta; krìlāt* „cierge pascal" = *cereus latus; òblānta* = *oblata; ošćela* = *assula; pàgar, pâg* = *pagrus; pànāta* = *panata* (:*panis*); *pètrō* (*-ála*) = *petraria; posat* (vgl. alb. *fshat*, ?rum. *sat*); *pùćō* (*-ála*) = *puteale; ráklo* = *racanum; ròsata* = *rosata; rućìjāk* „Fischernetz" = *retiaculum; sàrak* = *sargus; sklat* = *squatulus; sparog* = *asparagus; străń* „Hütte" = *subterraneum; trakta* „Art Netz" = *tracta; vōga* (aus **aoga*, **vaoga*) = *alga*.

Vgl. ebenfalls aus Dubrovnik das weitverbreitete serbokroat. küstenländische *plàca* „Platz" = *platea;* dann auch *koktao* (seit XVII.Jh.) = *cappezzale*[1]; *rânketiv, rânketḽiv* = *rancidus* (vgl. siz. *rančitu*, napol. *granğe̥te̥*, kalabr. *grančitu*, molfett. *grenğe̥te̥*)[2]; *kapsa* = *capsa*[3]; aragus. *araʒan* = *àrađān* „rot im Gesicht" = **adrabidiatus*[4]; *lovrata* „ein Fisch, Sparus *aurata*"[5]; *sigḽar* „Fischersignal" = *signale*[6]; *aksaʒ, asaʒ* = *exagium*[7]; *kosao* (XVI.Jh.) „domus diruta" = *casale*[8] usw.; die Anzahl solcher Beispiele ließe sich noch vermehren.

Demgegenüber finde ich nur ein paar Wörter mit *e* aus *a: brenke* f.pl. „Kiemen" = *branchiae* (doch Rab und Ugljan haben *branče*)[9]; *breče* „vinacce, grassi di uliva" (XVIII.Jh.; dagegen *brače* in der Bucht von Kotor)[10]; *mjendeo* „Mandel" (auch bei den altragus. Schriftstellern) = *amygdala*[11] und *gratakež*[12] gegenüber dem venez. *gratakas̥a* (schr.ital. *grattugia*); doch *gratakež* lautete im XVII.Jh. noch *gratakaž*, wie wir es auf der Insel Ugljan noch heute *rakatač* finden[13].

Mehr oder weniger dasselbe beobachten wir auch weiter im Osten, in jugoslavischen Küstengegenden gegen die Grenze Albaniens: in der Bucht von Kotor und im montenegrinischen Küstenlande: meist *a* = *a* (bzw. seltener *a* > *o*), ausnahmsweise *a* > *e*:

---

[1] M. G. Bartoli, *Das Dalmatische* II, 293.
[2] Skok, op. cit., 489.
[3] Bartoli, op. cit., 292.
[4] Skok, op. cit., 481 Anm. 1.
[5] Bartoli, op. cit., 253, 297.
[6] Barić, *O uzaj. odn.*, S. 11.
[7] Bartoli, op. cit., 287, 350, 369.
[8] Bartoli, op. cit., 294.
[9] Bartoli, op. cit., 289.
[10] Bartoli, a.a.O.
[11] Bartoli, op. cit., 295.
[12] Auch *gratakiječ*, *Rječnik hrvatskog ili srpskog jezika*, Zagreb, s.v.
[13] Bartoli, op. cit., 291.

Bucht von Kotor: *arbuo* = *arbor*[1]; *jastog* = *astacus*[2]; *kȁpsuo* = *capsula*[3]; *klav* „Riegel" = *clavis*[4]; *kostràt* „pavimento" = *constratum*[5]; *kotàrača* = ragus. *kotorađa*[6]; *sopa* „Box *salpa*" (über **saopa, sōpa*)[7]; *star* „Getreidemaß" = ital. *staio*[8]; *sudar* „Taschentuch" = *sudarium*[9]; *ukḷata* „Fisch Sparus melanurus" = **occulata*[10]; *vôga* = *alga*[11] usw. Dem gegenüber stehen die seltenen Beispiele wie *kontrest* = *contrasto*[12]; *škarambêč*: ital. *scarafaggio*, venez. *scaravàẓo*[13], *brenge* „Kiemen" = *branchiae*[14].

Montenegrinisches Küstenland[15]: *konaval* „Kanal" = *canabula; kȍnoba* „Art Stall" = *cannaba, košȁtńa, kostȁńa* = *castanea; morâč* „Art Gras" = *amaraceum; bubâk* „Baumwolle" = *bombace-m* u.a., doch *sträń* (mit breitem *ä*)[16], mit der montenegr. Substituierung des *ä* (aus *ə*)[17] für romanisches *e* (*subterráneum;* vgl. dagegen oben *strań* in Dubrovnik).

Wie man aus den angeführten Beispielen ersieht, zeigen die dalmatischen Lehnwörter in serbokroat. Mundarten an der Südadria im großen und ganzen ein wesentlich anderes Bild als die dalmatischen Lehnwörter in Nordalbanien. Freilich könnte man theoretisch, was das Albanische betrifft, auch mit Wiederentlehnungen rechnen, die ältere Wörter mit *a* = *a* durch jüngere mit *a* > *e* ersetzt hätten. Doch warum geschah dasselbe nicht auch im Falle der Serben und Kroaten? Denn es ist bekannt, daß die Kulturverhältnisse bei den Serbokroaten Dalmatiens und bei den Albanern im Mittelalter gleich waren[18].

---

1 V. Tomanović, *Akcenat u govoru sela Lepetana,* Južnoslovenski filolog, Beograd, XIV, 114.
2 Bartoli, op. cit., 291.
3 Tomanović, op. cit., 111.
4 M. Rešetar, *Der štokavische Dialekt,* Wien 1907, Sp. 241.
5 Bartoli, op. cit., 294; Rešetar, op. cit., 243.
6 V. S. Karadžić, *Srpski rječnik,* Beograd, s. v.
7 Bartoli, op. cit., 254, 301.
8 Rešetar, op. cit., 293; Bartoli, op. cit., 302.
9 Bartoli, op. cit., 302, 364, 365; Bd. I, 271.
10 Bartoli, Bd. II, 303, 354.
11 Tomanović, op. cit., 108.
12 Bartoli, op. cit., II, 293.
13 Tomanović, op. cit., 134.
14 Barić, *Lingvističke studije,* Sarajevo 1954, S. 92.
15 Vgl. dazu B. Miletić, *Crmnički govor,* Srpski dijalektološki zbornik, Beograd, IX, 259–262; doch mit Vorsicht zu gebrauchen, da der Verfasser kein Romanist war.
16 S. Trojanović, Srpski etnografski zbornik, Beograd, II, 280.
17 Zu diesem *ä* aus *ə* vgl. bei mir, *K voprosu o proisxoždenii slavjan Severnoj Albanii,* Slavjanskaja filologija, Moskva 1958, I, S. 196–201.
18 Vgl. C. Jireček, *Die Romanen in den Städten Dalmatiens...;* M. Šufflay, *Srbi i Arbanasi,* Beograd 1925.

Die Verschiedenheit der serbokroatischen und der albanischen Wiedergabe des dalmatischen betonten *a* ist demnach nicht im Dalmatischen begründet.

Es ist freilich nicht leicht, den dalmatischen Übergang *á* > *é* in den Quellen und im anderen Material zu verfolgen; Bartoli sagt darüber ja pessimistisch: „es handelt sich um schwach belegte Reihen von Beispielen für *A* zu *e*…“; doch auch schon bei ihm ist manches zu finden. Vgl. nicht nur das berühmte Zeugnis von Ph. de Diversis, sondern auch sonst in Dubrovnik *recna* = *racina, coctel* = ital. *cavezzale, bleua* „blau“, u.a., dann ein unsicheres *lena* für *lana* in Zadar[1]. Da dem so ist, hält B. Rosenkranz den Übergang als nur für Dubrovnik gesichert[2]. Doch handelt es sich in der Tat bloß um konservative Schreibung, die den Wandel nur selten verrät; sonst kann dieser Übergang für die ganze jugoslavische Küste von Zadar bis zur albanischen Grenze auf Grund der Ortsnamen festgestellt werden[3]. Vgl. bei Trogir ein Steinbruch *Labdiri*, das von Skok überzeugend auf *lapidaria* zurückgeführt wird[4] und demnach aus **lapidéria* entstehen sollte; in Trogir selbst 1333 „*Caurera*, sclauonice *Copara*“[5]; *Delmis* neben *Dalma* = heute *Omiš*, ital. *Almissa*[6]; weiter *Punta de Secco* und *Punta de Sacco* in Dubrovnik[7]; dann *Catera, Ecatera, Δεκάτερα, τῶν Δεκατέρου* neben *Κάτταρος*, heute ital. *Cattaro*, serb. *Kotor* [*Kòtor* ist eine normalisierende Betonung][8], wobei die serbokroat. Form den echten Akzent aufweist; weiter bei Budva (?) *Mogren* aus *malum *graneum* „Granatapfel“

---

[1] Bartoli, *Das Dalmatische* II, Sp. 340.

[2] op. cit., 271–274.

[3] Die vegliotischen Beispiele sind dagegen unsicher, Bartoli, a. a. O.; Rosenkranz, a. a. O. – Wenn *Sestruń* (XV. Jh. *Sestrugn*, X. Jh. *Ἐστρουν*) aus **extrāneus* stammt, vgl. A. Mayer, *Studije iz toponomastike rimske provincije Dalmacije*, Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku, Split, L, 107, so haben wir es hier schon mit dem norddalmatischen Übergang von *a* zu *u* zu tun. – Andererseits geht *Porer* (mittelalt. *Poraria*), *Cervera* (mittelalt. *Cervaria*), ital. *Orsera* (doch mittelalt. *Orsaria*, auch kroat. *Vrsar*), B. Benussi, *L'Istria nei suoi due millenni di storia*, Trieste 1924, S. 73–74, 116, schon auf die venezianischen Formen mit *a* > *e* zurück.

[4] *Dolazak Slovena na Mediteran*, Split 1934, S. 216.

[5] Jireček, *Die Romanen*… I, 62.

[6] V. Mošin, *Ljetopis popa Dukljanina*, Zagreb 1950, S. 43, 51.

[7] Skok, *Les origines de Raguse*, 483.

[8] Jireček, *Die Romanen*… I, 47; H. Krahe, *Die alten balkanillyrischen geographischen Namen*, Heidelberg 1925, S. 21 u. Anm. 2 auf S. 21–22; Skok, *Studije iz ilirske toponomastike*, Arh. za arb. st., jez. i etnol. I, 11–12; ders, *Les origines de Raguse*, 449 Anm. 3.

gegenüber *Mograń* auf Krk[1], womit zu vergleichen ist VN (*quidam*) *Antibarenus*, dat. *Antibareno*, mit *-eno* für *-ānus*[2] und *Glêra* aus *glarea* „runder Stein im Meer“[3]; die Beispiele sind also ziemlich zahlreich[4].

Was für den Küstenstrich Zadar – albanische Grenze gilt, kann auch für das Dalmatische Albaniens festgestellt werden: vgl. FN *Barbanna* (in Frankreich ebenfalls *Barbanne*) und *Barbena*, *Babenna*[5]; bei Skutari ON *Gleros*[6], was offenbar mit jugosl. *Glêra* aus *glarea* verwandt ist (vgl. oben); Gegend in Nordalbanien *Polatum*, byz. gen. pl. *πολάθων* und *Poletum*[7]; ON (*Vau*) *Dejns*, das auf

---

[1] Skok, *Slavenstvo i Romanstvo na jadranskim otocima* I, Zagreb 1950, S. 42.

[2] Verf., *Slaven und Alb. in Albanien und Montenegro*, ZSPh XXVI, S. 310 Anm. 1.

[3] Skok, *Dolazak Slovena na Mediteran*, 193.

[4] Es ist damit nicht der Übergang des unbetonten *a* zu *e* zu verwechseln, der in verschiedenen Gebieten der Romania vorkommt, Skok, *Studije iz ilirske toponom.*, Arh. I, 4; so oft in Dalmatien, A. Mayer, op. cit., 104–105 u. Anm. 13; *Antikni elementi toponomastike podgoričkog kraja*, Godišnjak nastavnika podgoričke gimnazije, Podgorica (Jugoslavien) I, 23. Deshalb auch *Drivest* (aserb. *Drivost* aus **Drivast*) nicht hierzu, wie es Rosenkranz, op. cit., 273, annimmt, da heutiges alb. *Drisht* aus **Dri(v)ësht* auf unbetontes *a* hinweist, s. Verf., *Sl. und Alb. in Albanien und Mont.*, 314; wäre es betont **Dri(v)ásht*, so würde ich nur alb. **Drasht* bzw. **Dresht* erwarten. – Das oft zitierte *Split* aus *Splêtъ* (für roman. belegtes *Spalato*, *Spalatum*, auch *Spalatrum*, griech. *Σπάλαθος*, *'Ασπάλαθος*) enthält kein betontes **Spéleto*, **Spelto*, das sl. *Splêtъ* ergeben hätte; nach A. Mayer sollte *Splêtъ* aus **Spəlet-* entstehen, mit illyrischem *ə* für *å*, *Studije* cit., 104–110; wie jedoch Mayer selbst bemerkt, ergab freilich illyrisches *ŏ* > *ə* slavisches ъ, nicht aber illyrisches *ă*; diese Schwierigkeit kann jedoch mit der Voraussetzung beseitigt werden, daß neben *Spalatum* auch ein volkstüml. **Spŏlatum* lebte: vgl. in Thessalien *Σπαλέθρη*, *Σπάλαθρα*, doch in Italien *Σπολήτιον*, *Spoletium*, Krahe, op. cit., 100. Auf jeden Fall kann **Speltъ* in diesem Zusammenhange ausscheiden. – Auch serbokroat. *Nèrētva*, alt. *Narénta*, *Narentani*, *Arentani*, *Rantani*, *Ναρήνσιοι* gegenüber dem seltenen *Narrantanae*, *Narantani*, vgl. Jireček, *Die Romanen* I, 33–34; Krahe, op. cit., 93; Skok, *Dolazak*, 142, enthält kein *e* für *a*, da die letzteren Schreibungen offenbar nie volkstümlich waren.

[5] Jireček, *Die christl. Term.*, 51; Skok, *Zur Ortsnamenkunde Albaniens*, ZONF IV, 205; H. Krahe, op. cit., 17; H. Barić, *Ime reke Bojane*, Slavistična revija, Ljubljana, III, 356–359; Verf., ZSPh XXVI, 306 ff.

[6] Šufflay, *Povijest sjevernih Arbanasa*, Arh. za arb. st., jez. i etnol. II, 214.

[7] Mošin, op. cit., 54; Jireček, *Die Romanen* I, 59; Krahe, op. cit., 96; Šufflay, *Pov. sjev. Arb.*, 211–212; Skok, *Studije iz ilirske toponom.*, Arh. za arb. st., jez. i etnol. I, 11.

mlt. *Dagnum* (aserb. *Danъ*, ital. *Dagno*) zurückgeht[1]; weitere Beispiele s. weiter unten.

Man kann also feststellen, daß der Übergang von *á* zu *é* im Dalmatischen, mit Ausnahme des äußersten Nordens, ein Lautgesetz gewesen sein dürfte. Trotz der spärlichen schriftlichen Überlieferung, die bei den Forschern Bedenken erweckt, war dieser Lautwandel zweifellos ganz regelmäßig, wie auch sonst die Lautgesetze. Obschon z.B. in Dubrovnik *e* aus *a* schwach belegt ist, war es sehr zäh eingewurzelt, wovon auch die Tatsache zeugt, daß ebenfalls in jüngeren venezianischen Wörtern das ursprüngliche *a* zu *e* wurde, d.h. daß die venez. Wörter in lautlicher Hinsicht den einheimischen dalmatischen Gewohnheiten angepaßt wurden: vgl. im XIV. Jh. *kebra* „Ziege", das venez. **kabra* (später *caura*) darstellt, welches unter dem Einfluß des dalmat. **kepra* aus *CAPRA* verändert wurde[2]. Die Tatsache, daß vielfach solche Beispiele, die früher auch schriftlich belegt sind, sich nicht behauptet haben, zeigt ebenfalls, daß der Wandel einst allgemein verbreitet sein mußte und erst später durch Einfluß anderer romanischer Mundarten verdrängt wurde (vgl. oben **De-catéra*, doch serbokroat. *Kotòr*, mit *o* aus *a*, daraus auch ital. *Cattaro*, nicht **Cattero; Cauréra*, doch serbokroat. *Kopara*, nicht **Kopera; Polétum*, doch aserb. *Pilotъ*, mit *o* aus *a*, daraus wohl auch alb. *Pullati* u.a.).

Trotzdem erscheint der Wandel von *á* zu *é* in serbokroat. ON ebenso wie in Lehnwörtern dalmatischer Herkunft (es brauchen natürlich nicht nur echte lateinische Etymologien in Betracht gezogen zu werden) ganz selten (vgl. doch oben *Glêra* = *glarea* u.a.). Vgl. z.B. *Ston* (nicht **Sten*) zu *Stamnes, Stammum, ἡ Στάμνος*[3]; *Supokrač* zu *Sanctus Pancrátius; Bòbara* (aus **Bobàra*) zu *Barbária; Rožat* zu **Radiátum*, belegt *Razata, Raçata* usw.; *Lápad* zu bel. *Lápido, Lápedo; Brgat* aus *Virgátum; Pòsat* = *fossátum*[4]; *Plòče* aus *plátteae; Cavtat*, aserb. *Cъptatъ* = *Civitáte*[5]; *Kònāvli* = *Canále*[6]; *Sutorman*, alt. *Suterman* = *Sanctus Romànus*[7]; BN *Mosor* aus **Massárium*[8]; BN *Mukoval* = (1414) *Monte Cavallo*[9]; *Bar* = *Antibá-*

---

[1] Jokl, ZONF X, 205; Verf., ZSPh XXVI, 315–316.
[2] Z. Muljačić, *O nekim zadacima naše romanistike*, Filozofski fakultet u Zadru 1956/1957, Zadar 1958, S. 124.
[3] Jireček, *Die Romanen* I, 84.
[4] Skok, *Les origines de Raguse*, 478, 479, 480, 481, 482, 489, 490.
[5] Jireček, op. cit., 60.
[6] Skok, *Dolazak Slovena na Mediteran*, 113.
[7] Verf., *K voprosu o proisxoždenii slavjan Severnoj Albanii*, 197–198.
[8] A. Mayer, *Antikni elementi toponomastike podgoričkog kraja*, 24.
[9] Skok, *Dolazak*, 193.

rium[1] u.a. – alles aus Dubrovnik und Montenegro, wo sonst der Wandel von *a* zu *e* gut belegt ist (s. oben).

Alles dies zeigt, daß der Übergang nach den ersten romanisch-slavischen Berührungen eintrat, d.h., daß die Serben und Kroaten Ortsnamen und Lehnwörter im großen und ganzen vor dem dalmatischen Wandel übernahmen.

Und tatsächlich war auch in den vulgärlateinischen Quellen Dalmatiens und Illyricums dieser Wandel noch gar nicht bekannt[2]. Es handelt sich also um einen Prozeß, der erst nach der frühen slavischen Einwanderung stattfand. Diese Behauptung wird durch die Tatsache bestätigt, daß der dalmatische Wandel *a* > *e* auch slavische Elemente ergriff: vgl. den ragus. Festungsnamen *Gradьcъ* (heute *Grádac*), romanisiert zu *Gredez* und den ragus. Familiennamen *Gradić,* der zu *Grede* romanisiert wurde[3], dann in Montenegro mittelalt. lat. *Comerniza* für serb. *Komârnica*[4]. Und sogar slavische ON, die ins Albanische durch Vermittlung des Dalmatischen eindrangen, weisen hie und da denselben Wandel auf: vgl. *Bulgéri* am Mati-Fluß gegenüber *Bulgari* im übrigen Albanien[5], dann *Shtreza* im Norden gegenüber *Shtraza, Straza* weiter im Süden, aus sl. *straža* ,,Wache“[6]. Weiter erscheint in Drivastum das albanische Ethnikum *Shqipëtár* als Familienname *Schipudar* (1370), *Schibudar* (1372), *Schapudar* (1402) und *Schepuder* (1368), *Scapuder* (1370)[7], und dem heutigen ON *Dushmáni* entspricht ein mittelalt. BezirkN *Dusmena*[8]. Endlich steht in mehreren Beispielen romanisches *e* (neben *a*) für slav. ь (d.h. breites *ä*): vgl. *Pareste* (1330) neben *Parasto, Perasto* usw. = serb. *Peràst* aus **Pьrъstъ* (vgl. den illyr. StammN *Pirustae*)[9], ebenso wie umgekehrt serb. *strän* für *SUBTERRANEUM,* dalm. **suteréñ-* (s. oben); da nun serbokroat. ə erst verhältnismäßig spät zu *ä* überging, so mußte der dalm. Wandel von *a* > *e* auch deswegen noch damals lebendig gewesen sein. Kann man den Beispielen wie *Grádac* aus **Grădăc* Vertrauen schenken, so war der dalmat. Übergang noch etwa im XV. Jh. lebendig.

---

[1] Skok, *Les orig. de Raguse,* 490 u. Anm. 5.

[2] Skok, *Pojave vulgarno-latinskoga jezika na natpisima rimske provincije Dalmacije,* Zagreb 1915.

[3] Skok, *Les orig. de Raguse,* 474.

[4] Mošin, op. cit., 25, 75.

[5] A. M. Seliščev, *Slavjanskoe naselenie v Albanii,* Sofija 1931, S. 54; Verf., ZSPh XVI, 310 Anm. 1.

[6] Seliščev, op. cit., 322; Verf., a.a.O.

[7] Jireček, *Die Romanen* I, 43.

[8] Šufflay, *Povijest sjev. Arb.,* 210.

[9] Jireček, *Die Romanen* I, 59; Verf., *K voprosu o proisxoždenii slavjan Sev. Alb.,* 197–200.

Andererseits aber erscheint schon *e* für *á* im X.Jh. in *Δεκάτερα*, *Δεκατέρον* gegenüber *Kotòr*[1]. So kann man auf Grund dieser Tatsachen voraussetzen, daß der Wandel *á* > *e* zwar erst nach der slavischen Einwanderung, aber doch ziemlich früh eintrat und daß er sehr lange wirksam war, offenbar weil die dalm. Romanen ein *a* nicht mehr besaßen.

Man muß jedoch auf die Tatsache hinweisen, daß im Albanischen in ON, im Gegensatz zu den Lehnwörtern, der Übergang *á* zu *e*, ebenso wie im Südslavischen, fast nicht vorkommt: vgl. alb. *Pulláti* (nicht **Pulleti*) gegenüber dalm. *Poletum; Biság*(*ë*) aus **Bithiácum*[2]; *Pëdhánë* aus *pedaneus* „am Fuße des Berges"[3]; *Mati* ~ *Mathis* in Griechenland und sehr oft so.

Wir haben es also mit folgenden Verhältnissen zu tun: im Südslavischen fehlt (grosso modo) der dalmatische Wandel *a* > *e* sowohl in Lehnwörtern als auch in Ortsnamen; im Albanischen erscheint er in Lehnwörtern ganz geläufig und fehlt (im allgemeinen) in Ortsnamen. Wie erklärt sich dieser Nichtparallelismus zwischen dem Südslavischen und dem Albanischen und auch derjenige im Albanischen selbst?

M. E. offenbar durch die Tatsache, daß die größten Teile Albaniens schon fest von den Slaven besetzt waren, als die Albaner in ihre heutige Heimat eindrangen. Wie ich anderswo gezeigt habe, übernahmen in allen klaren Fällen die Albaner die antiken ON Albaniens nicht unmittelbar aus dem Dalmatischen (u. Mittelgriechischen), sondern durch Vermittlung der Südslaven, während das Umgekehrte gar nicht vorkam[4]. Auf diese Weise konnten auch alle Fälle, wo die Albaner für dalmatisches *á* ihr *a*, nicht **e*, haben, dank slavischer Mittel entstehen, was ebenso in den ON geschah. Dagegen entlehnten sowohl die Slaven als auch die Albaner die Appellativa, in erster Linie die sog. Kulturwörter, direkt aus dem Dalmatischen. Die Slaven taten es früher, weil sie früher ans Mittelmeer kamen – und deshalb behielten sie einen älteren Zustand: dalm. *á* blieb im großen und ganzen unverändert, bzw. es ergab in älteren Lehnwörtern auch *o*. Die Albaner dagegen entlehnten ihre „Dalmatismen" erst später, weil sie auch später bis zum Meer drangen – und das ist der Grund, daß sie eine lange Reihe von Beispielen besitzen, in welchen für dalmatisches *á* ein alb. *e* steht.

---

[1] Jireček, op. cit., 47; Skok, *Les orig. de Raguse,* 449 u. Anm. 3.
[2] Jokl; ZONF X, 195.
[3] Jokl, op. cit., 196.
[4] *Slaven und Albaner in Albanien und Montenegro,* ZSPh XXVI, 301–324.

Anders gesagt, auch im Falle dieses dalmatischen Lautwandels können wir feststellen, daß die Südslaven ältere Einwohner der Mittelmeerküste sind als die Albaner.

Dabei wird es sehr wichtig sein, an die Tatsache zu erinnern, daß eine Reihe albanischer christlicher Termini lateinischen Ursprungs eben den Wandel von *á* zu *e* aufweist, d.h. daß sie nicht in der Epoche der rumänisch-albanischen Symbiose entstanden, als die albanischen Hirten in den hohen Bergen lebten, sondern erst später, als sie allmählich gegen den zivilisierten Westen zogen, wo romanische Häfen lagen: vgl. *engjëll* „Engel", *dreq* „Teufel", *kërshtên* „Christ", *Kërshëndell* „Weihnachten", *shê(n)jt* „heilig", *mrekull* „Wunder" – alles mit *a* > *e*, während die heidnische *Diana* im Alb. *zâna,* mit *a* = *a* (ganz wie im Rum. *zînă* aus **dyana*), ergab. Damit erklärt sich auch der Unterschied zwischen der christlichen Terminologie einerseits im Rumänischen und andererseits im Albanischen, den S. Puşcariu hervorhob[1]: vgl.

alb. *shekul* = *saeculum*:	rum.	*lume*
qishë = *ecclesia*:		*biserică*
shpirt = *spiritus*:		*suflet* (u. *duh* sl. Herkunft)
bëkonj = *benedico:*		(sl.) *blagoslovesc*
ungjil = *euangelium:*		(sl. aus ngr.) *evanghelie*

Hinzuzufügen wäre jedenfalls noch das ausschließlich albanische *shênjt, shêjt* aus *sanctus,* wogegen im Rumänischen *sfînt* steht, das nicht ohne Einfluß des sl. *svętъ* erklärbar ist, während das lautgesetzliche **sîn-* nur in Volksausdrücken wie *Sîmpietru, Sînicoara, Sîmedru,* mda. *sîmţ* „Fest der vierzig Märtyrer" fortlebt[2].

Sehr charakteristisch ist ebenfalls die Tatsache, daß der albanische Ausdruck für „Dorf", nämlich *fshat,* das betonte *a* bewahrt (wie rumän. *sat*), während der Terminus für „Stadt" im Albanischen *qytét* lautet, also mit *e* für *a* (gegenüber rum. *cetate*); vgl. auch die volkstüml. Benennung der Gegend Puka in Albanien (nach den Ruinen einer antiken Stadt) *Qytet*[3], was im Gegensatz zu serbokroat. *Càvtat, Captat* = *civitate* (belegt: *Civitas vetus Ragusina, Cita vecla, Citade vechia, Civitas antiqua; Ragusium vetus, Ragusa vecchia*) steht[4]. Das Verhältnis:

---

[1] *Locul limbii române intre limbile romanice,* Bucureşti 1920, S. 37; *Die rumänische Sprache,* Leipzig 1943, S. 456–457; vgl. auch Meyer-Lübke, op. cit., 30–31.

[2] Puşcariu, *Die rumän. Spr.,* 351.

[3] W. Tomaschek, *Die vor-slawische Topographie der Bosna, Herzegowina, Crna-gora und der angrenzenden Gebiete,* Mittheil. d. k.u.k. Geogr. Gesellsch. in Wien XXIII, 550.

[4] Jireček, *Die Romanen* I, 60.

1. alb. *fshat* = rum. *sat*
2. alb. *qytet* : rum. *cetate*
3. alb. *Qytet* : serbokroat. *Cavtat*

symbolisiert vortrefflich die folgenden Tatsachen: 1. zur Zeit der primitiven Hirtenkultur lebten die Albaner in der Symbiose mit den Rumänen; 2. eine höhere Kultur erwarben sich die Albaner erst nach der Trennung aus dieser Symbiose; 3. dies geschah aber erst dann, als die westlichen Südslaven schon lange mit der damaligen europäischen Kultur bekannt waren.

Es ist dabei auch wichtig, daß alb. Beispiele mit *a* = *a* auch sonst Verwandtschaft mit denen des Rumänischen aufweisen: vgl. *nalt* = *înalt; zânë* „Fee“ = *zînă* „ds.“; *kal* = *cal* (dagegen ital. *cavallo*); *mëndafsh* (aus *METAXA*), mit *ks* > *fsh*[1].

Auch diese Analyse zeigt demnach, daß sich die Ankunft der Albaner in ihrem heutigen Siedlungsgebiet mit den ersten Nachrichten über albanische Stämme in den Quellen genau deckt. Dies stimmt übrigens mit der Tatsache überein, daß fast ganz Albanien einst nicht albanisches, sondern slavisches Land war[2].

Beograd — Ivan Popović

[1] Solche Übereinstimmungen in Einzelheiten innerhalb des alb. und rum. Wortschatzes hat Barić, *Poreklo Arbanasa u svetlu jezika,* in *Lingvističke studije,* Sarajevo 1954, S. 28, in einigen anderen Beispielen gefunden.

[2] Übrigens auch in Fällen, wo zwischen der antiken und der albanischen Form eines Ortsnamens keine slavische Vermittlung vorliegt (oder nicht annehmbar ist), kann man beweisen, daß die Albaner eine solche Form nicht lautgesetzlich entwickelt haben. So hat H. Krahe, wahrscheinlich mit Recht, den mittelalterlichen Festungsnamen *Balezo* (bei Skutari) auf ein illyrisches **Baletium* zurückgeführt und zu illyr. PN *Βάλλαιος*, ON *Baloia* u. ähnl., illyr. südital. *Baletium, Valetium* gestellt, op. cit., 82. Jokl hat jedoch versucht, den heutigen alb. ON *(Maja) Ballecit* direkt aus **Baletium* herzuleiten, ZONF X, 194, ohne darauf geachtet zu haben, daß ein solcher unmittelbarer Zusammenhang zwischen **Baletium* und alb. *Ballec-i* lautlich unmöglich ist, da sowohl idg. *ti̯*, als auch roman. *ty* und slavisches *č* im Albanischen *s*, nie *c* (= *ts*) ergeben. Demnach ist *z* in *Balezo* bloß Schreibung für die romanische Aussprache *ts* aus *ty,* so daß die albanische Form nur junge Entlehnung aus dem Dalmatischen sein kann.

Über die Eigennamen in der katalanischen Dante-Übersetzung von Andreu Febrer

I.

Zu den eigenartigsten Erscheinungen der katalanischen Dichtung des 15. Jahrhunderts gehört die Übertragung von Dantes *Divina Commedia* in Terzinen aus der Feder von Andreu Febrer. Eine Probe dieses Textes wurde erstmalig von Buonaventura Carlos Aribau nach der einzigen, in der Bibliothek des Escorial befindlichen Handschrift im ersten Band des *Jahrbuchs der Deutschen Dante-Gesellschaft* veröffentlicht[1]; es handelt sich dabei um das Incipit des ganzen Werkes und den dritten Gesang des *Inferno*. Die gesamte Übersetzung wurde erst mehr als ein Jahrzehnt später herausgegeben von Cayetano Vidal y Valenciano, der sich auf dem Titelblatt ausdrücklich als Mitglied der Deutschen Dante-Gesellschaft („Individuo de la Sociedad de Dantófilos de Alemania") bekennt. Sie erschien 1878 in Barcelona und nannte sich *La Comedia de Dant Allighier (de Florença) traslatada de rims vulgars toscans en rims vulgars cathalans per N'Andreu Febrer.* Auf den ersten Band, der eine Vorbemerkung des Herausgebers und den katalanischen Text der *Divina Commedia* enthält, sollte noch ein zweiter mit einer biographisch-bibliographischen Studie über Febrer und weiteren Darlegungen folgen; doch ist Vidal y Valenciano nicht zur Publikation dieses Bandes und vielleicht auch nicht zur Abfassung der geplanten Untersuchungen gekommen. Bis heute ist der als erster Band edierte Text der einzige vollständige Druck der so bedeutungsvollen Übertragung geblieben[2].

Im Incipit der Dichtung wird Andreu Febrer oder Fabrer, wie sein Name hier geschrieben ist, bezeichnet als „algutzir del molt alt Princep é victorios senyor lo Rey Don Alfonso, Rey d'Arago", und

[1] Leipzig 1867, S. 361–365. Eine Schlußnotiz trägt das Datum des 30. Dezember 1857.

[2] Nach ihm wird auch im folgenden zitiert werden.

im Explicit heißt es, daß das Werk am 1. August des Jahres 1429 in Barcelona beendet worden ist. Mit dem genannten König ist also Alfons V. (der Großmütige) von Aragonien gemeint, der von 1416 bis 1458 regierte. Als „algutzir“ – eine Art königlicher Gerichtsbeamter[1] – wird Andreu Febrer nachweislich seit 1419 in Anordnungen und Schreiben Alfons' V. zu wiederholten Malen bezeichnet[2]. Febrer, der zwischen 1375 und 1380 geboren und etwa 1444 gestorben sein dürfte, ist bereits seit 1396 in höfischen Diensten gewesen und hat im Auftrag seiner Herren mehrfach weite Reisen unternommen; aus dem letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts stammen wahrscheinlich die fünfzehn Gedichte, die wir außer der Dante-Übersetzung aus seiner Feder besitzen[3].

Das Merkwürdige ist, daß genau zu derselben Zeit, als Febrer die *Divina Commedia* in katalanische Verse brachte, ein Verwandter desselben Königs Alfons V. die unsterbliche Dichtung Dantes in spanische Prosa übertrug: Enrique de Villena, auch Enrique de Aragón genannt, der von 1384 bis 1434 lebte. Wie sich aus einer Notiz Villenas selbst ergibt, geschah das zwischen dem 28. September 1427 und dem 10. Oktober 1428, und zwar auf Bitten von Iñigo López de Mendoza[4], bekannter unter dem Namen Marqués de Santillana. Übrigens hat Villena auch katalanisch geschrieben[5]. Seine

---

[1] Über die Aufgaben des „algutzir“, wie sie im 14. Jahrhundert von Peter IV. umrissen worden sind, siehe Antoni M.a Alcover und Francesc de B. Moll, Diccionari català-valencià-balear, Bd. 1, Palma de Mallorca 1930, S. 494. Dieses Werk, das umfassendste Wörterbuch der katalanischen Sprache und ihrer Mundarten alter und neuer Zeit, von dem bisher neun Bände erschienen sind (Bd. 9, Palma de Mallorca 1959, reicht bis *somuntar*), wird künftig unter der üblichen Abkürzung DCVB zitiert werden. Das Wort *algutzir* kommt aus dem Arabischen: *wazīr* ('Wesir') mit Agglutination des Artikels *al*.

[2] Siehe die Aktenauszüge im Anhang zu der von Martí de Riquer veranstalteten Ausgabe: Andreu Febrer, Poesies, Barcelona 1951 (in der Sammlung Els Nostres Clàssics), S. 131–132.

[3] Klarheit in den Lebensgang des Dichters und die Datierung seiner Lieder hat erst neuerdings Martí de Riquer gebracht; siehe die Einleitung zu seiner eben genannten Ausgabe, S. 5–26, ferner S. 140 und S. 170. Der Text der fünfzehn Gedichte ist hier auf S. 61–128 unter Beifügung von Anmerkungen wiedergegeben.

[4] Diese Äußerung ist abgedruckt und gedeutet von Mario Schiff, La première traduction espagnole de la Divine Comédie, in Homenaje a Menéndez y Pelayo, Bd. 1, Madrid 1899, S. 272–273. Schiff vermutet dabei wohl nicht zu Unrecht, daß Febrer seine Übersetzung vor Villena begonnen habe.

[5] So 1417 die erste – allerdings verlorene – Fassung seines Werkes über die Arbeiten des Herkules; siehe Martí de Riquer, Comentaris crítics sobre clàssics catalans, Barcelona 1935, S. 136–137.

spanische Bearbeitung der *Divina Commedia,* die lange als verloren galt, glaubte Mario Schiff in einem Manuskript der Biblioteca Nacional zu Madrid wiedergefunden zu haben[1], und diese Vermutung wird noch heute wohl allgemein akzeptiert[2]. Indessen ist die Version Villenas, abgesehen von einigen wenigen Proben[3], bisher nicht publiziert worden.

Dies mag auch der Grund dafür sein, daß diese erste spanische Übertragung der *Divina Commedia* seit Jahrzehnten nur wenig beachtet worden ist[4]. Dagegen hat man der ersten katalanischen etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Mit Febrers Übersetzung haben sich außer zwei Arbeiten von 1921 in entlegeneren Zeitschriften[5] die Studien von Anfòs Par[6] und von Antonio M. Badía Margarit[7] beschäftigt. Par weist besonders auf die Italianismen im Wortschatz und im Stil hin; außerdem meint er Febrer vorwerfen zu müssen, nicht alles richtig verstanden und darum – in allzu enger Anlehnung an die italienische Vorlage – auch nicht immer verständlich übersetzt zu haben. Badía gibt für den 1. Gesang des *Inferno* folgendes Verhältnis an: 66 Verse zeigen eine ,,traduzione normale“, 22 eine ,,traduzione letterale forzata“ und 48 eine ,,traduzione con

---

[1] Siehe seine Darlegungen in dem eben zitierten Artikel, S. 273–287. Hier wird auch die Handschrift näher charakterisiert; es handelt sich um den italienischen Text der *Divina Commedia* mit der spanischen Prosaübersetzung jeweils am Rande.

[2] Man vergleiche beispielsweise J. Domínguez Bordona, La prosa castellana en el siglo XV, in Historia general de las literaturas hispánicas, Bd. 2, Barcelona 1951, S. 179.

[3] Sie finden sich bei Schiff, loc. cit., S. 277–286, und entsprechen *Inf.* 1, 1–136 und 33, 1–90; *Purg.* 2, 67–133; *Par.* 31, 52–93.

[4] Mir ist lediglich der Titel einer Doktorthese bekannt geworden: P. Mc Bride, La primera versión castellana de la Divina Comedia, Madrid 1935; die Arbeit ist so verzeichnet bei J. Hurtado und A. González Palencia, Historia de la literatura española, 6.a ed., Madrid 1949, S. 985, Nr. 176, nur unvollständig bei J. Domínguez Bordona, loc. cit., S. 184. Die Schrift war mir bisher nicht erreichbar, sie ist auch in den einschlägigen Bibliographien nicht angeführt; vielleicht handelt es sich um eine ungedruckte Dissertation.

[5] Sie sind genannt bei Joan Ruiz i Calonja, Història de la literatura catalana, Barcelona 1954, S. 277. – Verwiesen sei ferner auf die Darlegungen von Arturo Farinelli, Dante in Spagna, Francia, Inghilterra, Germania, Torino 1922, S. 79–80; hier setzt sich Farinelli auch mit einigen älteren, teilweise recht harten Urteilen auseinander.

[6] Acotacions lingüístiques y d'estil a clàssichs menors catalans, in Anuari de l'Oficina Romànica de lingüística i literatura, Bd. 4, Barcelona 1931, S. 179–183.

[7] La versione della Divina Commedia di Andreu Febrer e la lingua letteraria catalana, Referat auf dem VIII Congresso Internazionale di Studi Romanzi im April 1956 in Florenz.

caratteri personali". Damit wird Febrers Leistung gerechter gewürdigt, und es wäre zu begrüßen, wenn die für den einen Gesang angestellte Untersuchung fortgesetzt werden würde, eine Arbeit, die nur von einem Katalanen selbst durchgeführt werden kann.

Unabhängig von dieser Aufgabe scheint es angebracht, die Eigennamen in Febrers Übersetzung, denen man bisher kaum irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt hat, einer gesonderten Betrachtung zu unterziehen. Das soll in den folgenden Darlegungen unternommen werden.

II.

Hierbei ergeben sich von vornherein zwei verschiedene Gesichtspunkte. Einmal ist nämlich zu fragen, welche Form Febrer den in der *Divina Commedia* vorkommenden Eigennamen in seiner Übersetzung verleiht. Dieser formal-sprachlichen Seite steht eine inhaltliche gegenüber, wo es sich darum handelt, die Hinzufügungen, Auslassungen und Änderungen von Namen zu erörtern. Zunächst soll auf die erstere eingegangen werden, wo sich mehrere Gruppen unterscheiden lassen. Es genügt, für jede von diesen charakteristische Beispiele aus allen drei „Cantiche" anzuführen[1]. Vollständigkeit wird nicht angestrebt. Auch ist, wenn nicht besondere Gründe vorliegen, jeweils nur das erste Vorkommen angegeben. Als Text des italienischen Originals dient der sogenannte „Testo critico"[2]. Soweit erforderlich, wird auf Febrers Gedichte und einige andere katalanische Werke der Zeit, gelegentlich auch auf Villenas spanische Übertragung (in den wenigen gedruckten Proben) zum Vergleich hingewiesen[3].

---

[1] Unberücksichtigt müssen natürlich die Verse bleiben, die infolge Fehlens in der Handschrift erst von Vidal y Valenciano übersetzt und eingefügt worden sind, nämlich *Inf.* 4, 43–96 und 31, 67–118 sowie *Purg.* 16, 32–34; siehe dessen Vorbemerkung zu der eingangs genannten Ausgabe S. XIV und S. XV. – Die Schreibweise des Manuskripts, wie sie Vidal abdruckt, wird im folgenden beibehalten; nur werden bisweilen zur Verdeutlichung Akzente gesetzt und, wo es tunlich erscheint, die heutigen katalanischen Formen hinzugefügt.

[2] Le Opere di Dante, Testo critico della Società Dantesca Italiana, Firenze 1921, wo die *Divina Commedia* S. 481–836 umfaßt. Für die Deutung der italienischen Namen ist insbesondere Giorgio Siebzehner-Vivanti, Dizionario della Divina Commedia, Firenze 1954, herangezogen worden.

[3] Für die katalanischen Namensformen sind laufend die neun bisher erschienenen Bände des angeführten DCVB benutzt worden, dazu als Ergänzung die Verzeichnisse von „noms geogràfics" und „noms pa-

1. In sehr vielen Fällen, zumal bei bekannteren Namen, setzt Febrer die katalanische für die italienische Form ein. So finden sich *Virgili* für *Virgilio* (*Inf.* 1, 79), *Sent Pera* und *Sen Pere*[1] für *san Pietro* (*Inf.* 1, 134 bzw. 31, 59), *Pau* und *Paul* für *Paolo* (*Inf.* 2, 32 bzw. *Par.* 18, 131), *Latí* für *Latino* (*Inf.* 4, 125), *Plató* für *Platone* (*Inf.* 4, 134), *Tristany* für *Tristano* (*Inf.* 5, 67), *Miquel* und *Michael*[2] für *Michele* (*Inf.* 7, 11 bzw. *Par.* 4, 47), *Teseu* für *Teseo* (*Inf.* 9, 54), *Florença* für *Fiorenza* (*Inf.* 10, 92), *Atenes* für *Atene* (*Inf.* 12, 17), *Alexandre* für *Alessandro* (*Inf.* 12, 107), *Dionis* für *Dionisio* (*Inf.* 12, 107), *Troyans* für *Troiani* (*Inf.* 13, 11), *Estigua* – eigentlich *Estígia* – für *Stige* (*Inf.* 14, 116), *Flamenchs* für *Fiamminghi* (*Inf.* 15, 4), *Sant Benet* für *San Benedetto* (*Inf.* 16, 100), *Alpes* für *Alpe* (*Inf.* 16, 101), *Sant Johan* für *San Giovanni* (*Inf.* 19, 17), *Bonifaci* für *Bonifazio* (*Inf.* 19, 53), *Machabeus* für *Maccabei* (*Inf.* 19, 86), *França* für *Francia* (*Inf.* 19, 87), *Cahim* für *Caino* (*Inf.* 20, 126), *Venecians* für *Viniziani* (*Inf.* 21, 7), *Juheus* für *Giudei* (*Inf.* 23, 123), *Ercullès* – diese Schreibung, die auch sonst in älterer Zeit vorkommt[3], läßt vermuten, daß es sich nicht um einen Latinismus handelt wie bei neukat. *Hèrcules* – für *Ercule* (*Inf.* 25, 32), *Marrochs* und *Marrocha* (dies in Reimstellung) – beide Formen begegnen ebenso in Febrers *Poesies*[4] (die erste IX, 37, die zweite VIII, 35) – für *Marrocco* (*Inf.* 26, 104 bzw. *Purg.* 4, 139), *Letrà* – so auch in dem Ritterroman *Tirant lo Blanc* von Joanot Martorell (Mitte des 15. Jahrhunderts) belegt[5] – und *Laterà* für *Laterano* (*Inf.* 27, 86 bzw. *Par.* 31, 35), *Serrahins* für *Saracin(i)* (*Inf.* 27, 87), *Crestià* – heute *Cristià* – für *Cristiano* (*Inf.* 27, 88), *Mahomet* für *Maometto* (*Inf.* 28, 31), *Xipra* – heute *Xipre* – für *Cipri* (*Inf.* 28, 82), *Nicholau* für *Niccolò* (*Inf.* 29, 127), *Joseph* – auch sonst neben dem

---

tronímics" in E. Vallès, Diccionari català-castellà-francès, Barcelona 1927, S. 1271–1296, sowie das Werk von Pompeu Fabra, Diccionari general de la llengua catalana, 2.a ed., Barcelona 1954, wo Namen allerdings nur in geringem Maße berücksichtigt sind, und die vier Bände des Diccionari enciclopèdic de la llengua catalana, Barcelona 1933 bis 1935.

[1] Auslautende *-a* und *-e* werden gleich gesprochen (sog. „vocal neutra"). – Zu proklitischem *sent* statt *sant* vgl. Francisco de B. Moll, Gramática histórica catalana, Madrid 1952, S. 80.

[2] Die zweite Form, eigentlich der Bibelsprache zugehörig, war früher auch verbreitet; siehe DCVB, Bd. 7, S. 441.

[3] Siehe DCVB, Bd. 6, S. 514, s. v. *Hèrcules*.

[4] Zitiert wird hier und künftig nach der oben genannten Ausgabe von Martí de Riquer; die römische Zahl bedeutet die Nummer des Gedichts, die arabische den Vers.

[5] In der Ausgabe von Martí de Riquer, Barcelona 1947 (Biblioteca Perenne), S. 81 und S. 153.

üblicheren *Josep* in älterer Zeit vorhanden[1] – für *Giuseppo* (*Inf.* 30, 97), *Narcís* für *Narcisso* (*Inf.* 30, 128), *Mart* für *Marte* (*Inf.* 31, 51), *Danubi* für *Danoia* (*Inf.* 32, 26), *Franssesos* für *Franceschi* (*Inf.* 32, 115), *Florentí* für *Fiorentino* (*Inf.* 33, 11), *Roger* für *Ruggieri* (*Inf.* 33, 14), *Alberich* für *Alberigo* (*Inf.* 33, 118), *Judes Escariot* für *Giuda Scariotto* (*Inf.* 34, 62), *Nàpols* für *Napoli* (*Purg.* 3, 27), *Manfrè* für *Manfredi* (*Purg.* 3, 112), *Aragó* für *Aragona* (*Purg.* 3, 116), *Johana* für *Giovanna* (*Purg.* 5, 89), *Vincillau* – heute *Venceslau* – für *Vincislao* (*Purg.* 7, 101), *Jayme* und *Jachme* – heute *Jaume* – für *Iacomo* und *Iacopo* (*Purg.* 7, 119 bzw. 32, 76)[2], *Esquir* für *Schiro* (*Purg.* 9, 37), *Marcella* – heute *Marsella* – für *Marsilia* (*Purg.* 18, 102), *Milà* für *Melan* (*Milano*) (*Purg.* 18, 120), *Loys* – auch sonst in älterer Zeit belegt[3], heute *Lluís* – für *Luigi* (*Purg.* 20, 50), *Luch* für *Luca* (*Purg.* 21, 7), *Juvenal* für *Giovenale* (*Purg.* 22, 13 bzw. 14), *Ebro* – die spanische Form, die jedoch vielfach statt der katalanischen *Ebre* gebraucht wurde[4] – für *Ibero* (*Purg.* 27, 3), *Dant* – so auch in der allegorischen Dichtung *Glòria d'Amor* des Dante-Nachahmers Fra Rocabertí (bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts)[5] und in anderen Texten jener Zeit[6] – für *Dante* (*Purg.* 30, 55), *Indiens* – im Reim statt des üblichen *Indians* – für *Indi* (*Purg.* 32, 41), *Jou* für *Giove* (*Purg.* 32, 112), *Mercuri* für *Mercurio* (*Par.* 4, 63), *Lorenç* für *Lorenzo* (*Par.* 4, 83), *Ebreus*[7] für *Ebrei* (*Par.* 5, 49), *Gebellins* für *Ghibellin(i)* (*Par.* 6, 103), *Guelfos* für *Guelfi* (*Par.* 6, 107), *Ramon Berenguer* für *Ramondo Beringhieri* (*Par.* 6, 134), *Cathalunya* für *Catalogna* (*Par.* 8, 77), *Soló* für *Solone* (*Par.* 8, 124), *Agostí* und *Agustí*[8] für *Augustin(o)* (*Par.* 10, 120 bzw. 12, 130), *Seguer* für *Sigieri* (*Par.* 10, 136), *Ubalt* für *Ubaldo* (*Par.* 11, 44), *Assís* für *Ascesi* (*Par.* 11, 53), *Feliu* für *Felice* (*Par.* 12, 79), *Johachim* für *Giovacchino* (*Par.* 12, 140), *Godofrè* für *Gottifredi* (*Par.* 18, 47), *Escot* für *Scotto* (*Par.* 19, 122), *Anglès* für *Inghilese* (*Par.* 19, 122), *Portugal* für *Portogallo* (*Par.* 19, 139), *Pere Damyà* für *Pietro Damiano* (*Par.* 21, 121), *Cranch* für *Cancro* (*Par.* 25, 101),

---

[1] Siehe DCVB, Bd. 6, S. 771.
[2] Dazu auch die spanische Form *Jacobo* (*Inf.* 6, 80).
[3] Siehe DCVB, Bd. 7, S. 75–76.
[4] Siehe DCVB, Bd. 4, S. 630.
[5] The Gloria d'Amor of Fra Rocabertí, ed. H. C. Heaton, New York 1916, V. 770 und V. 1208.
[6] Siehe DCVB, Bd. 4, S. 18.
[7] Einmal auch, und zwar in Reimstellung und mit der provenzalischen Artikelform, *li Ebreu* als Plural (*Purg.* 4, 83).
[8] Mit dem ersten ist der Kirchenvater, mit dem zweiten einer der frühesten Anhänger des heiligen Franziskus gemeint.

Neutumpno[1] – heute *Neptù* – für *Nettuno* (*Par.* 33, 96). Diese Beispiele, durch die nahezu alle charakteristischen Fälle erfaßt sein dürften, zeigen, wie sehr Febrer darauf bedacht ist, in seiner Übersetzung auch den Eigennamen ein katalanisches Gepräge zu verleihen.

Dieses Bestreben tritt noch mehr hervor, wenn es sich darum handelt, wenig oder gar nicht bekannte Namen von italienischen Persönlichkeiten und Familien, von italienischen Örtlichkeiten, Bergen und Gewässern, wohl gar von italienischen Bauwerken wiederzugeben. Es ist erstaunlich zu beobachten, wie Febrer allenthalben die seltensten, in seinem Lande wohl kaum oder noch nie erklungenen Namen sprachlich umformt, sie „katalanisiert". Auch hier seien nur die charakteristischsten Beispiele angeführt. Da begegnen unter den Persönlichkeiten Italiens *Çiach* für *Ciacco* (*Inf.* 6, 52), *Brunet Latí* für *Brunetto Latino* (*Inf.* 15, 32), *Bontur* für *Bonturo* (*Inf.* 21, 41), *Català* für *Catalano* (*Inf.* 23, 104), *Caputxo* für *Capocchio* (*Inf.* 29, 136), *Johan Eschich* für *Gianni Schicchi* (*Inf.* 30, 32), *Buesso Donat* für *Buoso Donati* (*Inf.* 30, 44) – allerdings ist *Buesso* eher eine spanische als eine katalanische Entsprechung –, *Bregada* für *Brigata* (*Inf.* 33, 89), *Cimabues* für *Cimabue* (*Purg.* 11, 94). Auch der italianisierte Name des Petrus Comestor wird katalanisiert: *Pere Manjador* für *Pietro Mangiadore* (*Par.* 12, 134). Was die italienischen Geschlechter und Familien anbetrifft, so findet man *Guatllans, Cismons, Lanfranchs* für *Gualandi, Sismondi, Lanfranchi* (*Inf.* 33, 32) – Villena hat in seiner Übertragung diese drei Namen nahezu völlig unverändert gelassen[2] –, *Capellets, Monals, Filipechs* für *Cappelletti, Monaldi, Filippeschi* (*Purg.* 6, 106–107), *Giuochs, Fiffans, Baruchs, Gallos, Calfuchs, Siccos, Arriguchs* für *Giuochi, Fifanti, Barucci, Galli, Calfucci, Sizii, Arrigucci* (*Par.* 16, 104–108). An Namen von italienischen Städten, Orten und Kastellen trifft man etwa *Est* für *Esti* (*Inf.* 12, 111), *Pesquera* für *Peschiera* (*Inf.* 20, 70), *Orbí* für *Urbino* (*Inf.* 27, 29), *Veruig* für *Verrucchio* (*Inf.* 27, 46), *Vercell* für *Vercelli* (*Inf.* 28, 75), *Areç* für *Arezzo* (*Inf.* 29, 109), *Sena* für *Siena* (*Inf.* 29, 109), *Munt Apert* für *Montaperti* (*Inf.* 32, 81), *Brandis* für *Brandizio* (*Brindisi*) (*Purg.* 3, 27), *Llerici* für *Lerice* (*Purg.* 3, 49), *Oriach* für *Oriaco* (*Purg.* 5, 80), *Campaldí*

---

[1] Diese Form zeigt nicht die normale Entwicklung, wie sie z.B. in *septembrem* > *setembre* vorliegt. Sie hat aber in *Bautista* (altkat. neben *Batista* und *Baptista*) eine Parallele; siehe A. Griera, Gramàtica històrica del català antic, Barcelona 1931, S. 67. Vielleicht liegt in beiden Fällen spanischer Einfluß vor, worauf auch die Erhaltung der Auslautsilbe in *Neutumpno* deuten könnte.

[2] Siehe M. Schiff, loc. cit., S. 282.

für *Campaldino* (*Purg.* 5, 92), *Gubell* (mit Suffix) für *Agobbio* (*Gubbio*) (*Purg.* 11, 80), *Chiaç* für *Chiassi* (*Purg.* 28, 20), *Banyreal* für *Bagnoregio* (*Par.* 12, 128), *Fagina* für *Fegghine* (*Par.* 16, 50), *Casí* für *Cassino* (*Par.* 22, 37). Als Berge und Höhenzüge Italiens seien erwähnt *Muntgibell* – in Febrers *Poesies* kommt einmal *Mongibelh* vor (X, 47) – für *Mongibello* ʻÄtnaʼ (*Inf.* 14, 56), *munt Eventí* für *monte Aventino* (*Inf.* 25, 26), *Petraplana* für *Pietrapiana* (*Inf.* 32, 29), *Muntimal* für *Montemalo* (*Par.* 15, 109), *Aucellador* für *Uccellatoio* (*Par.* 15, 110), als Ebene *Casentí* für *Casentin(o)* (*Inf.* 30, 65), als Inseln *Cabrayra* für *Capraia* (*Inf.* 33, 82), *Rialt* für *Rialto* (*Par.* 9, 26), als Gewässer und Flüsse *Ren* für *Reno* (bei Bologna) (*Inf.* 18, 61), *Benach* für *Benaco* ʻGardaseeʼ (*Inf.* 20, 63), *Serch* für *Serchio* (*Inf.* 21, 49), *Tupí* für *Tupino* (*Par.* 11, 43), als Bauwerke *Celdaur* für *Cieldauro* (Kirche in Pavia) (*Par.* 10, 128), *Babtisteu* für *Batisteo* (das Battistero von Florenz) (*Par.* 15, 134). Diese Beispiele lassen deutlich Febrers Absicht hervortreten, den fremden Namen eine lautgerechte katalanische Form zu geben, was ihm wohl nicht in allen, aber doch in den meisten Fällen gelungen ist. Er kann sich ja auch vielfach an einheimischen Vorbildern orientieren; *Brunet* und *Benach* dürften ihm als katalanische Geschlechtsnamen[1] sicherlich nicht fremd sein, *Latí* kennt er als die Sprache der Römer, *Català* ist ihm als die Bezeichnung des eigenen Volkes und seines Idioms geläufig, ebenso *bregada* im Sinne von ʻacte de bregarʼ[2], *caputxo* als Mönchskapuze[3], *tupí* als Topf mit einem Henkel[4], um nur einiges anzuführen.

Trotz dieser Tendenz, den Eigennamen weitgehend ein katalanisches Gepräge zu geben, finden sich Fälle, wo neben der katalanischen Form auch noch die aus Dante unverändert oder nahezu unverändert übernommene italienische beibehalten wird. So begegnet zwar mehr als fünfzigmal *Beatriu* (von *Purg.* 6, 46 an), daneben *Beatrís* (*Inf.* 2, 70), *Beatrisi* (*Inf.* 2, 103), *Beatriç* (*Purg.* 23, 128 u.ö.) und *Beatrich* (*Purg.* 31, 80) – die beiden ersten auch je einmal in Febrers *Poesies* (III, 41 und VII, 37) –, aber dennoch kommt einmal *Beatrice*, und zwar in Reimstellung, vor (*Par.* 7, 16). Ebenso stehen *Henrich* und *Enrich* (*Purg.* 7, 131 bzw. *Par.* 30, 137) neben *Arigo* und mit Aphärese *Rigo* (*Inf.* 6, 80 bzw. *Purg.* 14, 97 und *Par.* 17, 82) für durchweg *Arrigo* bei Dante; zum Teil sind

---

[1] Siehe DCVB, Bd. 2, S. 628 und S. 382.
[2] Siehe DCVB, Bd. 2, S. 594.
[3] Siehe DCVB, Bd. 2, S. 895.
[4] Siehe Pompeu Fabra, Diccionari general de la llengua catalana, S. 1689.

damit verschiedene Personen gemeint, indessen erscheint selbst Heinrich VII. bald als *Rigo* und bald als *Enrich*. In ähnlicher Weise finden sich *Frederich* (*Inf.* 10, 119) neben *Frederico* (*Purg.* 6, 17) und *Fredericho* (*Purg.* 14, 106) für *Federico* und *Federigo, Arm* (*Inf.* 23, 95) und *Arn* (*Inf.* 30, 65) neben *Arno* (*Inf.* 13, 146) für *Arno, Bruges* (*Inf.* 15, 4) neben *Bruga* (*Purg.* 20, 46) für *Bruggia, Karles* (*Inf.* 19, 99) neben *Karlo* (*Purg.* 5, 69) für *Carlo, Tibre* (*Purg.* 2, 101) neben *Taverro*[1] (*Inf.* 27, 30) für *Tever(o), Fa* (*Inf.* 28, 76) neben *Fano* (*Purg.* 5, 71) für *Fano, Lusiffer* (*Inf.* 34, 89) neben *Lucifero* (*Inf.* 31, 143) für *Lucifero, Hugolí* (*Inf.* 33, 13) neben *Hugolino* (*Inf.* 33, 85) für *Ugolino* – Villena hat hier beide Male *Ugulino*[2] –, *Brut* (*Inf.* 34, 65) neben *Bruto* (*Par.* 6, 74) für *Bruto* (Cäsarmörder Brutus), *Corrau* (*Purg.* 8, 65) neben *Currado* (*Par.* 15, 139) für *Currado, Staci* (*Purg.* 24, 119) – heute *Estaci* – neben *Stacio* (*Purg.* 21, 91) für *Stazio*[3], *Parnàs* (*Purg.* 31, 141) neben *Parnaso* (*Purg.* 22, 65) für *Parnaso, Domingo* (*Par.* 10, 95) – die spanische Form, die aber auch statt der katalanischen *Domènec* häufig gebraucht wurde[4] – neben *Dominico* (*Par.* 12, 70) für *Domenico*. In den meisten Fällen haben offenbar verstechnische Gründe zur Übernahme der italienischen Lautung, bisweilen mit geringer Abwandlung, geführt.

2. Das überaus starke Bemühen Febrers, den Lesern seiner Übersetzung auch die Eigennamen in katalanischer Gestalt darzubieten, schließt dennoch nicht aus, daß häufig genug die italienische Form beibehalten wird. Auszuscheiden sind natürlich die Fälle, wo das Katalanische mit dem Italienischen übereinstimmt. Das gilt besonders von den Namen auf *-a* wie *Anna, Berta, Diana, Eva, Lucia, Maria, Minerva, Veronica, Bonaventura, Italia, Libia, Normandia, Roma, Toscana,* aber auch von einer Anzahl anderer (namentlich biblischer und antiker) wie *Apollo, Caron, Clio, Cupido, David, Esau, Eunoe, Jacob, Levi, Pluto, Satan, Tisbe*[5]. Es bleiben jedoch immer noch genug Fälle übrig, wo katalanische Formen vorhanden oder leicht zu bilden sind, Febrer indessen die italienische Lautung unverändert oder mit geringfügiger Abweichung in der Schreibung übernimmt. So findet man *Silvio* (*Inf.* 2, 13) statt kat.

---

[1] In dieser Form hat man wohl nur eine ungenaue Wiedergabe von it. *Tevero* zu sehen; der Akzent, wie er im Druck von Vidal zu lesen ist (*Taverró*), sollte darum lieber wegbleiben.

[2] Siehe M. Schiff, loc. cit., S. 281 und S. 283.

[3] Dazu auch die spanische Lautung *Estacio* (*Purg.* 25, 32).

[4] Siehe DCVB, Bd. 4, S. 548.

[5] Es erübrigt sich hier, genaue Stellenangaben zu machen; diakritische Zeichen, durch die beide Sprachen sich gelegentlich unterscheiden (z.B. kat. *Clio* – it. *Cliò*), werden unberücksichtigt gelassen.

Silvi[1], *Democrito* (*Inf.* 4, 136), *Guido* (*Inf.* 10, 63) statt kat. *Guiu, Chiarantana* für *Chiarentana* (*Inf.* 15, 9), *Sabello* (*Inf.* 25, 95), *Elia* (*Inf.* 26, 35) statt kat. *Elies, Savio* (*Inf.* 27, 52), *Siratti* (*Inf.* 27, 95), *Carlino* (*Inf.* 32, 69), *Munthechi* für *Montecchi* (*Purg.* 6, 106), *Albia* (*Purg.* 7, 99) statt kat. *Elbe, Trachiano* für *Traiano* (*Purg.* 10, 76), *Licio* für *Lizio* (*Purg.* 14, 97), *Hugo* für *Ugo* (*Purg.* 20, 49) statt kat. *Hug* oder früher *Huc, Olimpo* (*Purg.* 24, 15) statt kat. *Olimp, Isidoro* (*Par.* 10, 131) statt kat. *Isidor, Honorio* für *Onorio* (*Par.* 11, 98) statt kat. *Honori, Rabano* (*Par.* 12, 139), *Sacchetti* (*Par.* 16, 104), *Boeme* für *Boemme* (*Par.* 19, 125) statt kat. *Bohèmia, Lapi* und *Bindi* (*Par.* 29, 103). Auch in diesen Beispielen ist in erster Linie die Rücksichtnahme auf Silbenzahl und Reim für die Bewahrung der italienischen Form maßgebend.

3. Doch findet sich Febrer nicht immer so ohne weiteres mit einer solchen Lage ab. Wenn er schon die italienische Lautung eines Namens beibehalten zu müssen glaubt, so gibt er sie mitunter zum besseren Verständnis für seine Landsleute annähernd phonetisch wieder, und dadurch kommt es abermals, wenn auch nur in der äußeren Gestalt, zu einer Katalanisierung. So trifft man beispielsweise *Patço* für *Pazzo* (*Inf.* 12, 137), *Canyaso* und *Canyaço* für *Cagnazzo* (*Inf.* 21, 119 bzw. 22, 106), *Draguinyaço* für *Draghignazzo* (*Inf.* 21, 121), *Romanya* für *Romagna* (*Inf.* 27, 37), *Pulla* – in Febrers *Poesies* in der provenzalischen Schreibung *Pulha* (VI, 35) – für *Puglia* (*Inf.* 28, 9), *Talla Cotzo* für *Tagliacozzo* (*Inf.* 28, 17), *Catxa* für *Caccia* (*Inf.* 29, 131), *Jotto* für *Giotto* (*Purg.* 11, 95), *Banyacavall* für *Bagnacaval* (*Purg.* 14, 115), *Palatço* für *Palazzo* (*Purg.* 16, 124), *Çapeta* für *Ciappetta* (*Purg.* 20, 49), *Catxaguida* für *Cacciaguida* (*Par.* 15, 135), *Urbiçaylla* für *Urbisaglia* (*Par.* 16, 73), *Sinigaylla* für *Sinigaglia* (*Par.* 16, 75).

4. Aber nicht nur Katalanisierungstendenzen lassen sich in der Übersetzung der *Divina Commedia* beobachten. Febrer bemüht sich auch, die Namen, die aus dem provenzalischen und französischen Raum stammen, in ihrer ursprünglichen Lautung – wenigstens ungefähr – wiederherzustellen. So liest man *Lançolot* für *Lancialotto* (*Inf.* 5, 128), *Galeot* für *Galeotto* (*Inf.* 5, 137), *Arles* für *Arli* (*Inf.* 9, 112), *Ro* und *Rose*[2] – kat. *Roine* – für *Rodano* (*Inf.* 9, 112 bzw. *Par.* 6, 60), *Cahorza* für *Caorsa* 'Cahors' (*Inf.* 11, 50) und dazu

---

[1] Der im Katalanischen übliche Name wird nur angeführt, wenn er in den oben genannten Wörterbüchern nachweisbar ist, die bei Dante vorkommende Form lediglich dann, wenn die Schreibung eine andere ist.

[2] Die Rhône heißt im Alt- und Neuprovenzalischen *Roze* bzw. *Rose; Ro* dürfte eine davon abgeleitete Kurzform sein.

Cahorsins für *Caorsini* (*Par.* 27, 58), *Alard* – gemeint ist Alard de Valery, der Rat Karls I. von Anjou – für *Alardo* (*Inf.* 28, 18), *Bertran del Born* für *Bertram dal Bornio* (*Inf.* 28, 134), *Karles Maynes* für *Carlo Magno* (*Inf.* 31, 17), *Rotlland* und *Rotland*[1] für *Orlando* (*Inf.* 31, 18 bzw. *Par.* 18, 43), *Artús* – die altfranzösische Nominativform, die sich beispielsweise schon in dem provenzalischen Roman *Jaufre* (13. Jahrhundert) durchgesetzt hat[2] und die ebenso in Febrers *Poesies* (VII, 9), im *Tirant lo Blanc*[3] und in der *Glòria d'Amor* des Fra Rocabertí (V. 78 und V. 1126) die einzig übliche ist, heute daneben auch *Artur* – für *Artù* (*Inf.* 32, 62), *Paris* für *Parisi* (*Purg.* 11, 81) und *Parigi* (*Purg.* 20, 52), *Duay* für *Doagio* 'Douai' (*Purg.* 20, 46), *Arnauts* – Wiederherstellung des Nominativs im provenzalischen Text – für *Arnaut* (*Purg.* 26, 142), *Prohenzals* – die vorherrschende provenzalische Form ist *Proensals,* heute kat. *Provençals* – für *Provenzai* (*Par.* 6, 130), *Sen Victor* – das berühmte Kloster St. Victor bei Paris – für *San Vittore* (*Par.* 12, 133). Die engen politischen und kulturellen Beziehungen, die damals seit langem zwischen den Katalanen und Frankreich, insbesondere Südfrankreich, herrschten, lassen das Vorgehen des Übersetzers durchaus begreiflich erscheinen.

5. Die Jahre, in denen Febrer die gewaltige Dichtung Dantes übertrug, fallen in die Zeit des Humanismus und der Renaissance in der katalanischen Literatur, genauer gesagt, schon in deren zweite Phase, die man durch die Regierung Alfons' V. (1416–1458) begrenzt sein läßt[4]. Darum ist es verständlich, daß Febrer vielfach die Namen der antiken Mythologie, gelegentlich auch der Geschichte, Geographie, Astronomie usw. in lateinischer Form bringt. Man findet beispielsweise *Piscis* für *Pesci* 'Sternbild der Fische' (*Inf.* 11, 113), *Jupiter* – auch in Febrers *Poesies* (I, 18 und 57) – für *Giove* (*Inf.* 14, 52) neben dem erwähnten *Jou*[5], *Simon Magus* für *Simon Mago* (*Inf.* 19, 1), das auch beibehalten wird (*Par.* 30, 147), *Tiresias* für *Tiresia* (*Inf.* 20, 40), *Ispalis* – es ist die lateinische Bezeichnung *Hispalis* – für *Sobilia* 'Sevilla' (*Inf.* 20, 126)[6], *Març* – so und

[1] Die altprovenzalische Form lautet *Rotlan.*

[2] Man vergleiche die Ausgabe von Hermann Breuer, Göttingen 1925 (Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 46); *Artus* kommt hier gerade auch als Obliquus zu wiederholten Malen in Reimstellung vor.

[3] In der oben angeführten Ausgabe, S. 201, S. 294, S. 571, S. 599–611.

[4] Siehe Joan Ruiz i Calonja, Història de la literatura catalana, S. 162 und S. 164–166.

[5] Siehe oben unter Nr. 1, Absatz 1.

[6] Dagegen wird die Form *Sibilia* (*Inf.* 26, 110) von Febrer unverändert übernommen.

auch *Mars* in Febrers *Poesies* (I, 59 und 17) – für *Marte* (*Inf.* 24, 145) neben dem bereits festgestellten und bis jetzt noch üblichen *Mart*[1], *Ulixes* – kat. *Ulisses* – für *Ulisse* (*Inf.* 26, 56), *Orestes* für *Oreste* (*Purg.* 13, 32), *Delos* für *Delo* (*Purg.* 20, 130), *Tittus* für *Tito* (*Purg.* 21, 82), das ein andermal bewahrt wird (*Par.* 6, 92), *Venus* – ebenso in Febrers *Poesies* (I, 15) – für *Venere* (*Purg.* 25, 132), das auch unverändert übernommen ist (*Purg.* 28, 65), *Piramus* für *Piramo* (*Purg.* 27, 38), *Eolus* – kat. *Èol* – für *Eolo* (*Purg.* 28, 21), *Argus* für *Argo* (*Purg.* 29, 95), *Themis* für *Temi* (*Purg.* 33, 47), *Sphinchs* – offenbar wegen der Mehrdeutigkeit des *x* anders geschrieben – für *Sfinge* (*Purg.* 33, 47), *Aries* für *Ariete* (*Par.* 28, 117). Hin und wieder stößt man ferner auf neu gebildete latinisierende Formen, so *Lethes* für *Letè* (*Inf.* 14, 131) oder *Phasifes* für *Pasife* (*Purg.* 26, 41), vereinzelt auch auf eine annähernd lateinische Lautung mit Aphärese, z.B. *Tiocles* – gemeint ist Eteokles, der Sohn des Ödipus – für *Eteòcle* (*Inf.* 26, 54). Wohl ist der eine oder andere dieser Namen, gerade der Gestirne wie *Aries, Jupiter* und *Mars*, schon vor der Zeit des Humanismus nachweisbar[2], dennoch ist die Bevorzugung der lateinischen Formen für jene Epoche besonders bezeichnend. So begegnen *Març, Ulixes, Venus, Piramus* im *Tirant lo Blanc* und *Jupiter, Ulixes, Piramus* in der *Glòria d'Amor* von Rocabertí[3]. Febrer selbst hat im ersten seiner Gedichte außer den eben genannten *Jupiter, Mars* bzw. *Març* und *Venus* noch *Mercurius* (V. 15 und 55) und *Saturnus* (V. 18 und 60).

III.

Die bisherigen Darlegungen dürften deutlich gezeigt haben, wie sehr es Febrer darum zu tun ist, das Werk Dantes seinen Landsleuten näherzubringen, und wie er in dieses Bestreben gerade auch die Eigennamen einbezieht, indem er ihnen ein katalanisches Gewand gibt oder ihre italienische Lautung durch Umschrift verständlich macht oder aber solche aus dem provenzalisch-französischen Raum und der Antike in ihrer ursprünglichen Form wiederherstellt. Vielleicht mag da und dort die Umgestaltung auch auf das Konto des Schreibers zu setzen sein; doch vermögen die Fälle, wo das in Betracht kommen könnte, nichts gegen die beobachtete Grundten-

[1] Siehe oben unter Nr. 1, Absatz 1.
[2] Siehe DCVB, Bd. 1, S. 810; Bd. 6, S. 799; Bd. 7, S. 265.
[3] Siehe die Namenregister in den oben angeführten Ausgaben.

denz. Nun ist noch zu fragen, welche inhaltlichen Veränderungen, sei es mit Absicht oder aus Mißverständnis, Febrer an den Namen seiner Vorlage vorgenommen hat. Die Ausbeute wird nur gering sein.

1. Es braucht nicht zu überraschen, daß ab und an der Name hinzugefügt wird, wo dieser im italienischen Original nicht ausdrücklich genannt ist. So gibt Febrer die Worte „quell' ira bestial", mit denen Minotaurus gemeint ist, einfach als *Minotaur* wieder (*Inf.* 12, 33), ein andermal führt er bei einer Anspielung auf eine Stelle aus der Apokalypse unter gewisser Abwandlung des Textes das Wort *Apocalipsi* selbst ein (*Inf.* 19, 110), und in ähnlicher Weise werden *Pulla* (*Inf.* 28, 13), *Sordell* (*Purg.* 7, 13), *Crist* (*Purg.* 21, 3 und *Par.* 27, 49), *Nil* (*Purg.* 26, 44), *Icaro* (*Par.* 8, 126), *Crist* und *Maria* (*Par.* 25, 114), *Beatriu* (*Par.* 26, 110), *Rut* (*Par.* 32, 10) hinzugesetzt. Wird in allen diesen Fällen der Sinn nicht geändert, sondern eher noch verdeutlicht, so zeigen zwei andere, aber nur diese beiden, ein Abgehen vom Original. Bei der Beschreibung der äußeren Erscheinung des Geryon sagt Dante, daß weder Tataren noch Türken (*Tartari nè Turchi*) farbigeres Tuch hergestellt haben, wohingegen Febrer Adjektive daraus macht und dabei nicht nur von türkischen und tatarischen, sondern auch noch von gotischen Tuchen spricht: „No foren draps may *Turchs, Tartes* ne *Gots*" (*Inf.* 17, 17); der inhaltlich nicht schwer ins Gewicht fallende Zusatz *Gots* ist offenbar lediglich durch Reimnot ausgelöst (:*targugots*: *glotz*). Die zweite Stelle betrifft die Aufzählung von Göttern bzw. nach ihnen benannten Planeten; zu Jupiter, Merkur und Mars fügt Febrer noch *Venus* hinzu (*Par.* 4, 63), was dem Sinne nach durchaus berechtigt ist[1].

2. Zeigen sich schon bei den Hinzufügungen keine inhaltlichen Eingriffe am Text, so gilt das erst recht von den wenigen Fällen, wo ein Name ausgelassen ist und – allerdings nicht immer – durch eine andere Bezeichnung ersetzt wird. So heißt es „pol àrtich" ('Nordpol') für *Coro* 'Caurus' (*Inf.* 11, 114), „ne'lls apòstols" für „nè *Pier* nè li altri" (*Inf.* 19, 94), „als peus dels munts" – beschrieben wird die Lage des Gardasees – für „a piè de l'*Alpe*" (*Inf.* 20, 62), „mare de Deu" für *Maria* (*Purg.* 13, 50). Ein andermal ist der Name des Nordwinds, *Borea,* völlig getilgt (*Par.* 28, 81). Merkwürdig mutet es indessen an, wenn *Romena* durch „la mena" wieder-

---

[1] Bemerkenswert ist Febrers Auffassung von „nominare" in diesem Vers; er gibt es wieder mit „Deus nomná" ('zu Göttern ernannte') und bringt damit eine Deutung, wie sie auch G. Siebzehner-Vivanti, Dizionario della Divina Commedia, S. 360, durch die Konjektur „numinare (= deificare)" vorschlägt.

gegeben ist (*Inf.* 30, 73). Jedoch ist auch hier der Sinn nicht verändert worden; da Febrer (und seinen Lesern) der Name eines Kastells wie Romena sowieso nichts sagen konnte, ist es begreiflich, daß statt dessen „la mena“ in der Bedeutung ‘lloc... d’on procedeix una cosa’[1] steht, zumal da sich an den Hinweis auf den „loch on io pequé“ (V. 71) wie selbstverständlich der Vers „La era la mena on io falsé“ anschließt. In einem anderen Falle, wo man „successor del major Pare“ für „successor del maggior Piero“ findet (*Inf.* 2, 24), dürfte ein Versehen des Kopisten vorliegen, und Vidal y Valenciano schlägt mit Recht die Konjektur *Pere* vor[2]; „pare“ (‘Vater’) würde ohnehin nicht in den Zusammenhang passen.

3. Betrachtet man schließlich die Stellen, wo sich Änderungen der Eigennamen zeigen, so ergeben sich auch hier nur ganz wenige Fälle, wo eine Wandlung des Sinnes zu beobachten ist. *Titulivio* für *Livio* (*Inf.* 28, 12) und *Jesu Crist* für *Cristo* (*Par.* 19, 72; 31, 3; 32, 83) sind lediglich die volleren Formen; in *Torena* ‘Touraine’ für *Torso* ‘Tours’ (*Purg.* 24, 23) tritt zur Bezeichnung der Herkunft eines Mannes der Name der Provinz für den der Stadt ein, in *India* für *Indo* (*Par.* 19, 71) der des Landes für den des Flusses, was hier, wo es sich um ein allgemeines Beispiel handelt, ohne Belang ist. Daß *Pollun* für *Polluce* steht (*Purg.* 4, 61), ist keine willkürliche Veränderung, wie es scheinen möchte; man sollte vielmehr *Polluu* – das ist die korrekte Entwicklung von lat. *Pollucem* – lesen und die entsprechenden Reimwörter als *luu* (V. 59) und *conduu* (V. 63)[3].

In einigen Fällen wird wohl ein anderer, aber doch gleichbedeutender Name eingesetzt: *Juheus* für *Ebrei* (*Purg.* 24, 124), *Hercule* (diese Form wegen des Reimes) für *Alcide* (*Par.* 9, 101), *Jesu* für *Cristo* (*Par.* 11, 72) und *Crist* für *Diletto* (*Par.* 13, 111), wenn man dieses überhaupt in die vorliegende Untersuchung einbeziehen will. Ähnlich ist es ferner, wenn *Cherubin* für *Serafin* eintritt (*Par.* 21, 92). Auch müßte man *Ca* ‘Hund’ für *Veltro* (*Inf.* 1, 101) hierher rechnen, wollte man beide Ausdrücke in dem besonderen Fall als Eigennamen ansehen.

Mehrmals übersetzt Febrer die Namen, wenn sie sich dafür eignen; so schreibt er *Bullor* – altkat. im Sinne von ‘acte de bullir’[4] – für *Bulicame* (*Inf.* 14, 79), *Malesvoltes* für *Malebolge* (*Inf.* 18, 1), *Mon* für *Montagna* – hier ist ein Ghibellinenführer gemeint – (*Inf.*

---

[1] Siehe DCVB, Bd. 7, S. 338.
[2] In seiner Ausgabe, S. 14.
[3] Das von Vidal abgedruckte *condun* gibt es nicht, und *luu* ist altkat. für *lum* geläufig.
[4] Siehe DCVB, Bd. 2, S. 656–657.

27, 47), *Guarces* für *Piche* – die sieben Töchter des thessalischen Königs Pieros – (*Purg.* 1, 11), *Munt* für *Colle* – eine Ortschaft in der Toscana – (*Purg.* 13, 115 bzw. 116).

In all den bisher angeführten Fällen liegt keine oder fast keine Veränderung des Sinnes vor. Das gilt erst von den restlichen Abweichungen. Doch dürfte von diesen beinahe die Hälfte wohl auf ein Verschreiben des Kopisten (oder bisweilen vielleicht auf ein Verlesen des Herausgebers) zurückzuführen sein. Als solche Irrtümer dürfen angesehen werden *Liu* – es müßte *Lin* heißen[1] – für *Lino* (*Inf.* 4, 141), *Costança* – schon von Vidal y Valenciano in *Coscença* verbessert[2] – für *Cosenza* (*Purg.* 3, 124), *Mino* – ausgelöst durch die Tatsache, daß der Träger des Namens ein Richter ist, von Vidal y Valenciano bereits korrigiert[3] – für *Nin(o)* (*Purg.* 8, 53), *Trent el Vert* – es liegt nahe, an *Trento* 'Trient' zu denken – für *Tronto e Verde* (*Par.* 8, 63), *Guida* für *Giuda* (*Par.* 16, 123). Natürlich könnte das Versehen *Trent el Vert* auch dem Übersetzer selbst unterlaufen sein. Eher gehen aber zu dessen Lasten *Troffos* für *Strofade* (*Inf.* 13, 11) – die bei Vergil, *Aeneis* III, 210 genannten Inseln *Strophades* kannte Febrer wohl nicht –, *Gant* für *Guizzante* (*Inf.* 15, 4) – Gent (obwohl es weit vom Meer entfernt liegt und darum hier nicht paßt) war, noch dazu im Zusammenhang mit Brügge, Febrer offenbar geläufiger als der von Dante gemeinte Ort, der ja den Kommentatoren bis in die jüngste Zeit hinein Kopfzerbrechen verursacht hat –, *Cengellell* für *Angiolello* (*Inf.* 28, 77) – oder sollte man *Angellell* lesen müssen? –, *Johan de Sanader* für *Gianni de' Soldanier(i)* (*Inf.* 32, 121) – um so merkwürdiger, als Febrer auch *Soldaners* hat (*Par.* 16, 93) –, *Salonisch* für *Lacedemona* (*Purg.* 6, 139) – vielleicht hat die Rücksicht auf die Silbenzahl dies ausgelöst –, *Paytou* für *Pontì* (*Purg.* 20, 66) – offensichtlich eine Verwechslung von Ponthieu, das Dante verstanden wissen will, mit Poitou –, *Turchs* für *Perse* (*Par.* 19, 112), hier in der Bedeutung von Heiden im allgemeinen. Damit sind aber die ins Gewicht fallenden und den Sinn verändernden Abweichungen erschöpft[4].

---

[1] Den Namen *Lliu* gibt es allerdings auch im Katalanischen; siehe DCVB, Bd. 7, S. 31. Es wäre immerhin möglich, daß Febrer in seiner Vorlage *Livio* gefunden und dafür *Liu* eingesetzt hätte.

[2] In seiner Ausgabe, S. 219. [3] Ibid., S. 249.

[4] Nicht in unsere Betrachtung gehören vier Fälle, wo Febrer nach einer anderen Lesart übersetzt, als sie der „Testo critico" (2. Form) bietet: *Colunya* für *Cologna/Clugnì* (*Inf.* 23, 63), *negú* für *nessuno/Nettuno* (*Inf.* 28, 83), *al Rey Joan* für *al re Giovanni/al Re giovane* (*Inf.* 28, 135), *Varro* für *Varro/Vario* (*Purg.* 22, 98). Die Varianten sind beispielsweise in den von Vandelli besorgten Ausgaben der *Divina Commedia* zu finden.

Mag nun Febrer zu diesen durch bloßen Irrtum oder durch den Zwang des Verses gelangt sein, es bleibt festzustellen, daß die Zahl solcher Fälle äußerst gering ist. Bedenkt man, welche ungeheure Leistung mit der Übertragung der *Divina Commedia* zu bewältigen war, bedenkt man, daß die katalanische Sprache damals noch kaum durch das Italienische beeinflußt war, so darf man dem Werk Febrers seine Hochachtung nicht versagen. Schon die Betrachtung über die Eigennamen hat deutlich werden lassen, wie sehr Febrer bei seinem Bemühen, Dantes erhabene Dichtung seinen Landsleuten in einer ihnen gemäßen sprachlichen Form zu vermitteln, erfolgreich gewesen ist.

Germersheim RUDOLF BRUMMER

La Vandeimo

Ein Mundartgedicht aus Chiomonte

Chiomonte, früher Chaumont genannt, ist eine größere Siedlung in den italienischen Westalpen, die bis zum Frieden von Utrecht zum Dauphiné gehörte und im Tale der oberen Dora Riparia den Grenzort gegen das savoyische Piemont bildete. Es hat in sprachlicher Beziehung bis heute seine Stellung als Grenzort bewahrt, denn bis hierher reicht das Gebiet der provenzalischen Mundarten der oberen Dora. Im unteren Tale herrschen bereits frankoprovenzalisierte und frankoprovenzalische Mundarten. Chiomonte bildet somit den nordöstlichen Eckpfeiler des provenzalischen Sprachgebietes. Unsere Mundart, die naturgemäß der von Oulx am nächsten steht, ist heute in ihrer Existenz stark bedroht, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, dürfte ihr nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden sein.

Von alters her kam in dieser Gegend dem Weinbau eine besondere Bedeutung zu. Darauf weist schon das Wappen unserer Gemeinde hin. Es zeigt in seinem oberen Feld eine Sonnenscheibe ohne Strahlenkranz und in seinem unteren einen Rebhügel mit zwei Weinstöcken, deren jeder eine riesige Traube trägt. Ein horizontales Mittelband mit der Devise „JAMAIS SANS TOI“ trennt die beiden Felder. So ist es nur natürlich, daß in alten Zeiten die Weinlese mit ihrem fröhlichen Treiben zu einem echten Volksfest sich gestaltete. Auch heute noch tragen die zahlreichen Rebberge von Chiomonte köstlichen Wein, doch die Zeiten geselliger Winzerfeste sind längst dahin.

Wie es bei derartigen Gelegenheiten ehedem zuging, ist uns in einem Gedichte überliefert, das weiter unten wiedergegeben wird. Von seinem Verfasser wissen wir nur soviel, daß er im Jahre 1796 in Chiomonte geboren wurde, Jean-Baptiste Jaime hieß und seines Amtes Schulmeister war. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Chiomonte im Jahre 1957 erfuhr ich zufällig durch den Ortsgeistlichen, Don Gros, von der Existenz des Gedichtes. Dieses wäre, so hieß es, vor Jahren in einem Pfarrblatt erschienen, mehr war damals nicht darüber in Erfahrung zu bringen. Da mich die Sache interessierte,

ersuchte ich Herrn Dr. Alessandro Bertrand aus Turin, einen gebürtigen Chiomonter, nach dem Gedicht zu forschen. In liebenswürdiger Weise nahm er sich meines Anliegens an, und nach einigen Bemühungen gelang es ihm auch, in einem Bauernhaus das Exemplar des „Bollettino Parrocchiale di Chiomonte" (vom Jahre 1949) aufzustöbern, in dem das Gedicht abgedruckt war. Er fertigte für mich eine Abschrift an und versah sie mit der unten ebenfalls wiedergegebenen Übersetzung.

Jean-Baptiste Jaime hat mit aller Wahrscheinlichkeit seinen Unterricht noch in französischer Sprache erteilt. Er hat sich daher auch bei der Abfassung seines Gedichtes der französischen Schreibgepflogenheiten im großen und ganzen bedient. Aber niemand könnte sich lediglich an Hand dieser Schreibung auch nur eine ungefähre Vorstellung von dem Lautstand der Mundart machen. Dieser Übelstand rührt daher, daß Jaime seine Schreibweise nicht konsequent durchgeführt hat, sondern sich hin und wieder auch an die italienische Schreibung anlehnt. So können gewisse Laute verschiedene Werte haben, z. B.: e = *e* in tapage, e = *o* in une, eu = *ö* in preuve, eu = *öi* in peu, ei = *ei* in vandeimo, ei = *ẹ* in dein, ou = *u* in bouricherie, u = *u* in toutte, u = *ü* in un, u (der ersten Silbe) = *i* in nungun, ch = *š* in fiche, ch = *k* in bouricherie, usw. Es soll daher die beigefügte Transkription alle durch diese Schreibweise entstandenen Unklarheiten beseitigen. Schließlich wäre noch etwas über die Aussprache von *r* und *ŋ* zu bemerken. Ersteres ist ein für die Mundart von Chiomonte charakteristischer Laut, der mit zurückgebogener Zunge artikuliert wird, letzteres ist im Auslaut nur noch schwach hörbar.

La Vandeimo

Nungun saurie pas vous exprimaa
le pleisii que s'preuve a vendimaa.
Quand le soureil ei bel e le ten serein
que la se ve pas neble grosse come le dein,
toutte la matinà et tout le deran jour
ou l'entendé de tapage dins la ruà de Chaoumou:
chi tabusse une tino et qui bounne un tinel,
un arrange une banate, un autre un banatel,
un annan tro rude se bagne dins le biaa
et retiran sa groule se bitte a bramaa.
Quand la riante aurore ven peu lous avertii
que le jou ei arrivà, que la vante partii,
alloure ou l'entendé dedins tout le cantoun
bramaa Jose, François, Catline, Margoutoun,

parton le soureil ei jo a la roche de lArmaa,
prene votre corbelle et annin vandeimaa,
qui dit attendeme au Pont et qui dit au Pieroun.
La venteirie peu veire quelle belle processioun:
oman, fenne, eifan, mendie da mariaa,
tout s'envei a galop aprestaa la saumàa,
un bramme, l'autre chante, un suble, l'autre ri,
qui dit passa ilaa, qui dit passa ici,
il arrivoun a la vigne, chaquun se bitte entrein,
qui vendeime une toppie, qui vendeime un fierein,
louns uns annan trot rude avei la banataa
leisoun un floc de la braie attaca a un paa,
d'autri pauson lor corpet a un croc d'une fiche,
qui dit une bourcherie et qui fei un niche,
qui se taille un dein par esse trot pressà,
qui amourre dou naa a une garbinà,
eirou dins quellun jours quellun garbinie
qui pojon avei d'oillade de la belle mindie,
l'amour dins quellon jours semble plus epurà
et le parole an plus de sincerità.

la vandẹimo

ningū́ŋ sauriǫ́ pa vuz eksprimā́
əl pleizī́ ke la s prṓvo a vandeimā́,
kant ę̣l surél' ei bę́l e l tə́n serén,
ke la se vé pa náblo gróso kúmme əl dę́ŋ,
túto la matiná e tut əl deraŋ žū́
u l əntendé də tapáže diŋ la rüá də šaumū́:
ki tabū́so ū́no tíno e ki búno ün tinél,
ün aránžo ū́no banáto, ün áutre ün banatél,
ün anáŋ tro rū́de se báńo diŋ əl biā́,
e retiráŋ sa grúlo se bíto a bramā́.
kant la riánto auróro veŋ pǭ́i lũz avertī́,
ke əl žū́ eį arivá, ke la vánto partī́,
alū́ṛo u l'əntendé dedíŋ tut lu kantúŋ
bramā́: žosé, frãsué, katlíno, margotúŋ,
partǫ́ŋ, əl surẹ́l' ei žo a la rọ́šo de l armā́:
pərné vótro korbélo e aníŋ vandeimā́:
ki dí: atendé mę au pón, e ki: au pieṛúŋ
la vanteiriǫ́ pǭ́i vẹ́iṛe kélo bélo prosesiúŋ.
ómaŋ, fénnę, eifáŋ, mindíę da maṛiā́,
tut s envéi a galóp aprestā́ la saumā́,

ün brámo, l'áutrę šánto, üŋ sǘbi̯o, l'áutre rí
ki dí: pasá ilā́!, ki dí: pasá isí!
il arívuŋ a la víñ́o, šakǘŋ se bíto en tréŋ,
ki vandéimo ū́no tópi̯o, ki vandéimo üŋ fieṛéŋ.
luz ū̃s anáŋ tro rū́de avéi la banatā́
lẹ́isuŋ üŋ flǫ́k de la bráį̯ę ataká a üŋ pā́:
d áutri páuzuŋ lūr korpét a üŋ krǫ́k d ū́no fíšo,
ki dí ū́no burikerió̧ e ki fẹ́i üŋ níšo,
ki se tál'o üŋ dę́n par ése tro presá,
ki amúro du nā́ ū́no garbiná:
eirū́ diŋ kéluŋ žū́ kéluŋ garbinię,
ki póioŋ avéi d ol'ádę de la bę́lę mindíę.
l amū́r diŋ kéluŋ žū́ sə́mblo plü epürá
e la paṛólę aŋ plü də sinseṛitá.

La Vendemmia

Nessuno saprebbe esprimere
il piacere che si prova a vendemmiare.
Quando il sole è bello e il tempo è sereno,
che non si vede una nebbia grossa come un dito
tutta la mattina e tutto l'avanti giorno,
voi sentite del rumore nelle vie di Chiomonte:
chi batte un tino e chi batte un mastello,
uno aggiusta una bigoncia e chi una bigoncetta,
uno andando troppo presto si bagna nel canaletto,
e ritirando la sua scarpa si mette a gridare.
Quando la ridente aurora vien poi ad avvertirli
che il giorno è arrivato, che bisogna partire,
allora voi udite in tutto il rione
gridare: Giuseppe, Francesco, Caterina, Margheritina
partiamo, il sole è già alla rocca della Ramat;
prendete la vostra cesta e andiamo a vendemmiare;
chi dice aspettatemi al Ponte, e chi dice al Pilone.
Bisognerebbe poi vedere che bella processione:
uomini, donne, bambini, ragazze da sposare
tutti se vanno di corsa a preparare il carico (del mulo);
uno grida, l'altro canta, uno fischia, l'altro ride,
chi dice passa di là, chi dice passa di qui;
arrivano alla vigna, ciascuno si mette al lavoro,
chi vendemmia un pergolato, chi un filare;
gli uni andando troppo presto con la bigoncia
lasciano un pezzo dei pantaloni attaccato ad un palo;

altri posano il loro gillet ad un gancio d'un palo,
chi dice una barzelletta, chi fa una smorfia,
chi si taglia un dito per essere troppo frettoloso,
chi batte il naso ad una gerla;
felice in quei giorni quei portatori della gerla
che possono aver occhiate dalle belle ragazze;
l'amore in quei giorni sembre più puro
e le parole hanno maggior sincerità.

Lorch (Württ.) Ernst Hirsch

Besprechungen

A. Porqueras Mayo, *El prólogo como género literario* (Instituto Miguel de Cervantes de Filología Hispánica, Anejos de la Revista de Literatura, 14), Madrid 1957, 199 S.

Trabajos futuros, concretos, pueden revelarnos curiosas e insospechadas influencias en este terreno inexplotado de los prólogos (p. 99). Zu dieser erfreulichen Prognose war niemand mehr berechtigt als der Verfasser dieses Buches. Wäre sie ihm als Selbsterkenntnis früher zuteil geworden, so hätte aus dem mit unbestreitbarem Fleiß zusammengetragenen Material immerhin noch eine nützliche Anthologie entstehen können. Als begeisterter Jünger der modernen 'Literaturwissenschaft', der es sich schuldig zu sein glaubte, auf alle geschichtliche Betrachtung, besonders aber auf die der literarischen Gattungen souverän (*dado el confusionismo existente en esta materia,* p. 93) herabzublicken, fühlte er sich indes zu einer 'strukturalistischen' Entdeckung verpflichtet und glaubte beweisen zu sollen, daß der Prolog im Gegensatz zu aller bisherigen Theorie ein selbständiges literarisches Genus sei. In der vorliegenden Form beweist seine Arbeit aber nur, daß es auch einmal möglich war, mit einer selbsterfundenen Gattung gleich zwei akademische Preise zu erringen (*Premio Extraordinario de la Faculdad de Filosofía y Letras de Madrid,* sodann: *Premio Menéndez Pelayo, 1954*). Denn seine Beweisführung beruht letztlich auf erschlichenen Voraussetzungen und kann geradezu als Schulbeispiel dafür dienen, in welchen circulus vitiosus die naiv verstandene Strukturalistik gelangen kann, wenn sie Ergebnisse historischer Forschung (denn von einem *terreno inexplotado* kann hier keinesfalls die Rede sein, wie schon aus der stattlichen Reihe einschlägiger Vorarbeiten in der Bibliographie erhellt) nur dazu benutzt, ihr System durch eine vorbedingte Auswahl von Belegen aller Epochen zu illustrieren.

Zwar hat der Verf. durchaus nicht ganz darauf verzichtet, seine Entdeckung eines *género introduccional* historisch einzukleiden. Der Prolog erscheint hier nicht nur in den verschiedenen Typen einer zeitlosen Struktur, sondern ist auch – nach dem nun schon ziemlich verjährten (obschon nicht genannten) Prinzip von Brunetières 'évolution des genres' – mit einer 'biologischen' Entwicklung ausgestattet, die verschiedene Phasen: keimhaften Ursprung (bei Terenz, weil sich hier der Prolog inhaltlich von dem eigentlichen Stück ablöst), latente Ausbildung (in der Rhetorik, wobei Donatus mustergebend wird), einmalige Blüte (in dem romantisch verklärten Siglo de Oro) und allmählichen Verfall

(in der späteren Zeit, p. 16; der Spätherbst der Romantik bleibt uns erspart) einschließt. Doch diese folgerichtig durchgeführte Metaphorik kann nicht verdecken, daß die Prämisse dieser neuen 'Gattungsgeschichte' durch einen latenten Widerspruch erkauft ist. Damit der Prolog als selbständige Gattung mit eigener, kontinuierlicher Tradition gelten kann, muß von seiner Struktur als Teil eines Ganzen, das er einleitet, abgesehen werden. Nichts einfacher als das. Die drohende contradictio in adjecto eines *género introduccional*, bei dem ausgerechnet die *introduccionalidad* in Wegfall kommen soll, läßt sich vermeiden, wenn man zwischen der *esencia interna* eines *verdadero prólogo* und dem *amorfismo* eines *prólogo común* (cf. 27, 106) zu unterscheiden weiß. Zu dem letzteren rechnet der Verf. das im antiken, im mittelalterlichen und auch noch lange im spanischen Theater der Blütezeit konventionelle Argumentum, das als *simple requisito de oficio* (p. 51) bzw. *mero resumen anticipador sin ninguna vivacidad expresiva* (p. 54) außer Betracht fallen dürfe, da es 'strukturalistisch' nicht interessant sei. Der Wertschätzung eines Strukturalisten für würdig befunden wird vielmehr die *intima afectividad* des 'echten' Prologs, der die Persönlichkeit seines Autors verrate und auf dem Gipfel der Entwicklung, dem 'individualistischen' Siglo de Oro, auch schon die persönliche Beziehung zu einem vorgestellten, geneigten oder feindlichen Leser mit einschließen kann. Daß aber auch diese besondere Form des Prologs nicht völlig selbständig sein kann, sondern immer noch funktionell von dem eingeleiteten Werk abhängig erscheint, ist dem Verf. selbst, wenn auch offenbar zu später Stunde (p. 100), als eine weitere Gefahr für seine Theorie bewußt geworden: *Por eso es distinto un prólogo según acompañe a una novela, poesía o drama, y se ve en peligro, si la penetración del libro es considerable, de parecer anulado.* Dieser Gefahr weiß er wiederum, dieses Mal durch eine rein metaphorische Lösung, gleich zu begegnen: da der Prolog per definitionem ein selbständiges literarisches Genus sein muß, kann seine postulierte Ganzheit von der fatalen Relation zu der ihr übergeordneten Ganzheit des Werkes eben nur 'durchlöchert' werden. *Permeabilidad* heißt das Zauberwort, mit dem es gelang, auch aus dieser Not eine Tugend zu machen. Und mit dieser qualitas obscura ist sogleich auch wieder ein neues Strukturelement gewonnen, das vorzüglich geeignet ist, den Zirkel eines Systems zu schließen, so daß man es jedermann als probaten Lückenbüßer empfehlen kann.

Höchstes Glück des Strukturalisten ist bekanntlich eine neue Typologie, die es ermöglicht, in der Vielfalt historischer Erscheinungen Ordnung zu schaffen. Bei diesem Bestreben hat der Verf. zwar der magischen Suggestion der vielbewährten Dreigliederung widerstanden, sich dafür aber in dem Vergnügen des Katalogisierens keinerlei Beschränkung auferlegt und seine Darstellung – um gewiß auch alles zu erfassen – gleich drei Mal hintereinander in verschiedenen Klassifikationen der Prologe, säuberlich getrennt nach 'Form' (Kap. IV 3 A), 'Inhalt' (IV 3 B) und Stil (V 2), gipfeln lassen. Da auch bei diesen kunterbunt gereihten und häufig nur tautologisch bestimmten Typen (vgl. etwa

zum *prólogo doctrinal: Algunos prólogos se caracterizan por su densidad ideológica,* p. 115) das Neue zumeist nur in der üppig wuchernden Metaphorik besteht[1], lohnt es sich kaum, kritisch darauf einzugehen. Die eigentliche philologische Arbeit ist auch für diejenige historische Form des Prologs erst noch zu leisten, in der der Verf. den Gipfelpunkt seiner postulierten Entwicklung sieht, dem vom persönlichen Stil eines Autors geprägten Prolog des Siglo de Oro, zu dem er einmal zu Recht, aber leider nur beiläufig bemerkt, daß er in dieser Epoche die Funktion des Essais übernehmen könne (p. 116). Denn auch hier ist die Struktur eines Prologs erst zu fassen, wenn sie von der mit vorausgesetzten, übergeordneten Ganzheit des folgenden Werkes aus gesehen und untersucht wird, nicht aber durch ein freischwebendes Philosophieren über die *intimas estructuras afectivas del alma humana* (p. 117). Der andere, nicht weniger interessante Ansatz, den der Verf. verfehlt hat, liegt in dem Argumentum, das hier a limine ausgeklammert wurde. Das Argumentum des antiken Theaters, das *summarium* oder *exemplum* des mittelalterlichen Prologs und die verschiedenen Arten des Vorspiels, welches in der spanischen Comedia auf das eigentliche Stück vorbereitet, haben strukturell nur prima facie dieselbe Funktion. Insofern dieses *género introduccional* im Leser, Zuhörer oder Zuschauer den Horizont der allgemeinen (durch die Gattung bedingten) und der besonderen (auf die Neuheit des einmaligen Werkes bezogenen) Erwartungen wachruft, liegt darin auch für den Philologen der strukturell wichtigste Aufschluß für den geschichtlichen Wandel in der Auffassung einer Gattung und ineins damit für die Geschichte der verschiedenen Bezeichnungen des Begriffes Prolog.

Die vorliegende Arbeit erweist einmal mehr, daß eine begriffsgeschichtliche Untersuchung (dieser Anspruch wird für das II. Kapitel zu Unrecht erhoben) nicht immer schon zu gesicherten Ergebnissen führen muß, wenn sie nur rein lexikologisch verfährt. Was der Verf. z.B. über Struktur und Bedeutung der verschiedenen Bezeichnungen für das Vorspiel der spanischen Comedia beibringt, bleibt unsicher und zumeist nichtssagend, weil er sich nicht der Mühe unterzogen hat, ihre Bedeutung aus der veränderten gattungsgeschichtlichen Funktion zu erklären. Wenn Carvallo in 'El Cisne de Apolo' *loa* mit *prólogo* gleichsetzt und dabei *introito* und *faraute* nur noch als Synonyma erwähnt (p. 62) und wenn im XVI. Jahrhundert die Bezeichnungen *argumento, introito* und *loa* nur noch synonymisch gebraucht werden (p. 62), enthebt uns das nicht zu fragen, was sie ursprünglich bedeutet haben und

---

[1] „Üppig wuchernd" ist hier buchstäblich zu verstehen, denn der Verf. kann sich in Metaphern aus dem Bereich des literarischen Biologismus nicht genug tun, wie etwa: *Advertencia empleada como prólogo equivale a la* plasmación *de una característica intuída por los prologistas, p. 48; podemos considerar* (*esta invocación piadosa*) *sucedáneo poco ambicioso de los* instintos *justificatorios y aclaratorios que irán* plasmando *en prólogos, p. 81; el autor se da cuenta de que el prólogo es un género lleno de* estímulos creacionales, *p. 96; una ligera lectura* (*de la carta*) *nos la muestra* inyectada *de una serie de tópicos intrínsecos al género prólogo, p. 109.*

welche besondere Struktur ihnen eigen war, bevor sie ihre alte, z. T. selbständige Funktion verloren und zum *género introduccional* der spanischen Comedia wurden. Die p. 39 zitierten Ausführungen von Carvallo gehören bereits in die spätere Phase eines Prozesses, in dem das Vorspiel der spätmittelalterlichen Tradition mehr und mehr an Selbständigkeit einbüßt und schließlich ganz aufgegeben wird. Auf diesen Prozeß bezieht sich Carvallo, wenn er zum Argumentum feststellt: *y éste con razón en España es poco usado, por quitar mucho gusto a la comedia sabiéndose antes que se represente el suceso de la historia*. Daß in diesem Prozeß das Vorbild des italienischen Theaters eine entscheidende Rolle spielt, hat der Verf. leider wieder nur gestreift, vgl. bes. p. 52f. mit der Anm. 27 nach E. Goggio zitierten Stelle: *Lasca, in one of his plays gives a discussion between the Prologue and the Argument on the relative value of each. The latter declares that the Prologue is not necessary and that it is only used as a mouthpiece of the author. The Prologo, in turn, maintains that the best dramatics and especially the modern ones omit the Argumento, and the characters in the opening scenes explain everything*. Hier lag ein weiterer Ansatz, der gerade durch eine echte Strukturanalyse des Prologs am meisten hätte gefördert werden können: die Frage, welche Bedeutung dem allmählichen Verzicht auf das Vorwissen, auf den vorgegebenen exemplarischen Sinn und auf die emotionale Einstimmung des Publikums für die Ausbildung des Theaters der Neuzeit zukommt.

Eine der schönsten tautologischen Blüten des Verf. sei dem Leser zum Schluß doch nicht vorenthalten: auch der Epilog lasse sich dem Begriffsfeld des Prologs zuordnen, da er sehr ähnliche Strukturelemente wie der Prolog aufweise, *pero oponiendo como peculiaridad distintiva específica 'la no introductoriedad'* (p. 72). Machen wir uns dieses Muster zu eigen, so läßt sich in der Tat nicht mehr bestreiten, daß das hier vorgelegte Buch, insofern es gerade durch das für 'strukturalistisch' belanglos Erachtete die eigentlichen Möglichkeiten einer geschichtlich fundierten Strukturalistik hervorkehrte, am Ende seinen Zweck, wenn auch in einer von A. Porqueras Mayo selbst nicht vermuteten Weise, doch noch erfüllt hat.

Münster HANS ROBERT JAUSS

Arnaldo Gomensoro, *John Dewey y la Filosofía del Lenguaje*, Instituto de Filología de la Universidad de Montevideo, 1956, 64 pgs.

El Departamento de Lingüística del citado Instituto de Filología anuncia la publicación de „una colección de breves monografías informativas sobre filosofía del lenguaje". La primera de ellas, ésta que nos ocupa, hace concebir grandes esperanzas acerca de la utilidad de la serie. Con modestia, con objetividad, con sencillez, el autor expone la doctrina lingüística contenida en la *Lógica* de John Dewey, en cinco breves capítulos, señalando las concomitancias o diferencias que pre-

senta en relación con las de Cassirer, Bühler y Husserl. Especial interés para los lingüistas tiene el último apartado de este folleto, titulado „Denotación y connotación". Como el fundador de la Fenomenología, Dewey no se muestra satisfecho con ambas nociones tal como las estableció Stuart Mill, y que tan fecundas parecían para la distinción entre nombres comunes y propios. Quizá conviniera parangonar la doctrina deweiana, en este punto, no sólo con la de Husserl, sino también con la crítica que de la teoría de Mill hace A. H. Gardiner, en su libro The theory of proper names, Oxford, 2a ed., 1954.

Nos hubiera gustado ver este útil trabajo libre de solecismos como „lo importante a destacar" o „A este horizonte así ampliado... propio y característico del hombre, es que apunta, pues, el concepto de situación".

Salamanca FERNANDO LÁZARO

Theodor Elwert, *Das zweisprachige Individuum, Ein Selbstzeugnis,* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, Abh. der geistes- und sozialwiss. Klasse, Jg. 1959, Nr. 6), Wiesbaden 1960, 80 S. (S. 265–344).

Elwert gibt uns mit dieser sachlich-unbefangenen und zugleich spannenden Selbstanalyse einen „Lebensbericht eines Bilinguen", „als Rohmaterial, als Dokument". Die Fachliteratur wurde bewußt erst hinterher herangezogen und in Anm. kommentiert, so daß die Unmittelbarkeit der Aussage nicht getrübt wird. Der besondere Wert der Arbeit beruht auf drei Fakten: 1) in der Seltenheit solcher Selbstdarstellungen (trotz der Reichhaltigkeit der einschlägigen Literatur), 2) in der philologischen Schulung des Verfassers, 3) in der Fähigkeit zur kritischen Selbstbeobachtung. Die einzige direkte Parallele (Maximilian Braun, Beobachtungen zur Frage der Mehrsprachigkeit, nach einem Vortrag im Sprachwissenschaftlichen Kolloquium der Universität Göttingen, in Göttingische Gelehrte Anzeigen, Jg. 199, 1937, S. 115–130) wurde dem Verf. erst nach Abschluß der Arbeit bekannt (S. 273). Beide Zeugnisse decken und ergänzen sich. Die Stationen boten reichen Stoff zur Beobachtung; Kindheit in Mailand: englisch als Sprache der Mutter und des Elternhauses, auch später; italienisch und mailändisch als Sprache der Umwelt; seit dem 9. Lebensjahr in Deutschland (Württemberg, Bremen, Mitteldeutschland); mit 17 Jahren Rückkehr nach Italien; Erlernung der „Fremdsprachen" Latein, Griechisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch, Schwedisch zu verschiedenen Zeiten. Erzählung und kritische Reflexion sind miteinander verwoben. Zahlreiche Probleme werden aus eigenem Erleben beurteilt: zur Bedeutung der Initialsituation (Sprache der ersten Begegnung) S. 291; zum „Druck des Milieus" S. 297, 299 n. 2, usw.; zur Frage der „Doppelzüngigkeit" (Bewußtseinsspaltung) bei Zweisprachigen S. 307, 343f.; zur Widerstandsfähigkeit und frühen Festlegung des *r*, etc.; zur Sprache des

„discours intérieur“ S. 329; zur Frage der Sprachmischung und Substratwirkung z.B. S. 311 n. 1 (bei ganzen Bevölkerungsgruppen fehlt der soziale Druck der korrekt Sprechenden); zur soziologischen Bedeutung der phonologisch irrelevanten Varianten (S. 288, 310); zur Frage, wann die Aussprache eines Individuums „fest“ wird S. 300 (nach Elwert zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr[1]), usw. Merkwürdig wenig erfährt man über die Tendenz zu hyperkorrekten Formen (nur S. 317 zum Satzbau), doch mag die Hyperkorrektion besonders beim Spannungsverhältnis Dialekt-Mundart eine Rolle spielen (s. Beispiele aus eigener Erfahrung in der Festschrift Rohlfs, Halle 1958, S. 58).

Heidelberg KURT BALDINGER

The Oxford Companion to French Literature, compiled and edited by Sir Paul Harvey and I. E. Heseltine, Clarendon Press: Oxford University Press, 1959, X, 776 S.

„This work is intended for readers who want to find the explanation of an allusion or recall a plot, to fit a character to a book or an author to a title, to relate a king to his dynasty or a movement to its century“; ca. 6000 kurze Hinweise oder längere Artikel in alphabetischer Ordnung, umfassend die Zeit von ca. 400 bis zum zweiten Weltkrieg. Vorbereitet wurde dieses nützliche Nachschlagewerk von Sir Paul Harvey, der die Oxford Companions mit einem entsprechenden Werk über die englische Literatur begründet hatte, seit 1936. Janet E. Heseltine wurde herangezogen für die revolutionäre und nachrevolutionäre Zeit. Das Manuskript Harveys war 1947 abgeschlossen; er starb 1948, und J. E. Heseltine mußte die gesamte Verantwortung übernehmen, beraten durch eine Reihe namhafter Fachgelehrter.

Genauer geprüft sei im folgenden der Abschnitt *Dictionaries and encyclopedias*, S. 202–215: Im ganzen gut informierter Überblick. Zu Estienne 1539 wäre darauf hinzuweisen, daß dieses erste fr.-fremdsprachliche Wörterbuch als Umkehrung des lt.-fr. Estienne 1538 entstanden ist, indem die dortigen fr. Definitionen nun zu Stichwörtern gemacht wurden. Darauf beruht der satzartige Charakter ('the words were grouped by family' ist deshalb nicht ganz richtig). Wenn man diese Entstehungsweise verkennt, läuft man Gefahr, Estienne falsch zu interpretieren (s. dazu unseren Aufsatz Autour du 'Französisches Etymologisches Wörterbuch', Considérations critiques sur les dictionnaires français: Aalma 1380 – Lar 1949, Revista Portuguesa de Filologia 4, 1951, S. 342–373; zu Estienne S. 352f.). Man vermißt einen Hinweis auf das bedeutende Werk von Palsgrave 1530. Aus Richelet

[1] Dies ist etwas überraschend, da E. selbst z.B. für die Fixierung des *r* einen früheren Zeitpunkt annimmt, andererseits auch spätere Veränderungen bezeugt (s. auch seine Ablehnung einer bestimmten „Artikulationsbasis“ S. 315). Außerdem dürfte die zeitliche Festlegung (in diesem Falle auf den norddeutschen Typus) doch wohl individuell bedingt und nicht generalisierbar sein.

1680 werden hübsche Beispiele für die Subjektivität seiner Kommentare gegeben. Verschwiegen wird, daß dieser Kommentar gelegentlich ans Obszöne grenzt (s. z. B. den Artikel *Taureau*). Die 7. Ag. des Akademiewörterbuchs ist von 1878 (1877 ist Druckfehler). Trév 1752 ist wohl bedeutender als Trév 1743. Auch bei einer Auswahl müßte auf das grundlegende Werk von Savary des Bruslons, Dict. universel de commerce, 1723, 2 Bde (mit Suppl. 1730; eingearbeitet in der Ag. von 1741, 3 Bde) hingewiesen werden. Lacombe 1766 ist nicht das erste gedruckte afr. Wörterbuch, sondern Borel in Ménage 1750 (so richtig unter 1650 und 1655). Boiste heißt mindestens schon in der 6. Ag. von 1823 *pan-lexique*. Zu Pougens: nicht 100, sondern 227 Foliobände, davon heute noch 150 im Institut de France (s. dazu P.-J. Wexler, Cahiers de Lexicologie 1, Besançon 1959, S. 77ff.). Im gleichen Paragraphen ist *posthumously* zu streichen. Landais 1834, nicht 1835. Bei Raynouard 1838–1844 wäre ein Hinweis auf Levy notwendig. Littré erschien 1863–1872 (nicht 1873), s. Date des fascicules de Littré in Cahiers de Lexicologie 1, Besançon 1959, S. 99. Der mittlere große Larousse hat 7 Bände nicht 8, Godefroy 10, nicht 11. Eine Erläuterung des Complément wäre notwendig (frühe Belege für heute noch existierende Wörter und Bedeutungen). Ein Hinweis auf Tobler-Lommatzsch fehlt. Larousse 1928–1933 (nicht 1927). 1932 Bloch, füge bei mit den Materialien von W. v. Wartburg (ein Hinweis auf die von Wartburg überarbeitete 2. Ag. von 1950 fehlt; eine 3. überarbeitete Ag. ist im Druck); auch bei Dauzat fehlt ein Hinweis auf neuere überarbeitete Ausgaben. Im allgemeinen aber sind die Auswahl sorgfältig, die Angaben zuverlässig und auch der Fachwissenschaftler wird manchen nützlichen Hinweis finden. Die knappen Charakterisierungen zeugen von einem sachkundigen Urteil (s. etwa den Artikel zur Encyclopédie).

Dies gilt auch für die meisten anderen Artikel. Natürlich wird man je nach dem Standpunkt des Benutzers dies oder jenes vermissen (unter *Arnauld* und unter *Lancelot* fehlt z.B. ein Hinweis auf die wichtige Grammaire generale et raisonnée..., Paris 1660, die schon mit dem Wort *raisonnée* eine neue Epoche ankündigt; man vermißt einen Artikel *Marcabru;* man vermißt einen Artikel *Coutumes* mit Hinweis auf die 1454 eingeleitete Kodifizierung des Gewohnheitsrechtes; „The Frankish invasion did not modify the Gallo-Roman character of the language“ S. 291 kann man heute nicht mehr behaupten, usw.), aber ein solches Werk wird nie alle Wünsche befriedigen können. Wichtiger ist die Exaktheit im einzelnen, und hier wäre immerhin manches zu korrigieren. Sub *Gilliéron:* Edmont schreibt sich mit *t* und nicht mit *d*. Sub *café:* das erste Café in Marseille 1654, nicht 1644; der Armenier heißt Pascall, nicht Pascal; 1790 existierten rund 900, nicht 400 Cafés in Paris, usw. Trotz solcher Ungenauigkeiten ein nützliches Handbuch zur raschen Orientierung.

Heidelberg KURT BALDINGER

Ramón Menéndez Pidal, *La* Chanson de Roland *y el neotradicionalismo (Orígenes de la épica románica)*, Espasa-Calpe, S. A., Madrid 1959, 496 pages.

Ouvrage magnifique que ce volume de M. Menéndez Pidal, écrit avec une science et un talent d'exposition exceptionnels, avec un entrain, un allant, une jeunesse telles que les pages les plus abstruses, les plus chargées de détails techniques, se lisent avec le plus grand plaisir et la plus grande facilité. Ouvrage dont je ne ferai ressortir que le fil conducteur, et qu'il me serait impossible d'examiner dans tous ses détails: aussi ne me permettrai-je de m'arrêter que sur quelques pages, à propos de quelques points que j'ai eu moi-même l'occasion d'étudier.

„Las dos maneras opuestas de considerar las chansons de geste – écrit M. Menéndez Pidal en sa préface –, ora como obra de un poeta único (individualismo), ora como obra de varios poetas sucesivos (tradicionalismo), se debaten muy de pasada y en medio de la mayor vacilación de ideas; y por lo general, el individualismo predomina en el campo de la crítica." Il consacre donc les deux premiers chapitres de son livre à faire l'historique de ces deux tendances, en ce qui concerne la *Chanson de Roland;* il en relève les variations, les variantes, pour insister ensuite, en un chapitre III, sur la complication extrême qui caractérise les divers textes épiques, même quand ils prétendent ne relater qu'un seul ensemble d'événements poétiques. Constatation que M. Menéndez Pidal termine en me faisant l'honneur de rappeler que j'ai moi-même dit, après avoir étudié la *Saga af Runzivals bardaga* et noté qu'elle prouvait l'existence, sur certains points, d'une version différente de celle fournie par *Oxford,* que la saga «nous montre une *Chanson de Roland* en continuelle transformation, en continuel devenir, suivant le talent, les tendances, les préoccupations des poètes, des remanieurs, suivant aussi les goûts du public auquel ils s'adressaient».

Ces variations, ces variantes, il est certes aisé de les toucher du doigt lorsque ce sont les textes conservés eux-mêmes qui nous les présentent: mais peut-être est-il plus délicat de les extraire de ces textes. C'est cependant ce que tente l'auteur qui, aidé de son immense érudition, de la connaissance admirable qu'il a en particulier de la littérature médiévale espagnole, toujours présente dans son argumentation, note d'abord la difficulté considérable qu'ont eue tous les critiques à classer les textes de la *Chanson,* et propose en conséquence une méthode toute nouvelle: un classement par épisodes séparés. Méthode qu'il propose avec d'autant plus de raison que, remarque-t-il, nous sommes en présence, non point de récits primitivement écrits, mais de récits racontés, séparément les uns des autres le plus souvent, et ayant comme tels chacun leur personnalité et leur histoire propres. Après avoir montré combien varièrent les textes conservés du *Roland,* au cours des XIIe, XIIIe et XIVe siècles, en ce qui concerne les épisodes du défi de Ganelon à son parâtre, de Margariz, de l'enterrement des douze pairs; après avoir rendu tangible qu'alors la *Chanson* «vivía en continua variante, en continua refundición», il essaie, en appliquant ce qu'on

pourrait appeler la méthode de l'analyse logique, de retrouver l'état du poème à une date qu'il situe vers 1010: retranchant ce qui lui paraît illogique, il admet qu'il existait alors un texte du *Roland* sans évidemment l'épisode de Baligant, sans la finale telle que la fournit *Oxford*, sans aussi l'épisode de Blancandrin, sans le duel de Tierri et de Pinabel. Résultats qui sont certes impressionnants. N'empêche qu'on peut se demander si, étant donné que le poème était récité par tranches, il était absolument nécessaire qu'il file comme un syllogisme, et si l'auteur n'a pu avoir d'autres critères. Lors de l'ambassade de Ganelon, par exemple, il n'est que trop clair que ce que nous dit *Oxford* présente plus d'un illogisme: mais, pour ne toucher que ce détail, un poète du XIe siècle pouvait-il mettre en scène un ambassadeur qui n'eût pas été insolent, et qui se fût contenté de communiquer à Marsile les propositions, après tout honorables et justifiées, qu'entendait faire Charlemagne?

Ce texte du début du XIe siècle reconstitué, M. Menéndez Pidal prend le problème par l'autre bout, en étudiant avec un art consommé le texte de la «Historia Seminense», vulgairement connu comme étant celui laissé par le Moine de Silos. Il montre de quelle façon ce texte modifie celui des annales habituelles et fait manifestement allusion à des récits épiques français, avec le détail en particulier de l'or offert par les païens à Charlemagne afin qu'il se retire de Saragosse. Première protestation espagnole, note M. Menéndez Pidal, contre les déformations françaises des récits relatifs à l'expédition de 778, récits qu'au chapitre VI il étudie minutieusement, de même que les données fournies par les historiens arabes: ce qui nous vaut entre autres une description détaillée de la bataille de Roncevaux, et, en appendice une édition, accompagnée de la traduction des textes arabes, qui sera la bienvenue.

Reprenant ensuite, au chapitre VII, ce que nous croyons savoir sur les «croisades» françaises en Espagne au XIe siècle, réduisant à leur juste valeur leur nombre et leur importance, manifestement exagérés par Boissonnade, montrant surtout que ces expéditions, dues à des initiatives inofficielles, non patronnées par les Capétiens, ne furent que peu de chose en comparaison de celles des VIIIe et IXe siècles, l'auteur aboutit à la conclusion que «el individualismo cae en una enorme aberración al suponer que unas guerras de ciertos señores franceses en el siglo XI, no cantadas por nadie, porque el peligro sarraceno ya no impresionaba en Francia a nadie, fueron la causa de que toda Francia cantase la guerra de Carlomagno» (p. 224). Il n'y a donc aucune raison valable pour qu'on doive admettre que l'idéal qui anime la *Chanson de Roland* corresponde à celui du XIe siècle.

C'est dire qu'il faut remonter plus haut. Analysant subtilement le récit d'Eginhard, M. Menéndez Pidal en déduit que, si cet historien s'attarde, plus qu'il n'est dans ses habitudes quand il traite des autres guerres de Charlemagne, sur l'expédition de 778, s'il décrit la bataille que nous dénommons de Roncevaux (ce qu'il ne fait dans aucun autre

cas), s'il parle des guerriers qui y trouvèrent la mort, c'est qu'il a été »influído en varios detalles por un canto noticiero del desastre pirenaico, aunque los elementos de ese canto van muy amoldados al antiguo relato analístico» (p. 269), de même qu'il est très vraisemblable que le Poète Saxon lui aussi connaissait quelque poème relatif à la malheureuse expédition d'Espagne, de même enfin – pour m'en tenir à ce texte – que les *Annales d'Aniane* font nettement allusion au détail, qui ne peut être historique, d'un allongement miraculeux du jour, lors d'un grand combat où perdirent la vie des milliers et des milliers de Sarrasins. Indices qui l'amènent à cette conclusion que «con toda certeza podemos afirmar que en la Germania y en la Romania del siglo X se practicaba una *historia cantada* tanto sobre sucesos contemporáneos como sobre los hechos del pasado» (p. 293). Et, s'aidant d'un certain nombre de données fournies par des textes tels que le Pseudo-Turpin et *Oxford* lui-même, il fixe quelques-uns des traits d'une *Chanson de Roland* du Xe siècle, qui se terminait par une bataille combattue dans les défilés mêmes des Pyrénées.

Passant ensuite au XIe siècle, M. Menéndez Pidal s'arrête longuement, au chapitre IX, sur une innovation de toute importance: l'entrée d'Olivier dans l'affabulation du poème, et la constitution du couple *Roland et Olivier* qui personnifie cette «sapientia et fortitudo» dont parlent déjà, nous montre l'illustre savant, Isidore de Séville d'une part, et Pline de l'autre, dans son panégyrique de Trajan (p. 314). Si le nom de *Roland* appartient à la tradition historique relative à la guerre de 778, il n'en est certes pas de même de celui d'*Olivier*, ce nom n'ayant pas d'histoire, de même que celui qui le porta n'a point de famille. Tablant sur le fait qu'*Olivier* est le seul personnage de la *Chanson* qui porte un nom latin – ce qui n'est pas exact, osé-je dire, puisque *Sansun* est un des douze pairs, *Basilie* un baron français, *Florit* un roi sarrasin et *Priamun* un quelconque païen –, M. Menéndez Pidal est enclin à accepter les idées de M. Spitzer, à savoir «que el inventor de ese nombre le diese algún significado y pensase particularmente en el árbol símbolo de la sabiduría a la vez que en el tópico fortitudo – sapientia» (p. 320). Mais de quel droit faire un sort spécial à ce nom d'*Olivier*? Ce personnage et ce nom, ce n'a pas été l'auteur de la *Chanson de Roland* à les imaginer, puisqu'il les a hérités de poèmes antérieurs. Je veux bien croire, comme M. Menéndez Pidal le rend plus que vraisemblable, que les couples *Olivier et Roland, Roland et Olivier,* dont on a relevé jusqu'ici une bonne quinzaine de cas, témoignent en faveur de l'existence d'un poème et non seulement d'une légende: n'empêche que ces mentions de notre couple, et plus encore du nom d'*Olivier* tout seul, me paraissent conduire à des résultats autres que ceux auxquels parvient M. Menéndez Pidal. M. Burger déjà[1] avait justement noté que, dans les quatre mentions plus anciennes de ce binome, «les quatre fois, l'aîné est Olivier, le cadet est Roland», ce qui, concluait-il avec raison, «semble difficile-

[1] A. Burger, Sur la géographie du *Roland* et sa date, Romania, t. LXXIV (1953), p. 170.

ment conciliable avec une influence de la *Chanson*». Sans que j'aie connu, au moment où je rédigeais mon article, cette remarque de mon savant collègue de Genève, j'ai étudié moi-même cette question, en faisant les réserves nécessaires sur le cas de Salernes (Var) dont M. Burger ne parle pas, et j'ai conclu à mon tour [1] – je modifie ici légèrement les termes de cette conclusion, étant donné que par distraction j'ai fait figurer la mention de 1108 provenant de Dinan dans la série «*Roland et Olivier*» alors que, comme je le montrais à la page précédente, elle témoigne plutôt en faveur d'un «*Olivier et Roland*» – que, des cinq mentions antérieures à 1108, il résulte qu'Olivier précède Roland, tandis que, dans toutes les mentions postérieures à cette date, sauf une, c'est le phénomène inverse qui se produit, *Roland* y précédant *Olivier*. Si donc nous sommes logiques avec nous-mêmes; si nous admettons – ce que je crois fermement – que ces couples témoignent en faveur d'une influence littéraire sur l'anthroponymie de l'époque, nous serons forcés de dire que jusqu'à la fin du XIe siècle – compte tenu du décalage nécessaire, du fait que ces individus, lorsqu'ils apparaissent dans les chartes, n'étaient plus des enfants, et avaient dû naître, disons une trentaine d'années avant que nous ne connaissions leur existence – le binome «*Olivier et Roland*» doit être attribué à l'influence d'un poème qui ne peut être la *Chanson de Roland:* et j'ai proposé (car pour l'instant je ne vois pas, dans l'état de nos connaissances, d'autre possibilité) d'y voir celle d'un *Girart de Viane* primitif, seule geste qui campe, à côté d'un Roland encore enfant, et par surcroît champion de la mauvaise cause qu'est celle de son oncle Charlemagne, un Olivier légèrement plus âgé, champion de son oncle Girart, qui avait incontestablement le droit pour lui. Je terminais en notant que tout se passe comme si, aux alentours de 1100, un événement important s'était produit: un événement assez important pour avoir pu suggérer de placer *Roland* en premier lieu, et en conséquence de n'accorder à *Olivier* que la seconde place, et en me demandant si cet événement n'aurait peut-être pas été l'apparition de la *Chanson de Roland,* telle plus ou moins que nous la connaissons par le texte d'Oxford, ou encore – car cela aussi est une possibilité – d'une *Guerre d'Espagne* comprenant, et une *Entrée d'Espagne,* et un *Roncevaux.* Car, dans l'*Entrée d'Espagne* primitive que suppose le texte Digby, Roland a déjà le pas sur Olivier.

Ce n'est donc pas l'auteur de la *Chanson de Roland* du début du XIe siècle qui a inventé le personnage d'Olivier; il n'en a pas non plus fabriqué le nom. J'ai exposé ailleurs les graves difficultés que j'avais à admettre que cet anthroponyme pouvait être conçu, ainsi qu' on l'a dit et redit, et comme M. Menéndez Pidal le répète, comme un symbole. Symbole, il ne peut l'avoir été qu'accidentellement dans la *Chanson,* puisque l'auteur de cette dernière n'a été que l'héritier d'un *Olivier* ayant déjà toute une vie épique; symbolique, *Olivier* ne peut l'être dans le *Girart de Viane* primitif, étant donné que dans ce récit épique

[1] A propos de deux ou trois nouveaux cas italiens du couple « Roland et Olivier », in Cultura Neolatina, anno XV (1955), p. 229.

le neveu de Girart ne s'oppose à Roland que par les armes, et nullement par le caractère. Il s'ensuit que l'auteur du *Girart* a dû emprunter le nom *d'Olivier* au vocabulaire anthroponymique courant, comme il le fait pour ses autres personnages qui ne sont pas «historiques», comme l'a fait l'auteur de la *Chanson* pour tous les chrétiens, et même pour quelques païens, qu'il campe sur sa scène.

Si donc le couple *Olivier et Roland* ne peut servir à démontrer, aux dates auxquelles il apparaît, la préexistence d'une *Chanson de Roland,* il est encore plus imprudent de faire appel, en vue de cette démonstration, aux mentions d'un *Olivier* isolé, puisque ces mentions peuvent ne prouver que ceci, que le nom d'*Olivier,* quelle que soit son origine et bien qu'il paraisse avoir été assez rare, appartenait au vocabulaire anthroponymique courant. Sans doute Mme Lejeune avait-elle admis qu'*Olivier,* dans l'anthroponymie française, n'apparaît que postérieurement au couple *Olivier et Roland,* qu'en d'autres termes c'est le fait littéraire qui a mis *Olivier* à la mode. Mais c'est que le premier cas de notre binome, celui de Brioude, figure dans une charte dont la date est 999–1031: ce qui laisse supposer que notre *Olivier* brivadois serait né au plus tard en 985 ou en 1015. Or M. Menéndez Pidal a heureusement tiré du *Cartulaire de Savigny,* où il avait jusqu'ici échappé aux recherches – on le trouve pourtant dans l'index – un cas d'un *Olivier* isolé, probablement antérieur à ces dates: une charte datée de 1000 environ par l'éditeur, Auguste Bernard – je me réserve de revenir ailleurs sur ce fait, et d'appuyer par quelques arguments la date approximative proposée par Bernard – est signée par un témoin de nom d'*Oliverius,* qui a dû naître au plus tard vers 980. Sans doute Brioude n'est-elle éloignée de Savigny que de cent kilomètres environ: va-t-on donc prétendre que l'*Oliverius* de Savigny et celui de Brioude ne font qu'une seule et même personne, ou bien va-t-on imaginer que ce dernier était plus âgé que son homonyme? Ce n'est pas impossible: mais c'est indémontrable. Ce qui est certain, c'est que les recherches d'anthroponymie rolandienne sont encore dans leur enfance. On a, il est vrai, dépouillé déjà un nombre imposant de recueils de chartes et de cartulaires imprimés: mais combien reste-t-il, dans la moitié sud de la France en particulier, de chartes et de cartulaires inédits qui peut-être nous réservent des surprises!

Suivant Ferdinand Lot, M. Menéndez Pidal insiste sur les dires d'Adhémar de Chabannes lorsque ce dernier, dans sa chronique qui date de 1028–1031, affirme que Charlemagne régnait sur toute la terre située «de monte Gargano usque in Cordubam». *Corduba* est évidemment, sous la plume de notre chroniqueur, une latinisation du *Cordres* qui apparaîtra dans le texte d'Oxford: c'est donc une influence évidente des données légendaires épiques sur celles de la chronique historique. Mais cette conquête de Cordres, comme celle de Nobles, ce n'est pas nécessairement dans une *Chanson de Roland* du début du XIe siècle qu'elle avait été chantée: elle a pu l'être aussi dans l'*Entrée d'Espagne.* En d'autres termes, il y avait alors déjà un pullulement de récits épi-

ques dont nous commençons seulement à nous faire une vague idée, à l'aide du *Fragment de La Haye,* à l'aide surtout de la *Nota Emilianense,* dont en son chapitre M. Menéndez Pidal souligne admirablement la valeur et l'immense intérêt, intérêt dû en particulier à la présence devant Saragosse d'une double série de personnages, appartenant les uns à la geste méridionale, les autres, y compris Ogier, ayant fait leur entrée sur la scène épique avec l'*Entrée d'Espagne* résumée dans la première branche de la *Karlamagnús saga.*

En un onzième et dernier chapitre, l'auteur réunit en un faisceau les arguments qui s'opposent à la conception bédierienne, de voir en Turoldus – laissons-lui ce nom commode – l'auteur qui, aux alentours de 1100, utilisant uniquement quelques informes matériaux, aurait construit, des fondements au sommet, la *Chanson de Roland.* Fausse, dit-il, l'assertion que cette *Chanson* est imprégnée de l'esprit des croisades. Fausse, l'idée que ç'aurait été ce poète à inventer le thème de Roland luttant, non plus contre les Basques, mais contre les Sarrasins: les *Annales* de Metz et celles d'Aniane opposent déjà les Sarrasins à Charlemagne. Fausse l'idée que c'est à lui qu'on est redevable du type du souverain, roi-prêtre, roi de la guerre sainte, accompagné des douze pairs, type calqué sur le modèle du Christ et des apôtres: les douze pairs, on les trouve déjà dans la *Nota Emilianense.* Faux encore que ce soit Turoldus qui ait imaginé Roland mourant dans les défilés de Roncevaux: cette donnée est contenue elle aussi dans la *Nota.* Faux aussi, ajouterons-nous, que l'introduction d'Olivier, et celle subséquemment du compagnonnage de Roland et d'Olivier, soit le fait de Turoldus: il a seulement accepté une donnée figurant dans les poèmes antérieurs. En lieu et place du travail d'un seul auteur, d'un unique poète, nous voyons s'esquisser le long et lent effort d'une multitude de poètes inconnus, au cours de plusieurs siècles. La version d'Oxford n'étant qu'une version parmi tant d'autres. «La genialidad suprema de la *Chanson de Roland,* écrit M. Menéndez Pidal (p. 419), no fué lograda por un singular poeta, sino por varios anónimos, que en colaboración con el fervoroso interés del público, la mantuvieron en indeclinable éxito durante siglos».

Cette idée de la continuité de la tradition entre les événements de 778 et l'élaboration des diverses *Chansons de Roland,* cette théorie traditionnaliste est-elle applicable à toutes les chansons de geste françaises? En vérité, M. Menéndez Pidal ne le dit nulle part: et je crois que là encore il a raison. Car s'il est vrai qu'un certain nombre de faits historiques, comme l'a établi M. Louis, sont à la base d'un certain nombre de chansons de geste (p. 436), il en est d'autres où tout fondement historique est pratiquement absent. J'ai eu l'occasion d'étudier en détail *Otinel:* sauf un très lointain souvenir des luttes soutenues en Italie contre les Sarrasins, il n'y a dans ce poème, qui pourtant n'est pas si tardif, puisqu'il date du milieu du XIIe siècle, à part les noms traditionnels de Charlemagne, de Roland, d'Olivier et de quelques autres pairs, de Bélisant encore, pas un nom de personne, pas un nom

de lieu (sauf ceux de Mont-Joux, Verceil, Ivrée et deux ou trois autres sans importance), pas un fait qui soit historique ou même pseudo-historique. *Otinel* est l'oeuvre d'un poète qui a sacrifié à la mode du jour, qui a écrit une oeuvre composée sur les modèles courants, suivant les recettes employées dans les textes analogues qui avaient du succès. Traditionnalisme cela encore, du reste, puisque sa versification, son formulaire, beaucoup de ses personnages principaux, ses récits de combats, ses descriptions d'armes, ses Sarrasins qui se convertissent ou qui au contraire rendent leur âme au diable, tout cela est emprunté à la tradition, à la cuisine du genre, ce genre ayant désormais son esthétique, ses recettes, ses épices, ses sauces.

En terminant mon volume sur *Otinel,* j'ai dit que je ne croyais pas à une théorie générale sur l'origine des chansons de geste, et que, du moins pour l'instant, je ne croyais qu'à l'existence de cas particuliers, le travail le plus pressant, avant de se hasarder à une vue d'ensemble, étant de multiplier les monographies sur les cas particuliers. Cette monographie, la *Chanson de Roland* a eu l'immense fortune de l'avoir, construite des mains d'un maître tel que M. Menéndez Pidal: oeuvre où s'accumulent une prodigieuse érudition, une critique d'une logique impitoyable, une richesse d'idées neuves et sans nul doute fécondes; titre nouveau à l'admiration et à la reconnaissance des romanistes.

Lausanne PAUL AEBISCHER

Sister Mary Faith McKean, R. S. M., *The Interplay of Realistic and Flamboyant Art Elements in the French Mystères,* Thèse Catholic University of America, Washington D.C., Studies in Romance Languages and Literatures, vol. LX, The Catholic University of America Press, Washington D.C., 1959, 216 pp. dactylographiées.

On saisit le livre avec curiosité: qu'est-ce que cela peut bien être? Eh, bien: flamboyance, ce sont deux choses. Selon la définition donnée p. 4 c'est la richesse même de l'élaboration profuse des sujets dans les mystères. Ailleurs c'est quelque chose de plus restreint, à savoir les éléments rhétoriques de grand style qui sont mis en oeuvre, par opposition au réalisme (p. ex. p. 22). Autrement dit: le réalisme se combine avec la flamboyance (deuxième sens) pour créer la flamboyance (premier sens).

Voici le sujet: de quels moyens se sert-on pour faire des récits bibliques, simples et sans apprêt, les tableaux agrandis, lourds, *flamboyants* qu'ils sont devenus entre les mains des auteurs dramatiques du XVe siècle? Une analyse succincte du récit de la Transfiguration montre que ces moyens peuvent se ranger sous cinq chefs: *expansion* (p. 20) – *conversational realism* (p. 23) – *explicitation* (p. 34) – *reiteration* (p. 37) – *objectivation of subjective notions* (p. 39). Ces notions établies on compare six épisodes de la «Vie publique» selon les Evangiles aux scènes correspondantes dans les mystères français, analysant les apports des

poètes et montrant que ces apports correspondent chacun à une des cinq techniques. A la fin une conclusion qui se propose de donner des perspectives plus larges, mais qui ne fait au fond que s'éloigner du sujet d'une façon un peu inutile.

L'auteur a décidé de faire oeuvre sérieuse, et pour y arriver elle a préféré parler de techniques en termes fort abstraits au lieu de parler d'invention. Or, ce qui a du poids ici, ce n'est pas l'application de quelques moyens de présentation assez courants, c'est l'effort déployé pour repenser la situation avec tous ses détails. On lit avec un vif intérêt la confrontation textuelle des Evangiles avec les textes correspondants des mystères, et on est très reconnaissant ā l'auteur pour le précis qu'elle donne dans chaque cas de ce qu'avaient écrit les principaux glossateurs et commentateurs antérieurs aux mystères.

La partie «scientifique» de l'oeuvre, la définition des cinq techniques et de la flamboyance, peut laisser le lecteur assez indifférent. Mais le choix, la présentation et l'analyse substantielle des six scènes dans toutes leurs versions, avec la démonstration de leur indépendance des gloses et des commentaires non-dramatiques, sont éminemment instructifs. C'est là, dans les matériaux présentés, que se trouve la partie sérieuse et scientifique dans le meilleur sens du mot. Les cinq techniques et la flamboyance mises à part, le livre donne une excellente et vive impression en raccourci de ce qu'est un texte de mystère envisagé comme création littéraire. Si on ne goûte pas Arnoul Greban, il faut essayer de lire Soeur Mary Faith McKean.

Aarhus PER NYKROG

Felix Raymond Freudmann, *The Memoirs of Madame de la Guette. A Study*. Genève, Librairie E. Droz – Paris, Librairie Minard, 1957, 104 pp.

Les mémoires de Catherine de Meurdrac, Dame de la Guette (1613 à 1681 [?]) sont un petit livre d'environ 170 pages, racontés d'une façon sommaire, mais avec beaucoup de verve. Il raconte la vie d'une femme forte, sanguine et haute en couleurs qui a eu sa plus belle époque pendant les années de la Fronde, mais dont ni la jeunesse, ni l'âge mûr n'ont manqué de pittoresque.

La rédaction des mémoires a été terminée vers 1672, et la première édition, parue à La Haye, date de 1681. M[me] de la Guette se présente comme témoin bien informé et souvent oculaire de beaucoup de menus faits de la Fronde (son mari était frondeur militant avec Condé, elle-même royaliste, ce qui ne paraît d'ailleurs pas avoir brouillé leur bonne entente); elle attribue même à une de ses propres actions une importance historique. Il est donc surprenant que les historiens aient été unanimes pour la passer sous silence. Réédités seulement en 1856 (C. Moreau dans la *Bibliothèque Elzévirienne*) et en 1929 (Pierre Viguié), ses mémoires n'ont pas encore gagné la confiance des historiens. C'est

là le premier problème discuté par M. Freudmann: est-ce que ces mémoires sont apocryphes? Jusqu'en 1856 on avait toutes les raisons pour le croire, car les mémoires mis à part, le passage de Mme de la Guette sur cette terre semblait n'avoir laissé aucune trace. Moreau réussit à trouver son acte de baptême et quelques autres documents qui suffisaient pour prouver que la mémorialiste et son mari n'étaient pas des personnages fictifs. M. Freudmann apporte encore une belle confirmation: Mme de la Guette compte parmi ses amies Mme de Sévigné, et celle-ci confirme à trois reprises l'existence de cette amitié, qui d'ailleurs a dû être lointaine. M. Freudmann paraît s'étonner que personne avant lui n'ait fait cette simple constatation, mais cela n'a rien d'étonnant: on sait que les Lettres n'étaient connues que dans un texte assez douteux jusqu'à une époque récente. Il est vrai que l'édition Gérard-Gailly dans la Bibliothèque de la Pléiade contient les trois passages allégués par M. Freudmann, mais deux d'entre eux n'existaient pas dans le texte qu'on possédait avant 1950, et dans le troisième (28 juin 1671) le personnage était impossible à identifier; certaines éditions déformaient même son nom en *Languette.*

Il semble donc que l'authenticité des mémoires soit désormais acquise. Les historiens auront-ils à changer d'attitude? Sans doute, mais même authentiques ces mémoires ne leur apprendront pas grand-chose. L'auteur n'a pas fréquenté les grands d'assez près pour être une source valable de l'histoire-histoire. Il est vrai qu'elle se flatte d'avoir changé le sort de la guerre à un certain moment en 1653 où le duc de Lorraine s'avançait vers Turenne à la tête d'une armée supérieure, si bien qu'une défaite royale semblait imminente. Mme de la Guette, qui vivait dans la région, aurait alors donné aux éclaireurs frondeurs un renseignement faux qui aurait déterminé leur général à éviter la bataille. M. Freudmann examine minutieusement la situation d'un point de vue stratégique et historique, et il conclut que les raisons qui déterminaient les dispositions du duc de Lorraine étaient ailleurs: selon toute vraisemblance la ruse de Mme de la Guette n'y était pour rien. Ce qui ne l'empêche nullement de pouvoir être de bonne foi, d'autant plus que le comportement du duc à ce moment-là paraissait assez inexplicable.

Donc, même authentiques, ces mémoires n'ont guère de valeur comme source pour l'histoire de la Fronde. Mais il y a d'autres raisons pour s'y intéresser, et si l'on prend l'étude de M. Freudmann pour un petit jeu d'érudit, on se trompe gravement. Mme de la Guette nous a donné un délicieux et même un précieux document humain sur les conditions de vie au XVIIe siècle. A cet égard aussi on conçoit les soupçons nourris par les historiens, car l'histoire des amours de la jeune Catherine semble puisée dans une comédie romanesque, et bien des épisodes racontés auraient pu être insérés dans un roman à la Scarron sans détonner. Sa façon de décrire son époux bien-aimé en fait une incarnation du Capitaine Matamore. Mais si cette bonne femme a eu un tempérament robuste et vigoureux, comme elle a dû l'avoir, et si elle a eu un goût très développé du cocasse, comme en témoignent bien des épisodes où elle

se met en scène elle-même, eh bien, dans ce cas ses mémoires devaient forcément prendre le caractère qu'ont les mémoires que voici. Une fois qu'on accepte notre mémorialiste, les doutes des sceptiques se transforment en connaissance: si les mémoires ne sont pas du roman, c'est que les romans du XVIIe siècle doivent être plus près de la vie réelle qu'on a voulu le croire. Mme de la Guette nous fait entrer dans la peau d'un personnage du XVIIe siècle, vivant aux confins de la bonne bourgeoisie et de la petite noblesse, et nous donne une vive impression des choses – pour nous souvent inouïes – qui pouvaient lui arriver, de ses réactions, de ses réflexions, de ses attitudes devant les événements et devant les êtres, de ce qu'elle trouvait mémorable, sur nombre de petits détails de la vie courante sur lesquels nous sommes assez mal informés.

L'étude de M. Freudmann est divisée en six chapitres. Le chapitre introductoire présente les éditions existantes et discute la question de l'authenticité, aboutissant aux résultats déjà signalés. Le second chapitre expose le contenu, la «structure» et le style. En fait de «structure» il faut en trouver une, même s'il n'y en a pas: ici on a plutôt l'impression que c'est la «structure à bâtons rompus» vaguement chronologique. Dans l'étude du style on s'étonne que M. Freudmann persiste à traduire toutes ses citations en anglais, même celles qui illustrent des points de style. Ailleurs il traduit des vers français, ce qui fait toujours assez triste figure. Si l'étude était destinée à un public anglo-saxon, passe encore, mais elle est publiée à Genève et à Paris. Le troisième chapitre examine les mémoires comme source historique; l'analyse est intéressante, bien que le résultat soit plutôt négatif. Le quatrième, qui envisage le livre comme document sociologique (on pourrait ajouter: et humain) est, par contre, passionnant, de même que le cinquième qui étudie le penchant vers le burlesque et la description des caractères. La conclusion, qui forme le sixième chapitre, essaie de déterminer en quelle mesure l'auteur a eu ses arrière-pensées en composant son livre. Les réflexions de M. Freudmann sont plausibles, mais pas absolument nécessaires.

En somme, la connaissance de Mme de la Guette est sympathique et, pour reprendre l'expression de M. Freudmann au sujet de la valeur historique des mémoires, mais en supprimant la négation: *very enlightening*.

Aarhus PER NYKROG

Tatiana W. Greene, *Jules Supervielle,* Droz Genève – Minard Paris, 1958, 441 S.

Ziel ist „de déterminer l'originalité de Supervielle", wobei die uns richtig scheinende Überzeugung zu Grunde liegt „que biographie et étude des thèmes, du vocabulaire, des images et du dialogue se tiennent et ne prennent leur relief propre pour le lecteur que si celui-ci voit leur

interdépendance“ S. 13. Das Werk Supervielles kreist um das zentrale Thema der *anxiété* (S. 30ff.), die sekundären Themen *La nature et le sentiment de l'espace* (S. 36ff.), *Peur de la mort, acceptation de la mort* (S. 45ff.), *L'amour* (S. 48ff.), *Dieu* (S. 57ff.), *La mémoire* (S. 66ff.). Auf die *thèmes* folgt eine Untersuchung der *tons* (modalités du sentiment: *culpabilité, cruauté, humour*). Wenn wir in dieser Zeitschrift auf das vorliegende Werk hinweisen, so wegen des folgenden Kapitels *L'art de Jules Supervielle,* in welchem lexikalisch-metaphorische Fragen im Vordergrund stehen. Dies wird schon im Motto von Albert Béguin deutlich: „Une étude minutieuse jusqu'au pédantisme devrait être faite des images et des mots qui reviennent fréquemment chez un poète. Ces catalogues, établis avec précaution, distingueraient assez bien le rêve préféré du poète“ (S. 91). Im Anhang, S. 389–392, findet sich eine entsprechende statistische Übersicht über die Häufigkeit der *mots-clefs* (oder *maîtres-mots*), aufgegliedert nach den verschiedenen Werken Supervielles. Es zeigt sich, daß ein im Werk Supervielles so zentrales Wort wie *cheval* erst in den Débarcadères von 1922 auftritt, allmählich an Bedeutung gewinnt und zum Zentrum eines reichen symbolischen Feldes wird (*cavalerie, galop, galoper, cavaliers, chevaliers, chevauchée, cavalcade*), usw. Die Verf. vergleicht die *mots-clefs* bei Supervielle mit der statistischen Untersuchung von P. Guiraud, Les Caractères statistiques du vocabulaire, Paris 1954: für Supervielle charakteristisch sind *jour, enfant, homme, visage, arbre, cheval, regard, paupières, silence, poissons, vache* et *boeuf, escalier,* peut-être *mémoire* et *souvenir,* et les mots plus rares: *horreur, horrible, harcelé, s'étoiler, chevauchée, cavalerie* (S. 93 Anm.). Natürlich besagt eine solche Statistik noch nicht viel, aber sie zeigt die Richtung an, in welcher vom Lexikalischen her die Gedankenwelt des Dichters erschließbar wird. Die Verf. stellt sich denn auch die Frage „auxquels de ces *mots-clés* l'on peut donner l'appellation de *symboles*“ (S. 93) und unterscheidet somit zwischen verschiedenen Graden symbolischer Komplexität („les mots que je considère comme *mots-symboles* chez Supervielle, c'est-à-dire ceux dont la complexité semble la plus grande“ S. 94). Zu den *mots-symboles,* die infolge dieser Komplexität der Interpretation Spielraum lassen, gehören *cheval* (S. 94ff., wobei man bekannte und im Werk Supervielles doch zentrale Stellen vermißt wie *j'avais un cheval dans un champ de ciel*... aus den Poèmes de la France malheureuse, ebenso auch bezeichnende Stellen aus Matins du Monde, usw.), *escalier* (S. 99ff.), *mort* (S. 102ff.), *nuit* (S. 105ff.), *soleil* (S. 108ff.), *enfant* (S. 112ff.), *chien* (S. 114ff.), *arbres* (S. 116ff.), *oiseaux et poissons* (S. 118ff.), *silence* et *lenteur* (S. 121ff.), *coeur* (S. 123f,), *mer* (S. 124f.), *taureaux* (S. 125), *montagne* (S. 126), *cerises* (S. 127), *sang* (S. 127f.). Diese Metaphorik, deren Analyse öfters noch in tiefere Schichten hätte führen können, bildet die Basis der Untersuchung des Gesamtwerkes (*Les Poèmes* S. 175ff.; *La Prose* S. 222ff.; *Le Theâtre* S. 263ff.). „Son oeuvre est une image du monde, image une, globale – où toutes choses s'appellent et se complètent – et, de même, une complexité d'images diverses qui, elles aussi, retiennent notre atten-

tion. Bien peu de poètes sont entrés en un contact aussi intime avec le cosmos. Il a créé, mieux que la plupart des poètes contemporains, un univers en expansion – un monde neuf" S. 323.

Briefe Supervielles an die Verfasserin und eine vollständige Bibliographie der Werke Supervielles und der Sekundärliteratur schliessen den anregenden und in die Gedankenwelt Supervielles einführenden Band.

Heidelberg KURT BALDINGER

Richard B. Donovan, C. S. B., *The liturgical drama in medieval Spain,* Toronto 1958 (Pontifical Institute of Mediaeval Studies. «Studies and Texts», 4), 229 págs.

Desde los trabajos de Karl Young, en particular los dos volúmenes de su memorable libro The Drama of Medieval Church (Oxford 1933), no se había emprendido un estudio que abarcara la producción dramáticolitúrgica de la totalidad de las culturas cristianas de la Edad Media española. Diversas aportaciones monográficas han aparecido desde 1933, aunque limitadas a un aspecto parcial del problema. La más importante y la más extensa de dichas aportaciones son las eruditas páginas que, en su libro La música a Catalunya fins al segle XIII (Barcelona 1935), dedicó Mons. Higini Anglès al drama litúrgico en Cataluña exclusivamente. Ahora el P. Donovan nos ofrece con su denso, documentado y claro libro una visión completa del problema en toda la España medieval, revisando las aportaciones anteriores a la luz de las investigaciones directas del propio A. en las fuentes documentales y de acuerdo con las nuevas adquisiciones y las tendencias más recientes de los actuales especialistas de la disciplina.

Después de analizar el problema general del origen y el desarrollo del drama litúrgico, sobre el que da precisiones históricas, documentales y tecnológicas de gran interés, el A. entra en uno de los capítulos, el cap. III, más importantes de su libro, relativo a los comienzos del rito romano en España. Las conclusiones del A. en dicho capítulo son las siguientes: en el seno de la liturgia mozárabe no consta se haya desarrollado ningún drama litúrgico; este género es fruto exclusivo del rito romano; el cambio del rito hispano por el francorromano se habría producido, en Cataluña, en el siglo IX; en el resto de España, por el contrario, a partir de 1080; las relaciones de Cataluña con los monasterios más famosos del resto de Europa datan de *c.* 800; en el resto de España son intensas únicamente desde mediados del siglo XI. Esta disparidad cronológica tuvo efectos muy distintos, en lo que se refiere al teatro litúrgico y al poslitúrgico inmediato: Cataluña, al incorporarse pronto al movimiento litúrgico europeo, creó, como los demás países que siguieron el rito romano, una producción dramáticolitúrgica extensa y original, conoció la extranjera y efectuó un activo intercambio con los focos liturgistas más importantes; en el resto de España

es cuestión de influencias venidas de fuera, dado que en el momento de su adopción del nuevo rito, el proceso básico y primordial de formación del drama litúrgico estaba ya cerrado. La diferencia de situación había de tener profundos efectos sobre la historia del drama en ambas regiones culturales españolas. El A. analiza seguidamente el material conservado y los datos documentales existentes en los distintos centros españoles no catalanes. Estudia el drama litúrgico en Toledo, capitalidad de la reforma cluniacense en Castilla, y observa el carácter tardío y la escasez de textos y documentos conservados. Algo parecido ocurre en León. Para Santiago de Compostela, Huesca y Zaragoza nota la procedencia extranjera de los textos más antiguos y la misma escasez indicada. Subraya, en cambio, la singularidad de los dos breviaros, ambos del siglo XI, del monasterio de Silos, cenobio que no dependió de Cluny. Son ya del siglo XVI los pocos dramas de Granada, Guádix y Segovia. Las razones de la escasez de piezas dramáticolitúrgicas en Castilla y demás regiones españolas no catalanas, se explica, según D., por la reforma que en ellas llevó a cabo Cluny, orden muy poco interesada en la liturgia dramática, y por la fecha tardía del cambio de rito, factor ya indicado. El llamado *Auto de los Reyes Magos* (importa subrayar que, en realidad, se trata de un *ludus* o de un *juego* en vulgar, pero no de un *auto* ni de un *misterio*), de mediados del siglo XII, no deriva, como probó Sturdevant, de ningún drama litúrgico, sino de algún poema narrativo del ciclo de la Infancia de Jesús, tal vez redactado en francés, o, más verosímilmente, en gascón, como sugiere Rafael Lapesa (Sobre el «Auto de los Reyes Magos»: sus rimas anómalas y el posible origen de su autor, en «Homenaje a Krüger», II, Mendoza 1954). El testimonio de esta pieza dramática de mediados del siglo XII y las noticias posteriores que da Alfonso X en sus *Partidas,* sobre la práctica dramática en castellano, serían indicios de que las piezas dramáticolitúrgicas y el teatro religioso en general entraron a gran escala en Castilla en su fase en vulgar, superada ya la fase litúrgica.

El panorama es totalmente distinto en Cataluña. Desde el siglo XI al XVI la actividad dramáticolitúrgica de los centros catalanes fue muy intensa, ininterrumpida, variada y original. En las fuentes litúrgicas de procedencia catalana se dan textos dramáticos o datos documentales de las prácticas dramáticolitúrgicas de los dos ciclos fundamentales y de todos los ciclos secundarios del calendario ritual, en piezas litúrgicas redactadas en latín, *farcitae* o escritas ya en vulgar, y en piezas poslitúrgicas que entroncan directamente con el primitivo misterio, siguiendo así la evolución normal del teatro religioso europeo, con el que va perfectamente sincronizada. El más antiguo de dichos focos fue Ripoll, centro receptor y creador de primer orden en la práctica del drama litúrgico, innovador y difusor en ciertos aspectos (tropo dramático de la Resurrección *Ubi est Christus meus;* presencia del *Mercator* en el drama de las Tres Marías, un siglo antes que en el resto de Europa) y cenobio cultural de gran influencia en el siglo XI y con estrechos contactos con Francia, particularmente con Saint-Martial

de Limoges. La actividad dramática pasó de Ripoll a Vich, muy activa esta diócesis hasta fines del siglo XIII y en contacto con otros centros creadores catalanes (Seo de Urgel, San Juan de las Abadesas, Santa Maria de l'Estany). Desde los primeros tiempos, la catedral de Gerona se distinguió por sus numerosas y ricas costumbres dramáticolitúrgicas, que le valieron el nombre de «madre de las ceremonias». Pero es a partir de 1360 cuando tenemos una idea exacta de la gran vitalidad desplegada en este sentido por dicha catedral, particularmente en las ricas ceremonias de la noche de Navidad, vitalidad que no decae hasta fines del siglo XVI, y en la que se observa la práctica de los dramas litúrgicos en latín y en vulgar y el paso del drama a las formas teatrales poslitúrgicas. Una vitalidad y una actividad semejantes y una acusada originalidad al mismo tiempo, encontramos en la catedral de Palma de Mallorca, donde las funciones litúrgicas y la dramatización de las mismas, con la práctica de diversos y numerosos dramas, adquieren el esplendor de las de Gerona, particularmente desde mediados del siglo XV. En cambio, Valencia, reconquistada, como Mallorca, por Jaime I de la Confederación catalanoaragonesa, ofrece una visión muy distinta del resto de las tierras catalanas: el drama litúrgico es escaso y tardío, importado en época bastante reciente, mientras que, en cambio, abundan los testimonios de una activa producción en vulgar, procedente de otras fuentes que no las litúrgicas o siendo una adaptación muy libre de ellas. El A. completa su visión, perfectamente comentada y trabada, con otros testimonios del cultivo del drama litúrgico en Cataluña, de los que tenemos una información documental más limitada, como son los casos de la colegiata de Sant Joan de Perpignan; de la catedral de Barcelona, un centro importantísimo del drama litúrgico, pero del que sólo tenemos indicios fragmentarios, aunque de gran interés; y de la seo de Lérida, centro que ofrece una cantidad de datos bastante superior a los recordados por el A. (además de las noticias que consignó el P. Villanueva, *Viage*, XVI, véanse las notas documentales de Luis Rubio García, Introducción al estudio de las representaciones sacras en Lérida, Lérida 1949; Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Instituto de Estudios Ilerdenses).

Un capítulo también importante es la breve historia del monólogo dramático de la Sibila que el A. traza con mucho acierto, examinando las aportaciones y los puntos de vista sobre todo de Mons. Anglès, Aebischer y S. Corbin, y resumiendo en estas páginas las conclusiones a que ha llegado en otras precedentes de su libro sobre el tema en España: en las dos regiones culturales españolas, la memoria más antigua que poseemos de la personificación dramática de la Sibila, dejando aparte el *Ordo Prophetarum*, hállase en Palma de Mallorca, *c.* 1440; el monólogo dramático de la Sibila, con la personificación de ésta, fue una tradición muy viva en Mallorca, Gerona, Valencia, Toledo, León y probablemente en Vich y en Barcelona; junto a la Sibila Eritrea, Barcelona había dedicado atención también a la Tiburtina, *c.* 1400. Añadamos, de paso, que el monólogo de la Eritrea sigue representándose

en Palma de Mallorca y en la ciudad catalana de Alguer, en Cerdeña, y que el tema de la Tiburtina y el Emperador es muy frecuente y común en los misterios catalanes navideños de los siglos XV y XVI. El A., después de unas conclusiones generales, muy útiles, nos ofrece una completísima bibliografía de fuentes manuscritas, de incunables y ediciones primitivas, y de obras y trabajos consultados.

Con la sistematización de los materiales conocidos y de otros nuevos o prácticamente desatendidos que el A. aporta o recuerda oportunamente, con la discusión de los diversos puntos de vista emitidos y la novedad de los del propio A., concordes con las más recientes tendencias, el libro de Richard B. Donovan es fundamental para el estudio de los orígenes del teatro español y ha de contribuir decisivamente a explicar el distinto signo que presentan el teatro castellano y el teatro catalán desde sus comienzos hasta mediados del siglo XVI. Por otra parte, constituye el punto de referencia imprescindible al conocimiento del drama litúrgico español, referencia que sólo poseíamos por lo que respecta a la producción dramáticolitúrgica catalana y que tanta falta nos hacía por lo que atañe a la del resto de España y a la sincronización entre ambas regiones culturales.

Barcelona JOSÉ ROMEU

Werner Bahner, *Beitrag zum Sprachbewußtsein in der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts,* Berlin, Rütten-Loening, 1956, 179 pgs.

Con especial alegría saludamos el presente libro, que añade nuevos e importantes capítulos a la historia de las ideas lingüísticas en España. El espacio acotado por el Sr. Bahner va del Renacimiento al Barroco. El autor ha visto con perspicacia el interés que presenta el estudio de las opiniones sobre ciertas cuestiones lingüísticas centrales – el origen de la lengua nacional, sobre todo – para decidir sobre su posible influjo en el estilo de algunos importantes escritores. Toda una serie de actitudes bien diversas se van dibujando desde el siglo XV: intento de borrar el origen „corrupto“ del español, aproximándolo a su noble fuente latina; consideración de que el español, aun procedente de la degeneración del latín, ha alcanzado una madurez literaria condigna de la lengua materna, de lo que se sigue la necesidad de buscar en él mismo, en el uso de los mejores, las leyes y condiciones de su pureza; y, por fin, la más orgullosa y extrema posición, la de los que sostenían la naturaleza no latina de nuestra lengua, buscando sus fuentes bien en el vasco, bien en la confusión misma de Babel, teoría que tan perfectamente estudió E. Alarcos (BAE, 1934).

El análisis de todas estas posturas se ve enriquecida, en el libro presente, por la correlación aludida entre estilo y orígenes lingüísticos, si bien no apure las consecuencias ni distinga demasiados matices. Hay

escritores fundamentales, preocupados por las cuestiones filológicas, que o no son aludidos –Fr. Luis de León–, o lo son de una manera insuficiente –Lope de Vega–. El interés del Sr. Bahner cae decididamente del lado de lo lingüístico, y los hechos literarios le preocupan menos.

La cuestión central del libro es el problema de los orígenes del castellano, tal como se planteó en las centurias áureas. Considera, en primer lugar, la herencia recibida, las ideas vigentes en el siglo XV: fragmentos de Villena, carta de Santillana, intentos latinizantes de Mena, etc. Quizá hubiera sido éste lugar apropiado para exponer las ideas del Tostado, aludidas luego en la pg. 68, con lo cual quedarían planteadas, ya en el cuatrocientos, las opiniones que han de ser desarrolladas más tarde.

Sigue un capítulo bien documentado sobre Nebrija, en el que tiene especial interés la relación que se establece entre los designios del sevillano, con su *Gramática*, y de Juan del Encina, con su *Arte de poesía castellana*. Examina el Sr. B. a continuación las opiniones de Juan de Valdés sobre el problema de orígenes, situándolas en el contexto cultural italiano en que nacen. Quizá en esto pudiera haber profundizado el autor, con la consulta del libro de R. A. Hill, The Italian „questione della lingua". An interpretative essay, Chapel Hill 1942; y del artículo de Rita Hamilton, J. de Valdés, and some Renaissance theories of language, BHS, XXX, 119, 1953, pgs. 125–133. Tampoco parece conocer el excelente prólogo de R. Lapesa a su selección del *Diálogo*, en „Clásicos Ebro".

El capítulo siguiente se ocupa de otras opiniones sobre el origen latino del español – siempre presididas por la idea de corrupción –, en el siglo XVI: Venegas, gramáticas de 1555 (cuya atribución a Francisco de Villalobos, hecha por A. Alonso, RFE, XXXV, 1951, pgs. 221–224, parece haber pasado inadvertida al Sr. B.), Zapata, Martín de Viciana, etc. Podría haberse añadido algún otro testimonio interesante, como el de Arias Montano (cfr. G. Bleiberg, Antología de elogios de la lengua española, Madrid 1951, pg. 73).

Continúa el libro exponiendo las teorías vasquistas en relación con el problema de orígenes, así como la fantasía del nacimiento autónomo del español. Sitúa después en su lugar de alto mérito la obra de Aldrete y de otros filólogos y escritores. Y termina con un importante capítulo („Sprachursprung und Sprachbewußtsein"), en el que su feliz idea de vincular la conciencia de estilo con la cuestión de orígenes – de la que señala como precursor a L.-P. Thomas – se desarrolla con nitidez, en torno, sobre todo, a Herrera y Góngora.

Insistimos en la importancia que este libro posee para un mejor conocimiento de la cultura de los Siglos de Oro españoles, pese a no agotar el tema.

Salamanca — FERNANDO LÁZARO

Antonio Vilanova, *Las Fuentes y los Temas del Polifemo de Góngora*, 2 Bände, Madrid 1957, 800 und 952 S.

Wenn irgendwo, so ist hier die Methode E.R. Curtius' (Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter), der Nachweis einer Kontinuität und Tradition fester poetischer Formulierungen, Anschauungen, Bilder, Themen und Phrasen angebracht, denn es handelt sich bei Góngora um ein bewußtes Wetteifern und Nachahmen, sich von einem Wolkenwagen durch den Himmel der Poesie Tragen-lassen. Im Stil und Brauch seiner Zeit imitiert Góngora zäh. Über eine einzige Strophe oder einen einzigen Vers fallen gelegentlich die Schatten von vier ehrwürdigen Vorbildern. Schon der salmantinische Humanist Francisco Sánchez el Brocense lehrte 1581, wer die großen Meister der Antike nicht nachahme, sei kein guter Dichter. Das wurde nach ihm Doktrin. Die Folge ist, daß das poetische Schaffen sich in eine bloße Adaptation, d.h. ein Umschmelzen fremder Themen und Ideen verwandelte mit Ausschaltung aller schöpferischen Originalität. Die nachfolgenden Theoretiker der Poesie, besonders Scaliger, haben diese Lehre im einzelnen ausgebaut. Die vorliegende Arbeit ist das stupende Resultat vieljähriger Arbeit. Sechs Jahre liegen allein zwischen Redaktion und Edition. Von den beiden Bänden zählt der erste 800 Seiten, der zweite 952 Seiten. Unter den meist zitierten Poeten, die als Vorbilder für Góngoras Polifemo in Betracht kommen, finden wir aus der Antike Homer, Hesiod und Theokrit, Horaz, Virgil, Ovid, Lucrez, Seneca, Tibull, Catull, Properz, Lucan, Claudian u.a. Unter den Italienern Ariost, Boccaccio, Bojard, Dante, Marino, Petrarca, Poliziano, Pontano, Sannazaro, Tasso, Bembo u.a., unter den Spaniern und Portugiesen Boscán, Camões, Cervantes, Ercilla, Garcilaso de la Vega, Gil Polo, Herrera, Luis de León, Medrano, Juan de Mena, Montemayor, Quevedo und viele andere, unter den meist zitierten Sammelwerken Dámaso Alonso's Lengua poética de Góngora, Sebastián de Covarrubias Tesoro de la Lengua Castellana, Antonio de Nebrijas Vocabulario, Joseph de Pellicer's Lecciones Solemnes und García de Salcedo Coronels Polifemo Comentado.

Die folgenden Notizen mögen einen Begriff von der Darstellungsmethode Vilanovas geben. Jede der 53 Oktavenstrophen des Polifemo wird einzeln abgedruckt, und jeder folgt eine Erklärung aus Pellicers oder Salcedo Coronels Werk, gelegentlich auch aus Karl Vosslers Soledad en la Poesia española. Daran schließen sich Parallelen aus früheren Dichtwerken zu jeder Zeile, auch wenn es sich nur um ein einziges Wort handelt. Der Erklärung folgen philologische Überlegungen und Erörterungen gewisser Schwierigkeiten. So z.B. werden in der ersten Strophe die Worte *dictar, rimas,* und *culto,* nachher *Musa, bucolica* kommentiert. Die ersteren werden als Cultismen d.h. Latinismen gekennzeichnet. Ich hielt' es in solchen Fällen freilich für vorsichtiger, nicht von Quellen und Vorbildern zu sprechen, sondern von einer allgemeinen artistischen Zeitmode; in gewissen Fällen mag die Entlehnung bewußt sein, in andern handelt es sich bloß um unbewußte Reminiszenzen, um sprach-

liche Bildungen der Art, von der wir etwa zu sagen pflegen, sie lägen in der Luft. Interessant ist dagegen die Feststellung, daß Thalia zuerst als Muse des Lustspiels betrachtet wurde, bei Ovid und Virgil generalisiert schlechthin als Muse verwendet und in der Zeit Góngoras speziell für die pastorale Dichtung in Anspruch genommen wird. Als zweites Beispiel der Methode heben wir die 17. Oktave hervor. Zuerst gibt V. den Kommentar Pellicers, der namentlich die mythologischen Anspielungen an Atalantas Apfel und Eurydikes Schlange betrifft. Es folgen mehrere Dichterstellen, welche den „cultismo" „áspid" belegen, dann Renaissance-Dichterstellen, welche die Anspielung auf Atalantas goldnen Apfel bieten, des weitern Stellen, welche die Unmöglichkeit schildern, aufflammende Leidenschaften zu bändigen, schließlich Stellen, welche der Absurdität Ausdruck geben, entgegengesetzte Elemente vereinigen zu wollen. Als letztes Beispiel führen wir die 58. Strophe an. Hier werden die Cultismen „artífice", „prolijo" und „imitar" gekennzeichnet. Die Erwähnung von Malacca und Java wird auf den Einfluß des Camões zurückgeführt. Dann werden Übertragungen hyperbolischer göttlicher Eigenschaften auf Menschen und die anmutige Kontraposition von Venus del Mar und Cupido de los Montes als effektvoll hervorgehoben.

Auf alle Fälle repräsentieren die beiden Bände eine ungeheure gewissenhafte wissenschaftliche Arbeitsleistung. Sie sind eine wahre Goldmine modischer und beliebter poetischer Formeln und Phrasen zu Nachschlagszwecken und gereichen der spanischen Literaturwissenschaft zu hoher Ehre. Nur schon die adiciones, der índice comentado de cultismos, der índice analítico de temas y de fórmulas und der índice de autores y obras citados sind Zeugnisse erstaunlichen Fleißes.

Wir wollen freilich nicht verschweigen, daß uns bei vielen der kommentierten Ausdrücke, Formeln oder Phrasen und auch Bildern, Gleichnissen und Epitheta Bedenken aufgestiegen sind. Viele dieser Redensarten sind tatsächlich Gemeingut poetischen Schaffens. Sie können jederzeit jedem irgendwie sprachlich oder poetisch begabten Menschen von selbst einfallen, ohne daß man an ein bewußtes Vorbild oder an Nachahmung denken muß, oder gar daß man von Quellen zu reden gerechtfertigt ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß die menschliche Sprache und ihre Ausdrucksmittel doch beschränkt sind, und daß notwendig zu denselben Gelegenheiten und Anlässen irgend eine Stimmung, eine Situation, eine Überlegung in Worten auszudrücken auf dieselben Möglichkeiten gegriffen werden muß.

Basel — August Rüegg

Helmut Jansen, *Die Grundbegriffe des Baltasar Gracián*, Droz-Minard, Genève - Paris 1958 (Kölner Romanistische Arbeiten, Neue Folge, Heft 9), 230 Seiten.

Die hier anzuzeigende Untersuchung ist der im wesentlichen unveränderte, jedoch um einige Registeranhänge gekürzte Abdruck einer

Freiburger Dissertation aus dem Jahre 1952. Ihr Ziel ist, wie der Vf. in seinem Vorwort schreibt, *eine deskriptiv-semasiologische Bestandsaufnahme der Grundbegriffe des Baltasar Gracián,* und zwar unter *Verzicht auf Etymologie und historische Filiation* und ohne *eine Konfrontierung mit den entsprechenden Begriffen zeitgenössischer und geistesverwandter Autoren,* aber *mit dem Wunsch, von hier aus einiges zur Interpretation seines Werkes beizutragen* (p. 1). Um dieses Ziel zu erreichen, greift der Vf. aus den Werken Graciáns die wichtigsten Schlüsselwörter – meist sind es zur Bezeichnung von Abstrakta dienende Substantive – heraus und illustriert sie Wort für Wort in ihren gegenseitigen Beziehungen und Oppositionen durch Heranziehung der jeweils bedeutsamen Stellen aus den verschiedenen Werken des Autors. Er gibt damit dem Graciánleser eine Art ausgewählter Konkordanz in die Hand, deren Wert und Nützlichkeit schon G. Sobejano in der ersten Rezension der vorliegenden Arbeit (in *Clavileño,* V 26, März/April 1954, p. 23–32) zu Recht unterstrichen hat und die ungeachtet der im folgenden anzumeldenden Bedenken ein grundlegendes und dankenswertes Verdienst darstellt. Daß es sich bei dieser „ausgewählten Konkordanz" eben um eine Bestandaufnahme der Grundbegriffe und nicht um einen Index completus handelt, liegt durchaus in der Absicht des Vf.s; wie weit jedoch dieses selektive Prinzip noch mit der Bezeichnung *deskriptiv* vereinbart werden kann und nicht seinerseits schon wichtige Vorentscheidungen auf dem Weg zu einer Deutung Graciáns enthält, bleibt eine offene Frage. Deutlich ist eine solche Vorentscheidung zu beobachten, wenn der Vf. etwa p. 45s. *aus Gründen der Raumersparnis* auf die Darstellung unter anderem des *concepto* verzichtet und damit diesen nicht in demselben Maß *als für Gracián besonders typisch* ansieht, wie *prontitud, buenos repentes, despejo* (p.47).

In methodischer Hinsicht problematisch ist das zweite Charakteristikum, das der Vf. an der zitierten Stelle des Vorworts seiner Untersuchung zuschreibt: eine semasiologische Begriffsuntersuchung ist eine contradictio in adjecto, und in Wirklichkeit handelt es sich um eine semasiologische Untersuchung von Schlüsselwörtern. Daß es hier um mehr als terminologische Fragen geht, zeigt sich wenige Seiten später, wenn der Vf. zwischen *Begriffen entgegengesetzter Bedeutung* und *entgegengesetzten Begriffen* (p. 4) unterscheidet. Was unter dieser Differenzierung zu verstehen ist, wird erst durch eine genaue Betrachtung der Beispiele klar, die der Vf. gibt: für die *entgegengesetzten Begriffe* zitiert er Fälle wie die Opposition *naturaleza – arte* oder *engaño – desengaño,* für die *Begriffe entgegengesetzter Bedeutung* einzig und allein die Stellung von *necio* gegenüber *prudente* oder *cuerdo.* Tatsächlich besteht in den Werken Graciáns ein prinzipieller Unterschied zwischen der Gegenüberstellung *necio – prudente...* und allen anderen Begriffsoppositionen, ein Unterschied, auf den der Vf. wenig später selbst aufmerksam macht: *für Gracián gibt es nur eine einzige Norm, nach der er das Leben richtet: das ist die Trennungslinie zwischen „prudencia" und „imprudencia", zwischen „cordura" und „necedad",*

zwischen „persona" und „vulgo" (p. 7). Gegenüber der normalen, von Hause aus Wertungen gegenüber indifferenten semantischen Opposition liegt hier also eine Identität von semantischer und Wert-Opposition vor. Diesen Unterschied auf die Ebene einer Differenzierung zwischen zwei Arten von semantischer Opposition zu verlagern, stellt abermals eine nicht unerhebliche Vorentscheidung für die zu entwickelnden Interpretationen dar.

Die Gliederung der Arbeit geht von einer Dreiteilung aus, die die untersuchten Schlüsselwörter auf einen *normativen*, einen *taktischen* und einen *kontemplativen* Bereich aufgliedert. Im Rahmen des *normativen Bereichs*, in dem es *um das Soll* geht (p. 79), behandelt der Vf. nach einem einführenden Kapitel über *Norm und Regel* erst den *Begriff „persona" und sein Begriffsfeld* – wozu er etwa *héroe* und *sabio* zählt – und sodann *die „Vorzüge" der Persona*, zu denen neben vielen anderen *sabiduría, genio e ingenio, cortesía* und *discreción* gehören. Der *taktische Bereich*, in dem es sich *um das Ist* (p. 79), um die Selbstbehauptung des Menschen in der Welt handelt, gliedert sich in die fünf Unterabschnitte I. *Lebenskunst*, II. *Der Begriff „prudencia" und sein Begriffsfeld*, III. *Mit „prudencia" bedeutungsverwandte Begriffe*, IV. *List und Gegenlist; Verstellung und Entlarvung* und V. *Gewinnung von Macht und Ansehen; Nachruhm.* In seinen Schlußbetrachtungen räumt der Vf. allerdings ein, daß bei Gracián *die Feststellung menschlicher Verhaltungsarten von der Erteilung von Verhaltungsmaßregeln nicht zu unterscheiden ist* (p. 211), daß also der *normative Bereich* des *Soll* und der *taktische Bereich* des *Ist* bei Gracián letztlich identisch sind. Dennoch erweisen sich diese beiden ersten Teile der Arbeit als methodisch zu rechtfertigende und sinnvoll in sich geschlossene Einheiten, zumal im Vergleich zu dem dritten, dem *kontemplativen Bereich*, der nebeneinander Kapitel wie *Mentira – Verdad, Mujer* und *Fortuna* umfaßt. Wie so oft in Dreiteilungen erweist sich auch hier der dritte Teil als Refugium dessen, was in den beiden anderen Teilen keinen Platz gefunden hat, und der an sich so sinnvolle und begrüßenswerte Versuch, die alphabetische Ordnung durch eine begriffliche zu ersetzen, kann daher kaum als gelungen gelten.

Nicht nur das in der Anordnung semasiologischer Untersuchungen liegende prinzipielle Problem wirft wichtige Fragen auf. In seinem Vorwort schreibt der Vf., *diese Einteilung – die Dreiteilung – entspricht etwa der „culta repartición de la vida", wie sie Gracián im Schlußkapitel des 'Discreto' vornimmt, wie er sie in gedrängter Form wiederholt im Aphorismus 229 des 'Oráculo Manual', und wie sie schließlich der Dreiteilung seines 'Criticón' zu Grunde liegt* (p. 1), und mit diesen Worten glaubt er *darzutun, wie die Einteilung vorliegender Arbeit organisch aus dem Gracián'schen Denken hervorgeht* (p. 186). Es wird somit der Anspruch erhoben, daß sowohl das Dreierschema als solches als auch die spezielle Dreiheit *normativ – taktisch – kontemplativ* von Gracián selbst stamme und daher auch ohne weiteres zum Ausgangspunkt für seine Deutung benutzt werden dürfe. Was den speziellen Teil dieses Anspruchs

anbelangt, so genügt ein Blick auf die Überschriften der einzelnen *crisis* des vom Vf. als Vorbild für seine Dreiteilung zitierten *Criticón,* um gewichtige Zweifel wachzurufen: die Bezeichnungen *normativ* und *taktisch* könnten in vielen Fällen leicht untereinander ausgetauscht werden, und das Epitheton *kontemplativ* paßt zu dem dritten Teil von Graciáns großem Roman ebenso schlecht wie zu dem dritten Teil der vorliegenden Arbeit. In der *crisis* III, 2 beispielsweise erläßt die *Vejecia* die *severas leyes,* die in dem *invierno de la vejez* herrschen, und fordert dabei die Alten auf, *que den consejos por oficio, como maestros de prudencia y catedráticos de experiencia... Pero, atento a que suelen ser estériles las palabras sin las obras, se les amonesta que procedan de modo que siempre precedan los ejemplos a los consejos* (Obras Completas, ed. E. Correa Calderón, p. 702a). Diese ausdrückliche Betonung, daß die von Gracián immer wieder erhobene Forderung nach einem aktiv-dynamischen Sich-Bewähren in diesem Leben auch für den *invierno de la vejez* gültig ist, dürfte sich – ebenso wie manche andere Stelle – nur schwer mit der Bezeichnung „kontemplativ" in Einklang bringen lassen.

Eine ähnliche Tendenz zur Verabsolutierung von dem, was bei Gracián eine unter vielen Perspektiven ist, zeigt sich auch an der Übernahme des Dreierschemas als solchen. Zwar kann der Vf. mit vollem Recht die Dreiteilung des *Criticón* oder Stellen, an denen Gracián von einer Einteilung des menschlichen Lebens in drei Hauptabschnitte spricht, als Vorbilder in Anspruch nehmen; es ist aber ebenso unbestreitbar, daß Gracián an anderen und nicht minder ernst zu nehmenden Stellen das menschliche Leben in Abschnitte zu je zehn (so zu Beginn der *crisis* III, 10 und andeutungsweise in der 298. Maxime des *Oráculo Manual*) oder je sieben Jahren (so zu Beginn der *crisis* II, 1 und in der 276. Maxime des *Oráculo Manual*) oder in vier Hauptabschnitte (so jeweils zu Beginn der *crisis* III, 2 und III, 7) einteilt. Nur auf die letztere Einteilung geht der Vf. ein und schreibt dazu, *Gracián vertauscht jedoch die Vierzahl der Jahreszeiten mit der beliebten Dreizahl – in Übereinstimmung mit den drei 'jornadas' des spanischen Dramas –, indem er den Frühling der Kindheit und den Sommer der Jugend in eins zusammenfaßt* (p. 2). Diese Erklärung scheint dem Rez. in ihrer Anwendung auf das *Criticón* (p. 3) nicht ganz zuzutreffen: der Roman bewahrt bei seiner Dreiteilung die Vierzahl der Lebensabschnitte durchaus, indem nämlich die Erzählung mit dem zweiten dieser Abschnitte einsetzt und der erste aus retrospektiver Sicht als Vorgeschichte berichtet wird.

Der Verzicht auf eine eingehende Untersuchung der Romanstruktur des *Criticón* ist durch den Gegenstand der vorliegenden Arbeit vollauf gerechtfertigt. Er führt aber zu der gleichen Frage wie der oben erwähnte Verzicht auf eine Behandlung des *concepto,* nämlich zu der Rolle, die Sprache und Sprachbewußtsein bei den *Grundbegriffen des Baltasar Gracián* spielen. Wenn der Vf. neben den übrigen Werken Graciáns auch die *Agudeza y Arte de Ingenio* in seine Untersuchungen einbezieht, obgleich *diese Schrift im wesentlichen zwar eine Art konzeptistischer Rhetorik* (p. 9) ist;

wenn er Gracián die nicht gerade lobende Zensur erteilt, *weniger das Objekt seines Denkens liegt ihm zunächst am Herzen..., sondern die subjektive Art und Weise, sie zu äußern, eingekleidet in den in seinem Jahrhundert so beliebten rhetorischen Schmuck, der in seinen frühen Schriften oft barockem Schwulst nahekommt, im Criticón zur Spielerei wird...* (p. 57); wenn er verschiedentlich die *ästhetisch-spielerische Sphäre* dem *Ernst der Lebenstaktik* (in diesem Wortlaut p. 130) oder *Graciáns eigenes Empfinden... nur einer philosophisch-literarischen Haltung* (p. 154 Anm. 123) gegenüberstellt, dann zeigt sich in diesen Äußerungen eine scharfe und zugleich wertende Trennung zwischen dem Objekt des Denkens und seiner sprachlichen Form, eine Abwertung des *concepto* oder der Romanstruktur zu nebensächlichen Äußerlichkeiten. Eine solche Trennung muß sowohl aus allgemeinen methodischen Erwägungen als insbesondere angesichts des ausgeprägten Sprach- und Stilbewußtseins Graciáns zu Zweifeln herausfordern, die durch die Ausklammerung des *conceptismo* nur verstärkt werden.

Hinter diesem Verzicht auf eine Berücksichtigung der sprachlich-ästhetischen Komponente scheint dem Rez. letzten Endes der Versuch zu stehen, Graciáns *Grundbegriffe* auf das zu reduzieren, was sich in die Kategorien einer zudem sehr puritanisch verstandenen Ethik einordnen läßt. Daß der Vf. in Graciáns *santidad aliñada* und *religiosa urbanidad* (p. 57) einen Triumph der barocken *Veräußerlichung über die Verinnerlichung* (p. 58), einen Sieg der *Kasuistik und Anpassungsmoral* (p. 81) erblickt, kann nach diesem Verzicht ebenso wenig erstaunen wie die Möglichkeit, in dem *Comulgatorio* weiter nichts als ein *moralisches Alibi* (p. 81) zu sehen, das dem Autor erlaubt, in seinen übrigen Werken die Welt *losgelöst vom Sittlichen* (ibd.) zu betrachten. Nicht minder folgerichtig ist die Feststellung, daß bei Gracián *also von der Seligkeit geistiger Armut nichts mehr zu spüren ist* (p. 90 Anm. 63), *denn der „cándido" ist ja, gleich dem „sincero", vor allem der „llano", der „sencillo" der „simple" im abwertenden Wortsinn – jener geistig Arme, dem zwar das Himmelreich verheißen, der aber im Diesseits der Genarrte ist* (p. 123). Dabei scheint der Vf. zu übersehen, daß auch Gracián das Matthäus-Evangelium kannte und in deutlicher Anlehnung an die Worte der Bergpredigt in der 26. Meditation des *Comulgatorio* die Gegenüberstellung *allí los ricos, aquí los pobres de espíritu* bringt, also „dort die Reichen, hier – nun natürlich nicht die geistig Armen, sondern im Gegenteil: – diejenigen Armen, die am Geiste teilhaben". Man mag über diese Auslegung des Bibelwortes geteilter Meinung sein, man kann aber bei einer Interpretation Graciáns nicht so tun, als ob sie nicht bestünde.

Der Vf. hat jedoch mit all dem sich nicht nur den Weg zu einer Interpretation Graciáns, die das erklärte Nebenziel seiner Arbeit ist, unnötig erschwert, sondern auch den Wert geschmälert, den seine Untersuchung als Ausgangspunkt für spätere Arbeiten ohne Zweifel besitzt. Es ist unvermeidlich, daß von der Beschränkung seiner *Bestandsaufnahme* auf einen Bruchteil der von Gracián selbst angelegten Perspektiven auch die jeweiligen Sammlungen von Textstellen zur Illustration der ausgewählten

Schlüsselwörter betroffen werden. Deutlich läßt sich dies etwa an den Abschnitten beobachten, die dem Wort- und Begriffspaar *genio – ingenio* gewidmet sind (im wesentlichen §§ 11–16) und die mit den folgenden Gleichsetzungen Graciánscher Gegenüberstellungen beginnen: *genio*: *ingenio* = *juicio* : *ingenio* = *sindéresis* : *agudeza* = *inteligencia* : *diligencia* (pp. 27 und 30). Hierzu ließen sich im einzelnen einige Vorbehalte anbringen; so glaubt der Rez. beispielsweise, in zwei eigenen Arbeiten gezeigt zu haben, daß das *juicio* als logische und ethische Urteilskraft dem *ingenio* als ästhetischer Urteilskraft näher steht als dem *genio* als einer den Menschen von außen her bestimmenden, ihm ursprünglich fremden Kraft[1]. Wichtiger als solche Einzelprobleme, bei denen es angesichts der Vielfalt der von Gracián angelegten Perspektiven in den meisten Fällen möglich sein wird, auch einander widersprechende Deutungen als gleichermaßen berechtigt anzusehen, ist hier jedoch die prinzipielle Frage, wie weit das vom Vf. eingeschlagene Verfahren der Gleichsetzung von Begriffspaaren mit Graciáns Perspektivismus vereinbar ist. In den auf die zitierten Gleichsetzungen folgenden Betrachtungen gelingt es dem Vf., durch die Umwandlung der scheinbar mathematischen Eindeutigkeit seiner Gleichungen in eine den angeführten Belegstellen angepaßte Flexibilität seinen Ausgangspunkt wieder zu relativieren. Wenige Seiten später jedoch folgt eine wesentlich längere Serie solcher Gleichungen, in denen sich unter anderem auch *genio* : *ingenio* = *naturaleza* : *arte* findet, und endet in dem *Fazit: Hier [= genio] das Denken, dort [= ingenio] das Handeln; hüben Statik, drüben Dynamik; das Behutsame auf der einen, das scharfsinnig Flinke auf der anderen Seite* (p. 39). Auch dies sind Gegenüberstellungen, die in den Werken Graciáns gewiß von fundamentaler Bedeutung sind; ihre gegenseitigen Zuordnungen allerdings sind nicht minder und nicht mehr berechtigt, als es umgekehrte Zuordnungen wären. Die vom Vf. gegebene Liste der im 21. *realce* des *Discreto* vorkommenden Begriffspaare und -oppositionen vernachlässigt nämlich vollständig die Vielzahl der in diesem Abschnitt angelegten Perspektiven, die sich in den verschiedenen Sprechern zugeteilten Einschüben in direkter Rede oder in der bei Gracián so beliebten Auflösung polarer Begriffsoppositionen in mehrgliedrige Begriffsketten (so gleich zu Beginn *naturaleza* : *desdicha* : *industria*) ausdrücken. Statt dessen wird durch die Verabsolutierung einer einzigen Perspektive alles auf eine gemeinsame Ebene projiziert, auf der der Vf. dann seine Gleichungen aufstellt. Daß im Falle der Verabsolutierung anderer Perspektiven entgegengesetzte Gleichungen aufgestellt werden könnten – so etwa *naturaleza* : *arte* = *Handeln* : *Denken* durch die Verabsolutierung der in dem Dualismus

---

[1] Wir verweisen hierzu auf Kapitel III, 2, a unserer in spanischer Übersetzung erschienenen Dissertation „Baltasar Gracián, estilo y doctrina", Zaragoza 1960 (pp. 181-189), sowie auf den Aufsatz „Genio e ingenio / Herz und Kopf", in Revista de la Universidad de Madrid vol. VII, 27 (1959), pp. 379-401. Vgl. auch W. Krauss, „Graciáns Lebenslehre", Frankfurt a. M. 1947, pp. 130ss. und 155s.

von Andrenio und Critilo vorliegenden Perspektive –, macht die Gefahren deutlich, die in diesem einer besseren Übersichtlichkeit zuliebe eingeschlagenen Verfahren liegen.

Abschließend noch eine Bemerkung zu den Bereichen, die der Vf. absichtlich aus seiner Arbeit ausgeklammert hat. Sowohl der Verzicht auf eine Behandlung etymologischer Fragen als auch der auf *eine Konfrontierung mit den entsprechenden Begriffen zeitgenössischer und geistesverwandter Autoren* (p. 1) rechtfertigen sich aus technischen Gründen angesichts der Fülle des zu behandelnden Materials. Bedauern wird man diese Verzichte trotzdem; statt zu einem nur teilweise gelungenen Versuch der Interpretation Graciáns hätte durch die Erweiterung um solche Vergleiche die vorliegende Arbeit über eine synchronische Bestandaufnahme – in der ihr Verdienst liegt – hinaus zu einer historisch-semasiologischen Studie über das Vokabular der spanischen Moralistik werden können.

Heidelberg KLAUS HEGER

James O. Crosby, *The Text Tradition of the* Memorial *„Católica, sacra, real Magestad"*, University of Kansas Press, Lawrence, Kansas 1958, xiv + 82 pgs.

El Sr. Crosby abre sin duda un camino, al editar conforme a los principios de la crítica textual una obra española del siglo XVII, de la que se conservan diez y nueve manuscritos y cuatro ediciones de la citada centuria. Ediciones de textos transmitidos por abundantes copias, que recojan las variantes, hay ya varias y meritísimas, pero el Sr. C. hace bien en rechazar el criterio – preferencias más o menos justificadas del editor – en que suelen estar basadas.

En este librito, primorosamente presentado, el autor realiza un meticuloso y paciente estudio de las fuentes utilizables con vistas a la reconstrucción del controvertido y problemático *Memorial* a Felipe IV, atribuido a Quevedo. El Sr. C. no se pronuncia acerca de tal atribución ni sobre otras cuestiones literarias conexas, y se limita al problema textual, cuya solución es imprescindible si se quiere ofrecer una base segura a los testimonios estilísticos que deben contribuir a la decisión sobre la paternidad de Quevedo.

El *Memorial* había sido publicado ya por el Prof. Blecua, NRFH, VIII, 1954, con las variantes de los manuscritos y ediciones que estuvieron a su alcance; el Sr. C. pone a contribución algunos más, y cambia de base para la fijación del texto crítico. Tras concienzudos cotejos, reflejados en claros stemmata, llega a adoptar para tal base un arquetipo deducido del ms. 17517 de la Biblioteca Nacional de Madrid, y del ms. de la Real Academia de la Historia (Madrid), col. Salazar, L–1; el primero de ellos es el que ofrece menos pasajes que precisen corrección, y se convierte así en base indiscutible.

No hemos podido percibir un solo fallo en el riguroso procedimiento del Sr. Crosby; y el texto que presenta, despojado de interpolaciones pos-

teriores, y lleno de rigor y coherencia, puede considerarse como definitivo. Por lo demás, el aparato crítico recoge todas las variantes, adiciones y supresiones que alteraron el poema.

Quizá no debiera ser designado el texto U (ed. de 1648) como ms. (pg. 1, n. 1) antes de la aclaración contenida en la pg. 7, n. 1. Debe de ser errata *Neuva* por *Nueva* en la pg. 46 (variantes del v. 16). Y es posible que el editor se exceda en calificar de aceptables muchas variantes. Así, *la Nueva y la Vieja,* correspondiente al v. 16, es imposible por la rima; o *andan* (v. 18) resulta inadmisible por el juego *Andalucia* = *anda... lucia.* Son detalles insignificantes en un libro lleno de méritos, que debe ser adoptado como modelo de empresas semejantes.

Salamanca FERNANDO LÁZARO

Robert K. Spaulding, *Syntax of the Spanish verb,* Liverpool, University Press, 1958, 136 pgs + xiii, en 8º.

Aparece ahora una nueva edición de este libro, publicado por primera vez en 1952. Una presentación sumamente atractiva y una documentación rica y convincente son sus valores más inmediatamente perceptibles. El Sr. Spaulding lo ha escrito con finalidad pedagógica, para que pueda ser utilizado en las clases avanzadas de español. De ahí que, en las páginas finales, se incluyan ejercicios y vocabularios de carácter práctico.

La exposición se atiene a normas tradicionales, es decir, acumulativas: las reglas van seguidas de variantes y excepciones, un poco al azar de la ocurrencia, procurando señalar lo más importante, pero sin que se haga sentir una coherencia interna, una relación sistemática entre los diversos hechos. Aun reglas que deben establecerse con carácter diferencial (tales, las referentes a *canté/he cantado*), aparecen inoportunamente separadas. A estas alturas, resulta penosa la falta de toda consideración estructural en un estudio sintáctico. No podemos pedir al autor la adhesión a un *-ismo* concreto; pero hay ya verdades evidentes que no pueden soslayarse. Es difícil buscar una disculpa en el carácter didáctico, no teórico, del libro: es precisamente en la pedagogía de los idiomas donde las consideraciones sistemáticas alcanzan su mayor fecundidad. Dos trabajos importantes, el de E. Alarcos, Sobre la estructura del verbo español, BBMP, 1949, y el de K. Togeby, Mode, aspect et temps en espagnol, Copenhague, Munksgaard, 1953, aun con las deficiencias evidentes de este último, le hubieran servido de guía inapreciable.

Dejando aparte este carácter asistemático de la exposición, el libro que reseñamos era susceptible de mayores perfecciones. He aquí algunas que podrían añadirse en otra edición:

§ 8 *b.* Convendría hacer constar que los verbos *aprovechar, mirar, esperar,* etc., pueden funcionar también como intransitivos, con especialización semántica.

§ 9 *b.* El empleo pronominal de verbos como *caerse, beberse, temerse,* etc., es, en español, una verdadera voz media, no de uso preferente en „emotional language", sino ajustado a las características de dicha voz. Cfr. Vendryès, Une catégorie verbale: le mode de participation du sujet, BSLP, 1948, que, sin referirse al español, esclarece usos paralelos a los de esta lengua.

§§ 10–11. Siguiendo probablemente a Morley, explica los empleos de *ser* y *estar* como obedientes a varios principios (inherencia – accidentalidad, existencia-locación, acto-estado). No es ésta ocasión oportuna para impugnar esta opinión, y para mostrar que la opción entre ambos verbos es un problema de „forma interior", que obedece a un principio único. Digamos sólo que las reglas enunciadas distan de ser exactas. He aquí una: „An adjective will be used with *ser* when it is desired to express the quality as transient, often as the impression of the speaker or writer". Ejemplos como *soy calvo/estoy calvo,* anulan por completo la regla. La consulta de las gramáticas de Gili Gaya o Alonso-H. Ureña le habría proporcionado al Sr. S. criterios más seguros.

§ 12. Sobre *aquí es,* cfr. Gili Gaya, § 43.

§ 13 *e.* No es que *ser* sirva de auxiliar ocasional de los verbos de movimiento: es que se utiliza para señalar las horas. Cfr. los propios ejemplos aducidos; el segundo parece analógico.

§ 14 *a.* Señálese que el empleo de *estar* es opcional en frases como *estás un buen pájaro,* y que posee un carácter afectivo atenuador ordinariamente. *b.* Se habría enriquecido y precisado con la utilización del trabajo de A. Alonso sobre las construcciones con verbos de movimiento, RFH, I, 1939.

§ 15. La pasiva refleja no reemplaza a la voz pasiva, sino a la forma pasiva.

§§ 37 y 43. Las definiciones de los tiempos *canté, he cantado,* son desdichadas; reháganse consultando E. Alarcos, Perfecto simple y perfecto compuesto en español, RFE, 1947.

§ 42. Señala que el futuro se emplea „as a kind of imperative"; precísese, y relaciónese con su origen obligativo. Añádanse otros futuros (*ya me traerás una toalla, ya me devolverás el libro,* etc.) y sus valores concesivos, dubitativos, de cortesía, de sorpresa, etc.

§ 91. „In clauses of concession the subjunctive is used to refer to an imaginary case, and to indicate that the statement is not conceded to be a fact". ¿Cómo justificar, pues, que un padre diga a su hijo: *aunque seas hijo mío, debo censurarte?* La regla del Sr. S. ha sido desechada hace muchos años. Cfr. J. Vallejo, RFE, IX, 1922, pgs. 40–51.

La exposición del gerundio mejoraría mucho con la consulta de Gili, §§ 145–149. En cambio, la del infinitivo nos parece excelente. Adviértase, sin embargo, en el § 129, que el giro *a + infinitivo* (*y todos a gritar*) es intensivo más que descriptivo; y que la frase *la Jorja está a lavar al arroyo* es provincial.

Hubiera sido conveniente que el autor hubiese espigado sus ejemplos en escritores más modernos, ya que algunos poseen un marcado carácter

arcaico o anticuado. Y que hubiese hecho precisas referencias a los niveles de la lengua en que los usos se producen. Es lástima que los indudables méritos del libro se vean oscurecidos por defectos de método o de información, fácilmente subsanables.

Salamanca FERNANDO LÁZARO

Luis Juan Piccardo, *Gramática y enseñanza*, tirada aparte de los „Anales“ del Instituto de Profesores „Artigas“, Montevideo 1956, 23 pgs.

La colaboración entre lingüistas y pedagogos, necesaria en todo lugar, lo es más aún en los países de habla hispánica, en los que la enseñanza del idioma se realiza, en general, con métodos y concepciones periclitados. Este artículo del profesor Piccardo, conocido por otros importantes trabajos teóricos, tendrá sin duda eficaz resonancia en su país, y será leído con provecho por cuantos se sientan aún escépticos acerca de la función que puede desempeñar el aprendizaje gramatical en la enseñanza secundaria, y por quienes, convencidos de su necesidad, deseen orientarse por seguros caminos.

Salamanca FERNANDO LÁZARO

Libre de Ordinacions de la Vila de Castelló de la Plana. Estudio preliminar, edición, notas y glosario de Luis Revest y Corzo. Castellón de la Plana, Sociedad Castellonense de Cultura, 1957, 323 pp., 18 × 26 mm.

El còdex editat pel Sr. Revest i Corzo comprén les ordinacions, establiments i capítols que serviren al Consell de la vila de Castelló per regir els afers públics durant l'Edat Mitjana. Els documents, en llur major nombre anteriors al 1419, pertanyen als segles XIV i XV. El recull es va copiar, en gran part, al segle XV, molt probablement entre 1469 i 1497. Com que però aqueixa legislació estigué en vigor fins a la fi de l'època foral (començaments del segle XVIII), hom no cessà de fer afegitons al còdex. Afortunadament bon nombre d'ordinacions van datades. Ultra això, l'editor no ha estalviat esforços per donar-nos el document original de moltes de les ordinacions copiades al còdex, ni per indicar-nos on i quan s'han fet aquests afegitons.

Això em duu a parlar del treball de l'editor. Haig de dir que és modèlic en molts aspectes. Els qui coneixem l'obra d'investigació històrica del Sr. Revest i Corzo[1] estem avesats a la probitat i a l'exactitud que retrobem en aquesta edició. No m'aturaré, doncs, a fer-ne l'elogi

[1] La enseñanza en Castellón de 1374 a 1400, Castelló 1930; Hospitales y pobres en el Castellón de otros tiempos, ibidem 1947; i una gran quantitat de documentats estudis publicats al Boletín de la Sociedad Castellonense de Cultura (= BSCC).

i em limitaré a ressenyar breument el contingut del llibre; i tot seguit tractaré de posar en relleu els aspectes lingüístics de major interès que presenta el *Libre de Ordinacions*.

Després d'un estudi preliminar amb la història i descripció acurada del manuscrit, normes de transcripció, etc. (pp. 9–21), comença el text de les ordinacions (pp. 23–186). El contingut d'aquesta documentació reflecteix el caràcter de la vida al Castelló medieval; l'agricultura i el conreu del bestiar hi ocupen el primer lloc. També es tenen en compte els arts manuals i no cal dir que hi ha disposicions referents a la moral pública i privada. El *Libre de Ordinacions* és de gran interès pel que fa als estudis històrics, geogràfics, jurídics i lingüístics.

En les erudites notes al text (pp. 187–209, de lletra menuda), l'editor procura datar les ordinacions i fer-ne l'estudi interior. Ultra això tracta de donar-nos, com ja he dit adés, el document original, servint-se dels llibres de consells, on es guarden els acords de les deliberacions del *Consell* (el llibre més antic conservat a l'arxiu de Castelló és de 1374). No cal ponderar la importància per als estudis lingüístics de posseir dues còpies o dues redaccions d'un mateix text. Destaquen entre aquests documents els que tendeixen a prohibir els jocs o a reprimir les blasfèmies.

Venen després del text pròpiament dit 5 apèndixs (pp. 213–293) que ajuden a la comprensió del còdex. En el primer s'esmenten els batlles de Castelló durant els segles XIV i XV, i això permet de fixar aproximadament, gràcies a la subscripció confirmatòria del batlle, la data de les ordinacions que no en porten. Els altres apèndixs són de caràcter documental i s'esglaonen entre 1390 i 1666. Tots tenen gran interès per l'estudi lingüístic. Em plau esmentar d'una manera especial l'apèndix segon, ben útil per la lingüística catalana i aragonesa. Es un llarg laude arbitral sobre pasturatges entre la ciutat de Terol i la vila de Castelló, de l'any 1390. En el text són emprats el llatí, l'aragonès i el català. De vegades, tot i escrivint en una llengua, es dóna l'equivalent en l'altra; així es tracta de *rostoll, guareyt o barvecho muxado, moll o caliuós* (p. 234), de *erbatge o montdago* (p. 233), de *pexer, pacer* (p. 229) o bé de *carneros, ovelles, cabrons* (ibidem). En aquest text es parla de *la ovella ensemps ab son corder que no serà esquilat* o encara de *lo pastor o senyor del bestiar que aquell corder o cordés haurà esquilat* (ambdós textos a la p. 229), el que representa la primera documentació catalana del mot *corder* 'anyell', que hom ha considerat castellanisme (cf. la meva nota a la ZRPh LXXIV, 1958, p. 289). Espero estudiar a fons aviat aquest excepcional document, però vull ara assenyalar-ne l'abast[1].

Segueix un breu glossari del llibre (pp. 303–313) que potser jo hauria desitjat més extens. Clou l'obra un índex de noms i un altre de llocs.

* * *

[1] Els altres apèndixs també mereixen una gran atenció. Així, per exemple, el cinquè –on es reprodueix la major part d'un quadern d'anotacions, redactat quasi tot al segle XVII– és molt valuós per l'estudi de la llengua a l'època de la decadència.

L'estudi per regions del català antic no està encara massa avançat, si llevem el rossellonès medieval tractat per Joan Corominas, Anales del Instituto de Lingüística de la Univ. de Cuyo III, 1943, pp. 126–211. Però sobretot el regne de València és el més negligit. Cal, doncs, agrair a l'esforç del senyor Revest que tinguem ara un text no literari, ben editat i datat: això facilitarà molt les recerques lingüístiques. Ja sé que el Sr. Revest, amb escrupolositat que l'honora, crida l'atenció dels investigadors sobre els riscs del *Libre de Ordinacions* castellonenc per l'estudi lingüístic[1]; no obstant aquests són escassos, es donen a la majoria de les obres que hom utilitza per tot arreu alegrement, i encara hem de dir que, gràcies a la minuciositat de les notes i aclariments de l'editor, aqueixos perills es troben ben minvats.

Els caires sota els que podem mirar un text així són molt variats. Hom hi pot espigolar abundosos trets d'interès fonètic i morfològic, però especialment mereix esment el lèxic. Es el lèxic propi del català occidental, amb totes les característiques que presenta la modalitat valenciana. Heus ací alguns exemples[2]: *aljub* m. castellà «aljibe», p. 66; *basos* m. pl. 'rusc d'abelles', p. 142 (cf. BSCC XXXIV, 1958, p. 301, n. 3); *boç* m. 'morrió', p. 57; bèsties *cerreres* pl. castellà «cerril», pp. 101 i 113; *dacça* f. 'blat de moro', pp. 60 i 61; *dula* f., p. 131; *sclapó* m. 'mena d'esquella', p. 62; *sclopó* m. 'mena d'esquella', p. 61; *sgallar vinyes* 'esqueixar-les', p. 98; *grances* f. pl. castellà «granzas», p. 99; *mardans* m. pl. 'marrà', p. 74; *marjals* f. pl., p. 36; *rabera* f. 'mena de ramat', p. 154 (vegeu els interessants comentaris i distincions que, al segle XVII, hom fa entre *rabera, ramat* i el cast. «rebaño», «[h]ato», p. 279; cf. també BDC XXXIV, 1936, p. 38); *rambles* f. pl., pp. 48 i 49; *sàrries* f. pl. castellà «serón», pp. 113 i 142 (avui a Castelló i a bona part del català occidental hom diu *sària*); *çut* f. 'assut', p. 67.

Remarquem que en els reculls lexicogràfics del català antic (Aguiló, Alcover-Moll, Balari), moltes d'aquestes paraules sols les trobem documentades més tard; sobretot pel que fa als mots valencians típics, les fonts més sovint utilitzades han estat l'*Espill* de Jaume Roig o el *Tirant lo Blanch*, i això ens duu a la segona meitat del segle XV. Afegim que el caràcter utilitari, i podríem dir-ne casolà del *Libre de Ordinacions*, fa que hi tinguen cabuda expressions i mots que no figuren generalment

---

[1] « En lo que toca a los estudios lingüísticos no puede aprovecharse el texto de las *Ordinacions* sin cierta cautela: el recopilador, el copista o ambos a la vez, unas veces respetan y otras amodernan y modifican los textos originales, como se comprueba casi siempre que éstos se pueden identificar y ello, aparte de la vacilación en las grafías, hace que el lenguaje no refleje de una manera exacta ni el uso del tiempo en que los originales se redactaron ni el del momento de la recopilación. Y en cuanto a determinación de modalidades locales en los originales mismos no es para olvidado que los escribanos que llevaban a las actas los acuerdos del Consejo ni eran todos oriundos de Castellón ni siempre lograban o querían sustraerse al influjo de su poca o mucha latinidad ni de sus formularios notariales y sus conocimientos jurídicos» (p. 15). – Es clar que els lingüistes no poden prescindir de l'estudi intern del text.

[2] No pretenc ésser complet en una ressenya. Em limito a donar gairebé sempre la indicació d'un sol passatge on surt el mot que ens interessa.

en el lèxic literari; sovint llur existència no ens era coneguda més que per obres lexicogràfiques modernes, com és ara el *Vocabulari del Maestrat* de J. Garcia Girona, malauradament incomplet, o gràcies a les enquestes dialectals que han servit de base a l'Alcover-Moll.

Es interessant trobar el mot *bojes* f. pl. 'botja', p. 181 [i *boges*, p. 299], en el fragment afegit en 1666, que representa la primera documentació d'aquest mot català, adoptat després pel castellà (cf. DCEC I, 481). El mateix podem dir de *pinocha* f. 'ramutxalla dels pins' (p. 174, en doc. del 1633), o del verb *alferrassar* [escrit *alferrasar*] 'evaluar una collita' (p. 175; doc. de començaments del segle XVIII?) sobre el que hom pot veure DCEC I, p. 113 i IV, p. 192.

El mot *palafanga* f. 'fossat per escórrer l'aigua d'una terra humida' (pp. 39 i 41), que era un hàpax de 1344 (Alcover-Moll, s.v.) es troba ara ben caracteritzat, sobretot amb la nota i documentació que el Sr. Revest addueix en el glossari. Del pre-romà *exerri* m. (p. 55) [cf. cast. *sirle;* DCEC IV, pp. 236–238] tenim ací el primer testimoni. I quin goig fa de llegir alguns passatges plens de novetats: Vegu, per exemple, aquest que es refereix als jocs:

> «Item stabiliren e ordenaren que algú no gos jugar a joch de gresca, de pota, de violeta (alias buffa), tranfa ne altre negun joch de daus desús naquests o raldeta, naips, de barralet, de cruetes ne a clocha dins la Vila o terme de aquella. Exceptat a dau de sis, a l'emperador, a totes taules, a parella de tres daus e de laquet» (p. 43).

Un complement d'aquest passatge el tenim en l'abundosa documentació reunida per l'editor a les pp. 195–198 [1]. I aquests altres, on s'al-ludeix a varietats de raïm:

> «Les plantes de les ullades, ullerols, muscatells e saragocins» (p. 94),

o al fet que:

> «si algú segarà blat tendre en erba, ferratge, alfalç, panís, dacça o altre qualsevol blat gros o menut en erba» (p. 61),

o quan es parla de les *basses de amerar li* s'estableix que:

---

[1] Vegeu, per exemple, en un doc. de 1380: *jugar a joch de graesca, violeta, pota, rifa* (p. 185). Aquests documents són una excel-lent contribució a la coneixenca d'una nomenclatura tan particular com la del joc; hom sap que els manlleus d'unes llengües a altres en aquest terreny són molt nombrosos. – Voldria jo mateix adduir qualque altre document interessant. Heus ací un text de Morella datat al 1370:

> «*De no jugar.* Item stabliren e ordenaren que tot hom que jugara a grescha, ni a rifa, ni a barlet, ni a papa reximfla, ni anell altre joch de daus ni scaquets, exceptat taules e escachs; e de les taules no sien ossats de jugar a pota, ni violeta, ni a menoret breu, ni a jungussa, ne a cronets» (BSCC XXXI, 1955, p. 144).
>
> «*De no metre daus falsos.* Item stabliren e ordenaren que null hom strany o privat no sie tan ossat que gos metre a dengun joch daus falsos, ço es, pantidura de plom ni de cera ni de alguna altra cosa per que lo dau puxe esser dit fals, ni gos jugar de ronç, ni de capinofle, ni en nenguna manera falsa, ne gos salar los diners» (ibidem, p. 145).

«null hom no gos fer bassa o basses ne metre en céquia o en palafangues, palla o brossa o fems per tenir lli o cànem o [o] spart a obs de si o d'altri, so és de la fila de Almalaffa que passe atinent de la alboreda den Gostans entrò a la fila de Tacida, del camí de la Cafra qui puge a la céquia de Coscollosa envers la vila de Castelló e del caminàs vell amunt sots pena de X sous» (p. 39).

Qualque castellanisme, avui prou corrent, com *borrego,* ja surt ací: *borregos o moltons* (p. 72)[1]. Cal dir que entre els castellanismes que trobem en aquest text –sobretot a les addicions del segle XVIII–, i que a hores d'ara estan bastant arrelats, pertanyen gairebé tots al vocabulari del bestiar, per exemple el genèric *ganado*[2]; això s'explica a bastament pels contactes amb Aragó.

Vinguem ara de bell nou al laude de 1390, el qual n'és prova d'aquests contactes amb Aragó que acabem d'esmentar. Aqui llegim:

«Acò declarat que l pollí o pollina o altre *¿nadim?* que no haurà un any no sie tengut de pagar erbatge» (p. 232).

Vaig escriure al Sr. Revest demanant-li perquè havia posat aqueixa interrogació al mot *nadim;* em respongué (lletra del 29-IV-1959) que la lectura era molt clara, però que el sorprenia aquesta paraula insòlita. Certament és un hàpax, no obstant crec que tenim ací un derivat de NATUS + el sufix –IMEN. Com a paral·lelisme semàntic adduirem *bestiar de criaçó,* en aquestes ordinacions (p. 108) o bé altres derivats de la mateixa família NATUS, com ara el mallorquí *nadís* m. 'fill recent-nat d'un quadrúpede, especialment d'egua o de somera' o el cat. *nadó* m. 'animal nat de poc' (documentat des de 1311; Alcover-Moll). Per a paral·lelismes en altres llengües, vegeu FEW VII, p. 21*a,* s.v. *nasci* [amb aquestes formes gal·lo-romàniques es relaciona també el cat. «*nadela* peix. Araneus, ei, draco, onis, dracena, ae» que duu el diccionari de Torra, ca. 1650]. Pel que fa al sufix –IMEN sabem que, en tractar-se d'animals, forma noms col·lectius: *bovim, pardalim, porquim* (avui és una formació molt viva a les Balears); vegeu sobre aquest sufix en cat. F. de B. Moll, Gram. hist. cat., § 403, p. 284, i Pompeu Fabra, Gram. cat., Barcelona 1956, § 138, p. 117 i § 144, p. 128[3]. Així doncs, el nostre *nadim* també és un col·lectiu amb el sentit de 'cria', i representa l'exemple més antic d'aquesta formació en *-im.*

Remarquem encara en aquest document l'ús de *fato* [lo *fato* del pastor, p. 235] que, si jutjàvem per la documentació de l'Alcover-Moll

---

[1] A Castelló hom ou encara, entre les persones velles, l'expressió *carn de moltó* «viande de mouton», però l'animal és anomenat *borrego.* Això a la capital, car als pobles el mot *moltó* ha conservat més vitalitat.

[2] Vegeu, entre altres, aquesta ordinació:

«Bestiar tant gros com menut no es pot acostar de deu passos a la cèquia dita de l'Obra ni abeurar en aquella sinó per lo pas sots pena per lo *ganado* major de 10 lliures y lo menut de 6 lliures» (p. 83).

[3] No en parla Bernhard Orion, La formación de nombres por sufijos en catalán, Diss. Zürich 1943.

fóra el primer testimoni català, però que ja trobo cap a 1308 en el valencià Arnau de Vilanova (*Els Nostres Clàssics* 53–54, p. 142. 22). – Per primera vegada, i fins ara única, veiem documentats en català els mots *les mostrengues* f. pl. i les *mostrenques* (p. 235), que corresponen al castellà *«mostrenco»;* és clar que es tracta d'un forasterisme, però és ben notable.

A les pp. 234–235 trobem 5 vegades el mot *lligallo,* amb la significació de 'tribunal que regula consuetudinàriament els afers dels camins ramaders'. El sentit primitiu d'aquest mot -que avui encara viu a Tortosa (Alcover-Moll) i a Amposta- és 'camí ramader'[1]. El Sr. Revest, a imitació d'altres historiadors, ha accentuat *lligalló,* com si fos una paraula aguda; cal però escriure *lligallo,* puix que es tracta d'un mossarabisme amb *-o* conservada, propi del Nord del regne de València i de Tortosa[2].

Un cop criticat aquest detall, voldria corregir-ne un parell més. Cal suprimir la relació que hom estableix al glossari entre *furar* i l'ús d'aquest mot per Eiximenis qui l'empra amb el sentit de 'furtar'; *furgant e furant* (p. 99), dit dels porcs, són sinònims i tenen el significat del castellà *hozar.* Vegeu els reflexes franco-provençals i occitans, amb el sentit veí de 'creuser', in FEW III, p. 882, i el cat. de Mallorca i de Tarragona *furar* (Alcover-Moll, s. v., 2ª accep.). Al Pallars trobem *furugar* «hozar (los cerdos)», DCEC II, p. 981.

El mot *moltís* (p. 41: «adobaries de cuyram ne *moltiç*») no és ben interpretat al glossari (l'editor hi ha posat un punt d'interrogació); és un terme de pellisser (un altre exemple, sense definició, a l'Alcover-Moll). Pel sentit podríem considerar-lo com un derivat de *moltó,* però la formació resulta estranya.

No crec que el joc dit *naquests* (p. 43) s'hagi de comprendre **n'aquests,* com es suggereix dubitativament a la nota de peu de pàgina, ni tampoc que es tracti d'un passatge corromput com hom suposa al glossari. Més aviat m'inclinaria a hi veure un mot d'origen expressiu, com els gal·lo-romànics estudiats al FEW VII, pp. 2 ss., s. v. *nak-,* i pp. 140 ss., s. v. *nik-* [com ho és també el castellà *ñaque,* DCEC III, p. 537]. El que és possible que estigui alterat és la terminació en *-ests* en lloc de *-ets.*

S'ha d'escriure sense punt volat *appellar* (pp. 65, 67, 87, 89, 107; és

---

[1] També existeix en aragonès *ligallo* (doc. de 1317, DCEC III, p. 90*a*; Borao), *legajo* (Borao) i *ligajo* en Manzanera, segons Mateu i Llopis, BSCC XXIX, 1953, p. 14 (doc. 1654–1673).

[2] La bibliografia sobre la via pecuària i la institució del *lligallo* pot veure's en F. Mateu i Llopis, Materiales para un Glosario de Diplomática Hispánica. Corona de Aragón. Reino de Valencia. Castelló de la Plana 1957, p. 47. Cal afegir-hi: F. Carreras Candi, La institución pecuaria de «lligall» al Sur de Cataluña, al periòdic «Las Noticias» del 12 d'abril del 1925; F. V(alls) i T(aberner), El Llibre des establiments de la vila i aldees de Morella, Revista Jurídica de Catalunya, maig-juny del 1926. L'obra de Julius Klein, The Mesta. A study in Spanish economic history 1273–1836 (Harvard economic studies, XXI) p. 12, n. 1, té en compte l'aragonès, pel que cita fonts, però no pas les formes catalanes.

ben escrit a la p. 97), car el resultat de la -LL- llatina es la palatal [ł] en català[1]. El mateix cal dir de *fellonia* (al glossari)[2].

Al costat d'aquestes minúcies que no entelen gens el mèrit del treball, quantes excel·lències hi podríem citar encara! Voldria sols esmentar un exemple: el passatge de Jaume Roig on apareix el mot *rampellament* (Spill, v. 8487) ha estat interpretat erradament des de l'edició de Roc Chabàs (1905). Ara amb els passatges paral·lels del *Libre de Ordinacions* (pp. 131 i 134–135), l'editor aconsegueix aclarir el sentit i explicar-nos la intenció irònica de Jaume Roig, en usar un terme jurídic (vegeu glossari, s. v. *rampellament* i *rampellar*).

Amb aquesta edició del *Libre de Ordinacions de la Vila de Castelló*, el senyor Revest i Corzo ha prestat un gran servei a la filologia catalana. Cal felicitar-lo i felicitar-nos-en.

Basilea — Germà Colon

Leif Sletsjøe, *Le développement de* l *et* n *en ancien portugais* (Etude fondée sur les diplômes des Portugaliae Monumenta Historica), Presses Universitaires d'Oslo, Paris: Boyveau et Chevillet, 1959, 332 S.

Das Buch beschäftigt sich mit einem der wichtigsten Faktoren der portugiesischen Sprachgeschichte. Der Verlust von zwischenvokalischem *l* und *n* ist das wesentlichste und zugleich eines der ältesten Charakteristica des Galiz.-Portugiesischen. Da diese Entwicklung schon in vorliterarischer Zeit eintrat, konnte nur eine sorgfältige Untersuchung der mlt. Urkunden weiterführen. Die von Sl. herangezogenen 952 Urkunden aus den PMH (Diplomata et Chartae, hgg. 1867) umfassen den Zeitraum von 773 (?) – 1100.

Das zunächst wichtigste Ereignis ist die Bestätigung des hohen Alters des Verlustes von *-l-* und *-n-* („en lisant les chartes on peut trouver de nombreuses formes sans *-l-* et *-n-*, dont quelques-unes sont nettement antérieures aux plus anciennes citées jusqu'ici" S. 62). Gleichzeitig wird bestätigt, daß der volkssprachlichen Entwicklung vom 5.–10. Jh. größte Bedeutung zukommt (S. 41) und daß schon zu dieser Zeit eine starke Differenzierung zwischen dem sp. und dem galiz.-pg. Typus eingetreten sein muß (S. 41f.), also vor der Konstituierung des pg. Königreiches (S. 55). Die ältesten Urkunden der Sammlung sind allerdings in der Datierung unsicher und umstritten (die erste von 773 ist sehr fragwürdig, ebenso noch die Datierung von 2 und 3: 850–866?, von 4:

---

[1] Insisteixo sobre aquest detall perquè darrerament m'ha sorprès llegir –entre altres coses– en la *Traducció de les Paradoxa de Ciceró* de Ferran Valentí (segle XV), editada per J. Ma. Morató (Barcelona 1959, Biblioteca catalana d'obres antigues), grafies com *appel·lam* (p. 39, línia 108, et passim), *appel·ladors* (p. 80, línia 171), *exel·lat* (p. 65, línies 80 i 94), etc.

[2] Encara que al text sigui escrit *felonia* (p. 98), amb *l* senzilla. La pronunciació actual, a Mallorca, és palatal i així devia ésser en la llengua antiga, fins i tot quan s'ortografia *felonia*. Això si aquesta darrera forma no representa un occitanisme.

867–912?); die sicheren Urkunden scheinen 870 einzusetzen (S. 323 in der Datierungsliste; im Text S. 60: „le plus ancien peut être attribué à la fin du 9e siècle“). Damit fällt *mendiz* in Nr. 2 als ältestes Zeugnis für-*n*-Verlust (so Machado und Sacks) aus; die ersten sicheren Zeugnisse sind von 933 und 968 (doch *Suylanes* schon 875, *elemosias* 882, *froilaz* 919, etc.; s. auch Hubschmid, BF 14, 1953, Sep. S. 13, 928 *varzeas* neben *varzena* in Galizien bezeugt). Sichere Belege für *-l*-Verlust: 919 *froia,* 939 *aldia,* 952 *riquio,* etc. (s. S. 197). Eine sichere, auch nur relative Chronologie zwischen beiden Entwicklungen aufzustellen, ist kaum möglich („nous inclinons à accepter une légère antériorité de *-n-* > *Zéro*“ S. 197). Dem Verlust geht ja eine längere Phase des Übergangs (Nasalierung von *-n-;* Velarisierung von *-l-,* S. 208) voraus. Die meisten Urkunden stammen aus dem Gebiet zwischen dem Mondego und der heutigen galizischen Grenze (man bedauert, daß Sl. keine Karte der Herkunftsorte beigefügt hat, obschon seine Bedenken berechtigt sind: „nous ne pouvons pas savoir si le notaire était originaire de la région où il travaillait“ S. 62). Eindrucksvoller als die Erstbelege (sie verändern das bisherige Bild kaum) ist die stattliche *Zahl* der Belege für *l-* und *n*-Verlust (*l:* mindestens 118 sichere Zeugnisse vor 1100, worunter 30 bei *-olo* und 57 bei *-ila; n:* mindestens 137 Belege, wobei 37 vom Typus *mendo* < *Menendo,* 34 Belege für *-io* < *-ino* und *-ia* < *-ina,* 66 andere Fälle). In ihrem Wert beeinträchtigt wird die Untersuchung dadurch, daß, wie Sletsjøe selbst auf Grund von A. Pimenta (S. 60 n. 45) feststellt, die Ag. von 1867 längst veraltet ist und nicht den Erfordernissen der modernen Paläographie entspricht („Nous avons dû respecter les formes telles qu'elles se présentent. Nous n'avons pas eu recours aux documents originaux“ S. 63; s. auch S. 190).

In der sprachhistorischen Auswertung ist Sl. außerordentlich vorsichtig. Den „questions épineuses“ weicht er weit aus (s. S. 76, 84, 108, 143, 153 u. a.). Er begnügt sich im allgemeinen mit einer Ausbreitung, Gruppierung und statistischen Auswertung des Materials. Man bedauert zwar, daß man meist dann, wenn die Fortsetzung spannend zu werden verspricht, auf diese Resignation stößt, doch muß man zugeben, daß dieses gründliche und zuverlässige Verfahren die Forschung weiter bringt als theoretische Spekulationen ohne ganz konkrete Grundlagen. Allein durch das gebotene Material werden eine Reihe von früheren Behauptungen und Thesen einfach hinfällig. In verstärktem Maße wären die Tendenzen einer Scripta zu berücksichtigen (s. die Arbeiten von Remacle für das Wallonische, von Gossen für das Pikardische, von Orr für das Provenzalische und unseren Aufsatz für das Gaskognische in der Festschrift Rohlfs): vulgäre Formen werden nur selten und sporadisch in der Scripta durchschimmern (je vulgärer und je schwerer die graphische Wiedergabe ist, desto seltener). Dies mag die Seltenheit von *ch-* gegenüber häufigen und älteren Belegen für *pr- cr- fr-* erklären; dies spricht durchaus noch nicht gegen die bisher übliche Erklärung von *ch-* als vulgärer und *pr-* als einer halbgelehrten Entwicklung, im Gegenteil! Sl. betont gerade anläßlich des einzigen *ch*-Beleges (1100

achamus) mit Recht „que la couche latinisante (qui parfois peut sembler complètement écrasante) cache une évolution phonétique en plein essor" S. 72[1]; er stößt auch die bisherige Auffassung nicht um, ist aber von dem statistischen Ergebnis doch stark beeindruckt, setzt „primär" (*ch-*) und „sekundär" (*pr-*) in Anführungszeichen und verzichtet im übrigen auf eine Diskussion dieser „question épineuse" (S. 76). Ein einziger *ch*-Beleg kann sprachhistorisch wichtiger sein als 10 *pr*-Belege (besonders wertvoll sind die von Sletsjøe systematisch registrierten hyperkorrekten Formen). Damit aber wird der Wert der statistischen Methode sehr fragwürdig und zum mindesten stark relativiert. Sletsjøe ist sich zwar des relativen Wertes der Statistik bewußt (s. S. 65 „le piège des statistiques tout à fait stériles et inutiles"), mißt ihr aber dennoch in der Praxis oft zu große Bedeutung bei (s. z.B. S. 135f.: „... acceptation a priori de *ll* comme signe de vélarité. On pourrait en effet se demander s'il ne faut pas éviter ce parti-pris, étant donné surtout que les exemples de *ll* + cons. ... sont si rares qu'ils ne valent presque rien à côté de la majorité écrasante de *l* + cons."; dies scheint uns methodisch falsch, selbst wenn es in der Sache richtig sein sollte).

Bestätigt wird eine weitere Tatsache von großer sprachhistorischer Bedeutung, daß nämlich die Nasalierung im Portug. und im Französischen sehr verschieden ist und nicht auf ein gemeinsames Substrat zurückgeführt werden kann (s. S. 203, 204, 210). Auch die progressive Nasalierung wird bestätigt (vielleicht um 1000 schon durch *manzanarias* neben *mazanarias* bezeugt, S. 123), obwohl Sletsjøe sich von der Auffassung Gamillschegs distanziert (S. 292)[2].

Darüber hinaus wird eine Reihe anderer Fragen behandelt oder berührt, die ebenfalls nicht nur für das Portug. von Bedeutung sind: Zusammenhang der pl- cl- fl- Entwicklung mit der Entwicklung von -l- und -n- („intimément lié" S. 78 und Schlußkapitel); Zusammenhang der Degeminierung von -ll- und -nn- mit dem Verlust von -l- und -n- („En dehors du rapport entre les consonnes simples et les géminées, les matériaux nous indiquent que la simplification et la perte de *-l-* et *-n-* sont des phénomènes distincts et qu'elles ont commencé dans des positions différentes" S. 215; s. auch S. 208); Behandlung von *l* und *n* in den verschiedenen Stellungen, auch An- und Auslaut (nach Piel und E. Richter soll die Vokalisierung von *l* + Kons. schon vor der gotischen Einwanderung stattgefunden haben, da die gotischen Namen nicht mehr mitgehen: Sletsjøe weist hingegen eine ganze Reihe von Fällen nach, die diese Behauptung widerlegen, S. 106); Anlautverdoppelung (*rr-* 118 Belege, *ff-* 18, *ss-* 16, *cc-* 4, *nn-* 2, *tt-* 1; S. 148);

---

[1] Auch S. 155: „évolution phonétique en plein essor sous l'apparence savante".

[2] Doch übersieht Sl., daß Gamillscheg von einer auch progressiven und nicht von einer ausschließlich progressiven Nasalierung spricht (Romanen und Basken, S. 24). Sicher ist manches in dieser Arbeit problematisch (wie ja Gamillscheg selbst manches als reine Hypothese kennzeichnet), aber trotzdem hat Gamillscheg auf unverkennbare Zusammenhänge aufmerksam gemacht, die sich mit unseren Ergebnissen (s.u.) decken.

au > *ou* S. 104 (961 *outeiro* < ALTARIUM; von Piel wird *Mourili* schon 924 belegt); zu *ou/oi* S. 115; zu -ARIU > *-eiro/-ero* (das letztere ist überraschend! S. 66); *e-* (*i-*) Vorschlag S. 66; *b-* statt *v-* S. 66 (dieser Hinweis ist interessant, da damit das hohe Alter des Betazismus in der ganzen Nordkette von Portugal bis Aquitanien gesichert ist; in diesem Sinne ist unsere Karte in der RLiR 22, 1958, S. 261, zu rektifizieren, bzw. der Pfeil nach dem Nordwesten zu streichen); pt und ct > *t* S. 66; *g-* > *i-* S. 66; rs > *ss, s* S. 66; ct > *it* S. 67; -p- -t- -c- > *-b- -d- -g-* S. 67, 252ff., 284; Diphthongierung S. 254ff.; *mb* > *m* 267f.

Wie sehr das Bedauern gerechtfertigt ist, daß Sletsjøe selten aus seiner Reserve heraustritt, zeigen die Kapitel 8 (*Groupes difficiles et formes dites longues en portugais*) und 9 (*Accent, quantité et coupe syllabique*), in denen er sich weiter vorgewagt hat als in allen anderen. Diese beiden Kapitel sind zweifellos die originellsten und anregendsten des ganzen Buches. Schon Leite hatte darauf hingewiesen, daß der Gegensatz zwischen sp. *hombre* und pg. *homem* zu den ältesten fundamentalen Gegensätzen zwischen den beiden Sprachen gehört (RLus 2, 368; Sletsjøe 234); dasselbe gilt für sp. *mambla* : pg. *mámoa;* sp. *pueblo* : pg. *povo* (< *povoo,* S. 239). Sletsjøe sieht in diesem Gegensatz eine alte Differenzierung in Akzent und Rhythmus (pg. ˊ ˋ˘, so noch heute, wie durch die Experimentalphonetik festgestellt wurde, S. 225; sp. ˊ˘ˋ): „Il y a... lieu de se demander si la divergence entre les deux langues n'est pas la conséquence d'une différenciation qui a été réalisée après la romanisation ou qui était déjà en germe (question de substrat?) lors de l'introduction du latin dans la Péninsule" S. 241. Von neuem drängt sich hier eine von Sletsjøe nicht erwähnte Parallele auf: diesen für das Port. postulierten Akzentuierungstypus finden wir wiederum in dem Gebiet, das mit dem Portugiesischen durch die Entwicklung von *-l-* (*-ll-*) und *-n-* so eng verknüpft ist: im Gaskognischen, s. Rohlfs, Le Gascon, S. 108 („Tandis que l'amuissement de la syllabe pénultième est très fréquent dans tous les parlers de la France, il y a encore une autre possibilité pour arriver à l'accentuation trochaïque, solution fort répandue dans les parlers du Sud-Ouest. Cette fois la réduction des anciens proparoxytons est réalisée par la chute de la syllabe finale. On peut dire que ce processus représente la solution gasconne par excellence").

Mit der Feststellung der Differenzierung ist aber nicht alles gewonnen. Was uns interessiert, sind die treibenden Kräfte. Sletsjøe sieht sie in möglichen Substrateinflüssen (Kapitel 10, s. unten) und in phonologischen Systemverschiebungen (Kapitel 11). Die phonologische Gegenüberstellung zeigt in der Tat zwei ausgeglichene Systeme:

sp. *ł-*, *-ž-* (oder *-š-*), *-tš-*, *-l-* und *-ł-*
pg. *(t)š-*, *-ł-*, *-(t)š-*, *-/-* und *-ł-*

In beiden Sprachen wunderschöne phonologische Verschiebungen („équilibre très net" S. 310), aber eben: l'harmonie des systèmes est assurée par des moyens divers, par une distribution qui est radicalement diffé-

rente dans les deux langues" (von Sl. gesperrt, S. 310). Diese Systemverschiebungen sind aufschlußreich und wichtig – sie wurden in der vorphonologischen Forschung wenig beachtet; wir geben auch gerne zu, daß das Schicksal von -n- und -l- nicht phonetisch isoliert, sondern im phonologischen Gesamtrahmen gesehen werden muß (S. 311) – aber auf die Frage nach der Ursache der verschiedenen Entwicklung der beiden Systeme vermag die Phonologie keine Antwort zu geben [1], ebensowenig wie auf die Frage nach der Ursache der nach der These Sletsjøes der Differenzierung der Systeme zugrunde liegenden Verschiedenheit in Akzent und Rhythmus. Sletsjøe, der phonologische Methoden in kluger Weise anwendet, ohne ihre Bedeutung zu überschätzen (vielleicht ein bißchen? sonst hätte er Kapitel 10 und 11 umgestellt!) [2], begnügt sich deshalb nicht allein mit phonologischen Ursachen, sondern diskutiert in Kapitel 10 die äußerst komplizierten Substratfragen. Trotz vieler Reserven – sie scheinen uns völlig berechtigt – kommt auch Sl. zur Erkenntnis „qu'il est extrêmement difficile de ramener le contraste très apparent entre l'espagnol et le portugais à des causes inhérentes à ces langues elles-mêmes" S. 269; „la scission entre l'espagnol et le portugais, n'est point une conséquence de la politique, mais plutôt qu'elle correspond à une division ou à une différenciation qui a ses origines dans la période de la romanisation ou même, qui remonte au delà de cette époque" S. 294; „la différence ne peut pas être ramenée au latin" S. 314. Dies deckt sich völlig mit unseren Resultaten (Die Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel, Berlin 1958, Kapitel 7): der Norden läßt alte gewachsene sprachliche Grenzen erkennen, von Galizien bis Aquitanien und in die Pyrenäen [3]. Sletsjøe spricht allerdings nur vom sp.-pg.; einem Zusammenhang mit dem Gaskognischen steht er sehr skeptisch gegenüber (aber unter Berücksichtigung aller Aspekte?). Je länger wir uns mit den Problemen der Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel befaßt haben, je mehr Faktoren sprachlicher, historischer, archäologischer, kulturgeschichtlicher, folkloristischer Art wir kennengelernt haben, desto mehr drängte sich uns die Überzeugung auf, daß die Wurzeln der sprachlichen Entwicklung in der ganzen Nordkette Spaniens weit in die Geschichte hinabreichen, und daß die Substrate eine entscheidende Rolle bei der sprachlichen Differenzierung gespielt haben müssen. In

---

[1] Vgl. unsere freundschaftliche Auseinandersetzung mit Weinrichs Phonologischen Studien, hier 74, 440–480.

[2] S. auch z.B. S. 298: „En gascon *-ll-* devient *-r-*. N'est-ce pas pour éviter la confusion avec *-l-*?" In ähnlichem Sinne s. auch H. Weinrich, Phonemkollisionen und phonologisches Bewußtsein, in Phonetica, Suppl. ad Vol. 4, S. 45–58, 1959. Aber, warum wirkt sich das phonologische Bewußtsein ausgerechnet im Gaskognischen aus und nicht im übrigen Teil des Occitanischen, wobei es außerdem eine Opposition fallen läßt, um eine Opposition zu retten (*-ll* > *-t*)!

[3] Die von Sl. vorgenommene Zweiteilung der Halbinsel in zwei Zonen, eine östliche und eine westliche, vereinfacht die tatsächlichen Verhältnisse zu sehr.

kaum einem anderen Gebiet der Romania haben sich die Substrate so lange gehalten; die Romanisierung ist im baskischen Gebiet heute noch nicht erfolgt! Wir verhehlen nicht, daß vorläufig viele Fragen offen bleiben, viele Widersprüche (gask. + kast. gegenüber gask. + gal.-pg., etc.) noch nicht geklärt sind. Wir teilen mit Sletsjøe alle Bedenken und sind trotz allem auch darin mit ihm einig, daß die Ursachen der Differenzierung letzten Endes in der Zeit der Romanisierung, bzw. in der vorromanischen Zeit, zu suchen sind.

In seinen Schlußfolgerungen wendet sich Sletsjøe gegen die traditionelle These, daß das Port. im Norden (Galiz.) entstanden und mit der Reconquista nach Süden getragen worden sei (S. 294, und vor allem S. 315: „Nos matériaux ont montré que la langue ne peut pas avoir été introduite par des hommes venant du nord"). Es scheint sich hier zum Teil wenigstens um ein Mißverständnis zu handeln. Der Nordwesten als alte kulturelle Einheit (etwa im Sinne Krügers) umfaßt allerdings nicht nur Galizien, sondern auch die nördlichen Gebiete des heutigen Portugal. Die Castrokultur (mit Rundbauten und Strohdach) „se extendía por toda Galicia, el N. de Portugal hasta el Duero, y el O. de Asturias hasta el Navia" (A. García y Bellido, El castro de Coaña, in Archivo español de Arqueología 15, 1942, S. 243). Das Gebiet nun, aus dem die von Sl. untersuchten Urkunden stammen, nämlich das Gebiet zwischen Minho und Mondego, gehört schon um 930 zu dem rückeroberten Gebiet, obwohl die Reconquista südlich des Duero erst im 11. Jh. konsolidiert wird (s. die Karte 6 in unserem Überblick: Die Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel, 1958, S. 19). Der nördliche Teil dieses Gebietes liegt somit im alten Kulturbereich der *castros*, der Süden ist umstrittenes Reconquistagebiet. Eine Modifizierung der bisherigen Auffassung ist somit keineswegs notwendig, um so weniger als Sl. auf eine genaue Lokalisierung der Belege verzichtet hat. Offen bleibt, ob sich die *castro*-Kultur ursprünglich nicht über den Duero hinaus nach Süden erstreckt hat: „Pero como algunos aspectos materiales de esta cultura, tal, por ejemplo, las armas, la cerámica, las fíbulas de aro, los molinos de mano, etc., sobrepasan esta zona inundando las colindantes, es posible deducir, *a priori*, que este tipo de habitación hubo de extenderse probablemente más" (García y Bellido, ib.). Wo die Südgrenze der konservativen Kultur des NW liegt, ist somit nicht mit absoluter Sicherheit zu bestimmen. Aber daß die im Norden alten phonetischen Entwicklungen nach Süden getragen und zu den typischen Merkmalen der port. Schriftsprache wurden, dies allerdings war ein Ergebnis der Reconquista. Die Unterscheidung von alten und – wie wir trotz mancher Fragezeichen glauben – weitgehend substratbedingten Sprachgrenzen im Norden und von durch die Reconquista bedingten Sprachgrenzen im Süden (Linienbündel) bleibt das wichtigste Charakteristikum der sprachlichen Gliederung der Pyrenäenhalbinsel.

Heidelberg KURT BALDINGER

José Pedro Rona, *Aspectos metodológicos de la dialectología hispanoamericana,* Universidad de la República, Facultad de Humanidades y Ciencias, Instituto de Filología-Departamento de Lingüística, Montevideo 1958, 39 S.

„Die spanisch-amerikanische Dialektologie ist bis heute nicht über ihre erste, rein deskriptive Phase hinausgekommen" (S. 7) behauptet der Verfasser und möchte mit seiner uns vorliegenden theoretischen Studie auf einige methodische Aspekte hinweisen, die es ermöglichen sollen, die Schwierigkeiten, über diese erste Phase hinaus vorzudringen, zu überwinden, um auf diese Weise der spanisch-amerikanischen Dialektforschung einen neuen Impuls zu geben.

Das ungeheuer große Territorium der Spanisch sprechenden Gebiete der Neuen Welt, das 18 Republiken mit der verschiedenartigsten Bevölkerung umschließt, ist in seiner Diversität nur schwer als Ganzes zu erfassen. Wenn auch die spanische Sprache und Kultur die geistig verbindende und einende Kraft darstellt, die stets gegenwärtig ist, so sind doch innerhalb der einzelnen Staaten auch nicht zu unterschätzende, differenzierende Kräfte am Werk. Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß man allzu leicht vergißt, wenn man von Amerikanisch-Spanisch spricht, daß es sich dabei nicht um ein 'conjunto dialectal uniforme y limitado' handelt, dessen Gesamtentwicklung sich einfach durch eine Generalisierung von Einzelbeobachtungen darstellen läßt. Auch kann man es nicht, wie das vielfach geschehen ist, als Einheit einem bestimmten spanischen Dialekt gegenüberstellen. Es liegen zwar für Spanisch-Amerika große Materialsammlungen vor, deren wissenschaftlicher Wert sehr unterschiedlich ist, aber es fehlt an der umfassenden Synthese und der komparativen Untersuchung. Selbstverständlich sind viele Probleme noch ungelöst, andere nur angeschnitten und unsere Kenntnis der sprachlichen Verhältnisse in bestimmten Gebieten ist unzureichend. So wäre denn die Frage berechtigt, ob unter diesen Umständen eine Synthese überhaupt sinnvoll ist, ob sie nicht vielleicht verfrüht kommt. Immerhin kann es von großem Nutzen sein, einen Überblick zu gewinnen über das, was bisher geleistet worden ist, und gleichzeitig zu erfahren, welche Fragen noch der Lösung harren. So sind denn auch solche Synthesen versucht worden[1] und Amado Alonso war nicht der einzige, der es unternommen hat, über die deskriptive Phase hinaus vorzudringen. Es ist auch wohl nicht so, als ob man die Heterogeneität des Spanisch-Amerikanischen nicht erkannt hätte. Nur fehlte für weite Gebiete lange ausreichendes Material und

[1] William J. Entwistle, The Spanish Language together with Portuguese, Catalan and Basque, London, s.d.; dort auf S. 229–277 „The Extension of Spanish to Spanish America". Bertil Malmberg, L'espagnol dans le Nouveau Monde – Problème de linguistique générale, Lund 1947/48 (in: Studia Linguistica I [1947] und II [1948]). M. L. Wagner, Lingua e dialetti dell'America Spagnola, Le Lingue Estere, Firenze 1949, wo allerdings die phonetische Seite aus ganz bestimmten Gründen zu kurz kommt. Und nicht zuletzt die sehr gute American Spanish Syntax von Charles E. Kany, 2. Aufl. 1951.

gerade in dieser Hinsicht haben die rein deskriptiven Materialsammlungen, die in den letzten Jahrzehnten publiziert worden sind, manche Lücke geschlossen[1]. Die Dialektsituation Lateinamerikas ist von der europäischer Länder sehr verschieden. Den Hauptunterschied sieht der Verfasser in der Existenz zahlreicher, von einander unabhängiger, Spanisch sprechender Staaten. Bei dieser Situation muß sich die räumliche, dialektale Fragmentierung in allen Sprachebenen auswirken. Jedes einzelne Land hat seine eigene 'norma culta', die nicht mit der 'norma culta' Spaniens übereinstimmt. Es besteht also auch auf der obersten Sprachebene eine geographische oder „dialektale" Differenzierung, mit der der Dialektologe sich befassen muß. Mit vollem Recht schreibt der Verfasser: deben estudiarse también las normas cultas regionales como hechos „dialectales" y las modalidades populares deben estudiarse precisamente a la luz de estas normas locales, y no en comparación con la norma académica de España (S. 10). Eine genauere Bestimmung der Dialektgrenzen kann nur durch die sprachgeographische Methode erfolgen. Verfasser schlägt ein Questionnaire vor, das weniger kompliziert und weniger umfangreich ist, als das von Navarro Tomás zusammengestellte. Statt der vielen sprachlichen Aspekte, die in kleinen Teilgebieten untersucht worden sind, sollten einige wenige in kontinentaler Weite untersucht werden. Aus guten Gründen beklagt der Verfasser den Mangel an Einheitlichkeit in der phonetischen Umschrift. Das Fehlen eines allgemein anerkannten Transkriptionssystems macht sich häufig in den Dialektstudien störend bemerkbar. Auch empfiehlt er die Anwendung von Tonbandaufnahmen. Unter den historischen Faktoren, die die dialektale Aufgliederung Spanisch-Amerikas mitbedingt haben, ist das Substrat der bedeutendste. Wenn auch gerade auf diesem Gebiete noch sehr viel zu tun ist, so ist die Forschung in Lateinamerika doch in einer günstigeren Lage als in Europa, wo die Substratsprachen zum größten Teile nicht mehr existieren.

Die kleine Studie von J. P. Rona zeigt in knapper, sehr präziser Form den Weg auf, den die Dialektforschung in Spanisch-Amerika einschlagen sollte. Möge bei denjenigen, die sich damit befassen, die Studie den Widerhall finden, den sie verdient.

Mainz HEINZ KRÖLL

Erich Fausel, *Die deutschbrasilianische Sprachmischung. Probleme, Vorgang und Wortbestand.* Erich Schmidt Verlag, Berlin 1959, X + 230 S.

Die ausführlichste Untersuchung über das Deutschtum in Brasilien war bisher die Arbeit von Emílio Willems[2]. Auf dieser und auf einer

---

[1] Man vergleiche die bibliographische Übersicht, die M. L. Wagner 1950 im Suplemento bibliográfico da Revista Portuguesa de Filologia: Crónica bibliográfica hispano-americana, S. 369–400, veröffentlicht hat.

[2] Assimilação e população marginais no Brasil, Estudo sociológico dos

Reihe von anderen Vorarbeiten fußt die neueste uns vorliegende Studie von E. Fausel, die die deutschbrasilianische Sprachmischung, vorwiegend die Sprache der Hunsrücker Siedler in Rio Grande do Sul, zum Gegenstande hat. Das Material zu seiner Arbeit hat Verfasser in jahrelanger Sammeltätigkeit in Brasilien selbst zusammengetragen. Die gesamte Darstellung und die Wortliste (S. 63–230) beruhen in erster Linie auf dem Wortschatz, der sich in den alten Hunsrücker Kolonien in Rio Grande, dem ältesten Gebiet der deutschbrasilianischen Siedlung, ermitteln ließ.

Im ersten Teile seiner Arbeit untersucht E. Fausel eingehend die Frage der deutschbrasilianischen Sprachmischung, die Übernahme von Fremd- und Lehnwörtern, die Umbildung und Eindeutschung portugiesischer Wörter, den eigentlichen Vorgang der Sprachmischung, syntaktische Einbrüche des Portugiesischen in das Deutsch der Siedler, phonetische Eigenheiten, die wohl zum größten Teil auf dem engen Kontakt mit dem Portugiesischen beruhen, usw. Der Gesamtbestand der übernommenen Wörter übersteigt 3000 und umfaßt die meisten Lebensgebiete. Selbstverständlich stammt die Mehrzahl der Ausdrücke aus dem engeren Lebensbereich der Siedler: Bezeichnungen für Pferde, Vieh, Pflanzen, Früchte und Tiere im allgemeinen. Aber es fehlen auch nicht Ausdrücke aus dem Bereich des öffentlichen Lebens und der Politik, des Handels und der Technik. Zum Teil fehlt für die übernommenen Wörter jede Entsprechung im Deutschen, zum Teil hat sich aber auch die Übernahme ohne jede sachliche oder sprachliche Notwendigkeit vollzogen und es macht den Eindruck, als habe man nur den eigenen, bescheidenen Sprachschatz auffüllen wollen. Die Vorstellungsarmut der Siedler hat die Wortübernahme sicherlich stark gefördert.

Der zweite, umfangreichste Teil bringt die Wortliste, wo der Verfasser in drei parallelen Spalten die portugiesische (bzw. riograndenser oder brasilianische), die deutschbrasilianische Wortform und die hochdeutsche Entsprechung nebst sonstigen Hinweisen bringt. Dazu einige wenige Bemerkungen: S. 65 der *abraço* ist keine ausgesprochen brasilianische Sitte; S. 76 *afobar* ist in Portugal nicht üblich; S. 69 *Alkohol* dürfte wohl kaum ein Lehnwort aus dem Portugiesischen sein; fraglich scheint mir das auch für *garrafa – Karaff* (S. 142), *macadame – makadamisieren* (S. 161) und *major – Maschor* (S. 163); S. 69 *alazão* sowie auch eine Anzahl anderer als riograndensich bzw. brasilianisch gekennzeichneter Pferdebezeichnungen sind heute noch in Portugal geläufig; S. 72 *animal* entspricht als Schimpfwort nicht *Rindvieh;* S. 75 *assalto* ist kein regionaler riograndenser Ausdruck, denn das Wort und die Sitte sind in ganz Portugal bekannt; ebensowenig sind *catinga* (S. 102), *china* (S. 107), *gringo* (S. 146) ausschließlich in Rio Grande verwendete

---

imigrantes germânicos e seus descendentes, Brasiliana, série 5, vol. 186, São Paulo–Rio 1940 und A aculturação dos Alemães no Brasil, Estudo antropológico dos imigrantes alemães e seus descendentes no Brasil, Brasiliana, série 5, vol. 250, São Paulo–Rio 1946.

Ausdrücke; sie sind in den spanisch-amerikanischen Ländern weit verbreitet[1]; S. 116 *convir* kann kein *konveniere* ergeben – es handelt sich ganz einfach um das Lehnwort aus dem Französischen; S. 122 *doninha* kommt im Portugiesischen zwar in der Bedeutung *Wiesel*, aber nicht mehr in der Bedeutung *Fräulein* vor; S. 148 das aus dem Französischen entlehnte *guidão* ist im Portugiesischen nicht üblich – dafür in Portugal *volante;* S. 158 die für *letreiro* gegebenen Bedeutungen stimmen für das Portugiesische nicht; S. 164 *manha* ist keineswegs ausschließlich riograndensisch – das Wort ist in ganz Portugal bekannt; S. 165 *marcha-ré* lautet portugiesisch *marcha-atrás*; S. 222 auch *trava* ist portugiesisch *travão;* überhaupt werden eine ganze Reihe von Wörtern als portugiesisch bezeichnet, die in Portugal nicht vorkommen; S. 176 die *paciência* ist nicht nur brasilianisch; S. 190 *potro* ist kein auf Rio Grande beschränktes Wort; S. 223 *trem* in der Bedeutung *Zug, Eisenbahn* ist brasilianisch; die zweite Spalte der Wortliste, die ja die eigentlich deutschbrasilianischen Ausdrücke enthält, zeigt deutlich, daß vieles rein auditiv übernommen worden ist: *tabeng* (está bem), *tä scha* (até já), *weisimbora* (vai-se embora), usw. Eine ganze Reihe von Wörtern lassen auf Grund ihrer Suffixe darauf schließen, daß sie den Indianer- bzw. Negersprachen, wenn auch vielleicht nicht direkt, entlehnt sind.

Die sehr interessante Arbeit ist vor allem für den Germanisten, den Sprachpsychologen und -soziologen von Bedeutung. In mancher Hinsicht ist sie aber auch für den Romanisten aufschlußreich, nur müßte die Unterscheidung zwischen wirklich portugiesischem, brasilianischem und riograndensischem Sprachgut mit größerer Sorgfalt getroffen werden.

Mainz HEINZ KRÖLL

Salvatore Santangelo, *Dante e i Trovatori Provenzali*, 2ª ed. riveduta, Catania 1959, 231 S.

Es gibt literarische Probleme, für die mangels ausreichender Informationsquellen keine direkte Lösung gefunden werden kann. Um so mehr Anreiz üben sie auf gelehrte Forscher aus, der Lösung indirekt zuleibe zu kommen. Zu diesen Problemen gehören mehrere, die Dante, seine Vita Nuova und seine Divina Commedia betreffen. Der verdiente und verehrenswerte Salvatore Santangelo hat sich vor Jahren schon mit dem Verhältnis Dantes zu den provenzalischen Troubadours befaßt. Zu seinem 80. Geburtstag hat die Facoltà di Lettere von Catania diese Schrift in revidierter Gestalt neu herausgegeben.

Auf die Gefahr hin, Bekanntes nochmals bekannt zu geben, begnüge ich mich hier damit, die Hauptzüge des Gedankengangs S. S's kurz zu skizzieren.

---

[1] Vgl. Augusto Malaret, Diccionario de Americanismos, 3. Aufl., Buenos Aires 1946.

S. S. geht von der Feststellung aus, daß Dante keine der provenzalischen Biographien der Troubadours kannte, die wir besitzen, weder *vidas* noch *rasos*. Sicher aber kannte und benutzte er einen einzigen provenzalischen Canzoniere (q^2) und die *rasos* des R. Vidal, die vermutlich im selben Codex enthalten waren, und die er für sein De vulgari eloquentia ausbeutete. Wahrscheinlich lernte er sie in einer Redaktion kennen, die dem Original näher ist als die uns erhaltenen, und aus der er ästhetische Urteile über gewisse Troubadours und historische Notizen über die provenzalische Literatur im allgemeinen gewann. Diesen Canzoniere und die *rasos* des R. Vidal bekam er wahrscheinlich zwischen 1304 und 1306 bei seinem Exilaufenthalt in Bologna zu Gesicht, wo er bettelarm und verkannt die Lust an der *poesia amorosa* verlor und die *canzoni morali*, die ersten drei Traktate des Convivio, sozusagen das ganze De vulgari eloquentia und einen guten Teil des Inferno schrieb. In einer spätern Periode, müssen wir annehmen, sah er eine weitere historische Quelle ein, die ihm einige andere Notizen über die Troubadours lieferte. In einer dritten Periode, die durch den Lobpreis Arnaldo Daniellos im 26. Gesang des Purgatorio gekennzeichnet wird, lernte er wahrscheinlich am malaspinianischen Hof eine italienische Sammlung von höfischen Berichten kennen, aus denen er wiederum Einzelheiten über Troubadours bezog. Aus dieser gleichen Quelle scheint auch Benvenuto da Imola seine Kenntnis geschöpft zu haben.

Plato läßt den Sokrates in seinem Phaedon sagen: „Wenn es sich als unmöglich erweist, in wissenschaftlichen Fragen Gewißheit zu erlangen, muß man sich wenigstens des besten und unwiderleglichsten menschlichen Beweises versichern und auf diesem wie auf einem Floß, der Gefahr trotzend, durch das Leben hindurch steuern, falls es nicht jemand gelingt, sicherer und gefahrloser auf einem festeren Fahrzeug seine Fahrt zu unternehmen.“ Wir werden uns wohl kaum dem Vorwurf wissenschaftlichen Leichtsinns aussetzen, wenn wir uns an diese Argumentierung halten und Signor Santangelos Hypothese akzeptieren.

Basel AUGUST RÜEGG

Francesco da Barberino, *Reggimento e costumi di donna.* Edizione critica a cura di Giuseppe E. Sansone, Loescher-Chiantore, Torino, 1957, CXXVIII + 401 S. (Collezione di Filologia Romanza, diretta da S. Battaglia, Nr. 2).

Carlo Battisti, *Osservazioni e correzioni ad una recente edizione del «Reggimento e costumi di donna» di F. da Barberino,* Modena, Società Tipografica Modenese, 1959, 47 S.

Wenn man heute Francesco da Barberinos Werk *Reggimento e costumi di donna* in der von Sansone veranstalteten Ausgabe zur Hand nimmt, wird man es nicht versäumen, gleichzeitig Battistis *Osservazioni e correzioni,* die zu dieser Ausgabe erschienen sind, beizuziehen. Die vernichtende Kritik Battistis: „Non vedo che cosa possa rimanere in

piedi... di questo lavoro" (S. 45) ist nicht ganz gerechtfertigt, wenn man seine gründliche und subtile Auseinandersetzung mit der Ausgabe Sansones in Betracht zieht. Die vollständige Ausschöpfung einer wahren Fundgrube an Fehlern, die Sansone unterlaufen sind, löst in der Polemik selbst das konstruktive Element aus. Hätte Battisti den Unwert der Ausgabe noch bestätigen wollen, so hätte er sich nach seiner ersten Rezension in Lingua Nostra (Vol. XIX, S. 30) für keine mühsame Überarbeitung seiner kritischen Bemerkungen hergegeben. Jedenfalls ist es uns durch Battistis *Osservazioni* leicht gemacht, an das neu edierte *Reggimento* heranzugehen, liegt uns doch dadurch These und Antithese gleichzeitig vor.

Im Vorwort zu seiner kritischen Ausgabe eröffnet Sansone, er habe erst nach Drucklegung des *Reggimento* ein Manuskript ausfindig gemacht, das die erste Redaktion des Werkes enthält. Die Neuentdeckung konnte daher nur mehr im Nachtrag, nicht aber in der Einleitung und in der Textwiedergabe berücksichtigt werden. Battistis negative Stellungnahme setzt hier bereits ein, wir kommen noch darauf zurück.

Die letzte Ausgabe von Barberinos *Reggimento* durch Carlo Baudi di Vesme erfolgte 1875, liegt also weit genug zurück, um die Bemühungen zu rechtfertigen, nicht nur dem Philologen sondern auch einem breiteren Lesepublikum den Text unter neuen Kriterien zugänglich zu machen. Sansone unterzieht sich dieser Aufgabe mit mehr intuitivem als geschultem Sinn und enttäuscht dadurch den Philologen, so begrüßenswert auch die Absicht erscheinen mochte, die Edition von Barberinos *Documenti d'Amore* (ed. Francesco Egidi 1902–1927) mit dem Pendant des *Reggimento* zu ergänzen und damit dem enzyklopädischen Belehrungswerk für die Männer die im *Reggimento* für die Frauen ausgesprochenen Lebensregeln an die Seite zu stellen. Sansone gibt uns dazu eine sechs Kapitel umfassende Einleitung, in der wir folgende Punkte unterscheiden: Kap. I setzt sich mit den vorhandenen Handschriften und den bisher erfolgten Ausgaben auseinander. Die dem Werk zugrunde liegenden Mss. sind das Barberiniano Latino 4001 (BL) und als dessen Abschrift das Capponiano 50 (Capp.). Der Codex Alexianus I (Al.), von dem Hg. im Vorwort erwähnt, wird erst im Anhang berücksichtigt. In der Stellungnahme zu bereits erfolgten Ausgaben betont Sansone, daß der Wert der ersten durch Guglielmo Manzi (1815) längst umstritten ist, während er der Ausgabe von Baudi nur vorwirft, daß hier einem zu starren Verszwang die Treue der Textwiedergabe geopfert sei. Inwiefern er in dieser Hinsicht in seiner eigenen Reproduktion Recht behält, wird von Battisti angezweifelt. Sansone verrät deutlich die Tendenz, in formaler Hinsicht von einer vorgefaßten Meinung auszugehen, die im Kap. II, *Struttura dell'opera e criterio d'edizione,* zum Ausdruck kommt. Dieser Teil ist bereits 1950 als Aufsatz des Giornale storico della letteratura italiana (CXXVIII) erschienen. Das Problem, das Barberino dem Hg. stellt, erstreckt sich vor allem auf die Frage, was im Werke als Prosa und was als Versdichtung angesprochen werden kann. Die Erörterung wird an die Aufgabe des Satzzeichens

geknüpft, das die doppelte Funktion der Satzpause und der Verseinteilung erfüllt. Da Barberino selbst „kein bestimmtes Metrum pflegt, sondern die Form nach Bedarf der Materie ändert" und von Eloquenza belehrt wird: „Non vo' che sia lo tuo parlare oscuro... nè parlerai rimato, acciò che non ti parta, per forza di rima, dal proprio intendimento" (S. 6), liegt die Interpretation des vorherrschenden *segno* (·/) ganz in der Hand des Herausgebers. Die Exemplifizierung in der von Barberino niedergelegten Vers-Prosa-Mischung belegt noch die sekundäre Rolle der formalen Ausführung, wenngleich wir auch feststellen, daß die didaktischen Abschnitte vorzüglich in Versen, die novellistischen hingegen in Prosa abgefaßt sind. Allerdings bestätigt die Konsequenzlosigkeit Barberinos in dieser Hinsicht, daß das inhaltliche Moment das formale überwiegt. Sansone will nun nachweisen, daß bei fortschreitender Niederschrift des Textes auch die Versdiktion mehr und mehr in den Vordergrund dringt. Diese These soll ihn später in der Annahme unterstützen, beim neu aufgefundenen Ms. Al. handle es sich um eine ältere Redaktion des *Reggimento* (vgl. Anhang). Auch darin wird ihn Battisti widerlegen, indem er darauf hinweist, daß die versbestimmenden Satzzeichen nicht zuverlässig angeführt seien, daß Sansone schließlich aber auch Reime übersehen habe, die im angeblich älteren Text offenkundig vorhanden sind (Battisti, S. 33f.). Kap. III (*Varianti di autore e varianti di copista*) ist in anderem Zusammenhang demselben Problem der Verfeinerungsmethode Barberinos gewidmet, ferner der Frage, ob geringfügige Unterschiede zwischen Textstellen der *Documenti* und des *Reggimento* bewußt vom Autor selbst stammen, oder dem Kopisten zuzuschreiben sind. Auch an dieser Stelle setzt Battistis Kritik an: wo es um scheinbare Änderungen oder Verbesserungen geht, hat sich der Hg. nur geirrt, am deutlichsten im Beispiel *di notte* für *dì e notte* (Sansone S. LVI, Battisti S. 37). Ein kurzes Kap. (IV) beschäftigt sich unter dem Titel *La grafia* mit Uneinheitlichkeiten in der Wiedergabe einzelner Wörter: auch dies ist eine Untersuchung, mit der Battisti nicht einverstanden ist, vor allem, was deren Realisierung in der Textwiedergabe betrifft (vgl. Battistis schwere Anwürfe gegen die moderne Normalisierung von *collei* zu *con lei, nommi* zu *non mi,* ferner gegen die Vernachlässigung der „syntaktischen Verdopplung", S. 31f.). Was Kap. V, *La lingua,* betrifft, so ist Battisti der Meinung: „... se l'Editore avesse saltato a piè' pari il capitolo, avrebbe fatto meglio" (Battisti S. 4). Bei Sansone finden wir Laut-, Formenlehre und Syntax in registrativer Art angeführt, die sachliche Aufzählung sollte dabei die Problematik ausschließen. Daß dem nicht so ist, beweist Battisti S. 6ff.; er kritisiert im einzelnen: hier Beispiele anzuführen wäre anmaßend, denn es bedeutet in erster Linie Battisti als Verbesserer zu kopieren. Ich kann nur nochmals darauf hinweisen, daß Battistis *Osservazioni* zum unentbehrlichen Anhang des *Reggimento* geworden sind. Im letzten Kapitel der Einleitung, *La versificazione,* begegnen wir wieder einer Form des besonderen Anliegens des Hg.: hier betont er neuerdings die Versifizierungstendenz des Autors, hebt Unregelmäßig-

keiten hervor und führt die Untersuchungen des Endekasyllabons mit zahlreichen Beispielen an.

Inhaltlich gehört auch der Anhang, der sich mit *Problemi e conferme* über die angebliche erste Redaktion des *Reggimento* von S. 273 bis S. 340 erstreckt, zur Einleitung. Die hier nachgetragenen Ergebnisse beleuchten neue und interessante Aspekte über eine mögliche Entstehung des Werkes und eröffnen neue Handschriftenverhältnisse. Sie basieren, wie bereits erwähnt, auf dem Fund des Ms. Alexianus I, 3, dessen vermeintlicher Wert für den Hg. in neuen Datierungsmöglichkeiten besteht, ihm vor allem aber seine vorgefaßte These einer progressiven Verbesserungstendenz von der ersten zur zweiten Redaktion des Werkes zu bestätigen scheint. Neu zeigt sich in diesem fragmentarischen Ms. die Niederschrift einer, wie man glauben könnte, ursprünglich beabsichtigten Anlage des Gesamtwerkes, wie es der Autor ins Auge faßte: eine Dreiteilung sollte die Belehrungen für die Frau, die Belehrungen für den Mann und einen grammatikalischen Abschnitt für geschulte Leser voneinander trennen. Damit wäre nicht nur der innere sondern auch der äußere Zusammenhang zwischen *Reggimento* und *Documenti* klar ausgesprochen, mehr noch eine Einheitlichkeit dreier Kapitel, wobei der an die *Documenti* angeschlossene lateinische Kommentar als der angekündigte Grammatikteil angesehen werden könnte. So bestechend diese Feststellungen auch sein mögen, sie werden wiederum von Battisti widerlegt. Er stellt nämlich die andere mögliche Ansicht zur Diskussion, daß Al. ebensogut eine spätere Überarbeitung eines Kompilators wäre, der erst das Programm Barberinos überblicken und dadurch die Disposition des Gesamtwerkes anführen konnte. Sansones Beweisführung durch die sprachliche Untersuchung hat sich als nicht stichhaltig erwiesen: durch Battistis Anfechtung stürzt die Hypothese für jenen Teil in sich zusammen, den man in der Ausgabe als den wertvollsten, ergiebigsten und interessantesten bezeichnen könnte.

Auf Grund der in der Einleitung angeführten Kriterien erstreckt sich der eigentliche Text des *Reggimento* über 269 Seiten, im Nachtrag ist der fragmentarische Inhalt des Ms. Al. auf weiteren 47 Seiten dargelegt, eingeführt von einem ca. 70 Seiten langen Artikel *La prima redazione: Problemi e conferme,* der bereits in Filologia Romanza III, 1956 erstmals erschienen war. Dürftig ist hingegen das Glossar. Battisti zählt an die 70 Wörter auf, die das Glossar noch verzeichnen müßte, und erhebt dabei nicht Anspruch auf Vollständigkeit; für mehr als 20 Wörter, die im Glossar aufscheinen, bringt er Verbesserungen, mit der Einschränkung: „non pretendo, naturalmente, di avere esaurito l'elenco delle correzioni da apportare a questo glossario" (S. 23).

Durch das Glossarium selbst wird auch ein empfindlicher Mangel in der Wiedergabe des Textes aufgewiesen und unterstrichen: der Text wird ohne Zeilenzählung angeführt, so daß für jede Untersuchung, für das Nachschlagen eines Wortes, für das Zitieren jeweils eine eigene Durchzählung der Zeilen notwendig ist. Auch im Texte des Anhangs wird die Numerierung unterlassen.

Abschließend kann gesagt werden: dem Philologen wird künftig die Ausgabe des *Reggimento* nur im Zusammenhang mit den wertvollen *Osservazioni e correzioni* Battistis gute Dienste leisten, denn wo Battisti nicht verbessert oder ergänzt, da warnt er zumindest vor den immerhin zahlreichen lexikalischen und sonstigen Irrtümern Sansones. Für den ungeschulten, aber interessierten Leser ergibt sich dennoch, unabhängig von der Einleitung, in dieser neuen Ausgabe eine novellistische und kulturhistorische Fundgrube des literarischen Trecento. Dem Spezialisten hingegen eröffnet sich durch Sansones Thesen und Battistis Anwürfe erst die Problematik der Behauptungen und damit ist der Weg zu weiteren Untersuchungen frei.

Wien ERIKA KANDUTH

Klaus Heitmann, *Fortuna und Virtus. Eine Studie zu Petrarcas Lebensweisheit,* Böhlau Verlag, Köln-Graz 1958, 267 S.

Der Verf. legt in außerordentlich gewissenhaft und klar durchgeführten Überlegungen in einem 1. Teil zunächst die populäre, philosophische und christliche Fortuna-Auffassung, dann die allgemeinen Wesenszüge der Virtus (Definitionen, Erscheinungsformen) sowie ihre Rolle im Kampf gegen das Schicksal wie auch in der Unterwerfung unter dasselbe dar. In einem 2. Teil geht er den Kampfesweisen von Fortuna und Virtus nach, ihrer Auseinandersetzung „in utraque fortuna" (Fortunas Waffen, Virtus' Waffen nach stoischer sowie platonisch-christlicher Theorie), „in prospera fortuna" (Fortunas Waffe, Virtus' Waffe von stoischem, peripatetischem und christlichem Standpunkt), „in adversa fortuna" (Fortunas Waffe; Virtus' Waffe in stoischer, peripatetischer und christlicher Schau). Ein Überblick über den Ausgang des Streites zwischen Fortuna und Virtus gibt den Weg frei zur zusammenfassenden Betrachtung, an dessen Ende der Verf. erklärt: „So heben sich Petrarcas Thesen beständig selbst auf. Das stoische Weltverbesserertum der ‚Remedia utriusque fortunae' wird zunichte am Wirklichkeitssinn des Platonikers und des Peripatetikers, zutiefst aber am christlichen Urdogma der Erbsünde: mit dieser Formel kann man die Ergebnisse unserer gesamten bisherigen Untersuchungen zusammenfassen" (250).

Nach H. kann die Gegensätzlichkeit im Petrarcaschen Denken nicht in eine zeitliche Entwicklung, in ein Nacheinander von Stoizismus und Christentum, aber auch nicht in die Zwiespältigkeit einer esoterischen und exoterischen Wahrheit, d.h. einer solchen für die Gebildeten und einer anderen für die Ungebildeten aufgelöst werden. Nach H. ist Petrarca überhaupt nur dem Anschein nach ein homo duplex, in Wirklichkeit treffe er eine klare und eindeutige Entscheidung zwischen dem Stoizismus und seinem Gegenpol. Während aber nun die ältere Forschung, an ihrer Spitze H. W. Eppelsheimer in Petrarca einen Vorkämpfer der Ungläubigkeit und in seiner Frömmigkeit allenfalls ein humanistisches Wiederaufleben antiker Naturreligion sah, steht H. nicht an zu behaupten: „So sehr der Humanist die klassische Antike liebt, Chri-

stus liebt er noch mehr" (259). Dabei betont H., Petrarca entscheide, vor eine Alternative zwischen der stoischen These und ihrer Antithese gestellt, immer gegen die Stoa, sonst aber habe das Augustinische Wort vom göttlichen Ursprung alles Wahren „unheilbare Verwirrung im Denken des italienischen Humanisten" (256) angerichtet, insofern für Petrarca „eine Art prästabilierter Harmonie zwischen Platon und den Propheten, zwischen Cicero und Paulus" bestand.

Die Gedankengänge H.s wirken weithin überzeugend. Seine Beweisführung ist durchwegs sehr sauber und klar. Sein Mut zu bedeutsamen und doch vorsichtig gewonnenen Schlüssen muß anerkannt werden. Insgesamt stellt die Untersuchung einen wertvollen, nicht zu übersehenden Beitrag zur Petrarca-Forschung dar.

Einige Fragen drängen sich freilich dem kritischen Leser noch auf. Eine solche betrifft zunächst einmal die innere Gespaltenheit des Dichters. H. leugnet sie für Petrarca als Moralphilosophen und führt sie, wie gezeigt, auf einen Anschein bzw. eine unbewußte Haltung zurück. Der Dualismus ist aber andererseits eine unbestreitbare Eigenheit des Canzoniere-Dichters, seines „sentimento eterno tra realtà e ideale" (Calcaterra), seines Zwiespaltes zwischen sinnlicher Anziehungskraft und Gewissenspein des Gläubigen. Sollte dem Dualismus des Canzoniere-Dichters wirklich eine *so* entscheidende Eindeutigkeit des Moralphilosophen gegenüberstehen? Eine andere Frage ist: Die Besinnlichkeit nach innen gewandter Betrachtung, das Selbststudium, das diario intimo, kam nach allgemeiner Überzeugung mit Petrarca auf, der die feinsten Reaktionen seines Herzens durch die vielen Jahre seines Liebeserlebens hindurch verfolgte. Alfred Mézières sprach etwa von den Rime als einem „cours de psychologie amoureuse". Könnte man nicht Zweifel hegen, ob ein Autor, der sich in *dieser* Hinsicht so selbstkritisch beäugte, in *jener anderen,* wo es darum ging, die Grundlagen eigener philosophischer Haltung zu unterscheiden, sich wirklich *so* von der Überzeugung einer Konkordanz zwischen Plato und Paulus gewinnen ließ, daß damit „jeder kritische Vergleich unmöglich" wurde?

Dies sei nicht gesagt, um die solide und überzeugend wirkenden Ergebnisse der H.schen Untersuchung anzuzweifeln, sondern allenfalls um eine leichte Dämpfung der Entschiedenheit der letzten Schlüsse zur Erwägung zu geben. Aber vielleicht wird es möglich sein, die Frage des Verhältnisses Petrarcas zu heidnischer Philosophie und Christentum nochmals vom gesamten Schrifttum des Denkers *und* Dichters aus aufzuwerfen.

Erlangen ALBERT JUNKER

Th. Elwert, *Studi di letteratura veneziana,* Venezia–Roma (Istituto per la collaborazione culturale) 1958, 180 S.

Eine kurz und prägnant gefaßte Darstellung der venezianischen Literatur, mit gebührender Berücksichtigung auch der Anekdote und

ergänzt durch eine kritische Bibliographie, wäre ein wünschenswertes Arbeitsinstrument. Eine solche Darstellung würde gewissermaßen auch das Anliegen der Literaturgeschichte von Marco Foscarini (1752) wieder aufnehmen, ähnlich der Neuausgabe der Materialien von Bartolomeo Gamba, wie wir sie, überarbeitet und erweitert, von Nereo Vianello demnächst erhalten. Dem Charakter des venezianischen Schrifttums entsprechend wäre sie wohl, wie das auch Th. Elwert sieht, nicht nur ein Beitrag zur eigentlich italienischen Literaturgeschichte; sie wäre auch nicht nur eine Übersicht zur dialektalen Dichtung: vielmehr hätte sie eine Reihe von Problemen der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte vorzunehmen. Und es würde gleicherweise dem Charakter des venezianischen Kulturkreises entsprechen, daß eine solche Arbeit grundsätzlich philologisch konzipiert wäre.

Der vorliegende Band ist eine Sammlung von Aufsätzen zu dem besagten Thema und läßt sich in die folgenden, umfangmäßig etwa gleichen Teile gliedern: Übersicht vorerst über die verschiedenen Aspekte und die Bedeutung des venezianischen Schrifttums, an die sich das Kapitel *La libertà veneziana vista dai Francesi* (pp. 53–62) anschließt, eine Revue französischer Meinung (Bodin, de la Houssaye, Misson, Montesquieu, de St.-Didier) zur Eigenart der venezianischen Verfassung und des Lebens in der Lagunenstadt. Es folgen sodann der Text des *Libro terzo dell'Almansor* (pp. 77–110), genannt *Zibaldone,* mit einem Vorschlag zur Etymologie dieses Wortes. Den dritten Teil bildet schließlich ein interessanter Beitrag zu Bembo (*Il Bembo imitatore* und *Bembismo, poesia latina e petrarchismo dialettale*). Wir beschränken uns hier auf einige Hinweise zu kultur- und sprachgeschichtlichen Fragen, die sich aus den ersten beiden Teilen des Buches ergeben[1].

Im Hinblick besonders auf das Forschungsprogramm der Fondazione G. Cini in Venedig sind die Ausführungen über die Bedeutung der venezianischen Literatur im allgemeinen von Interesse. Höchst merkwürdig ist dabei der Versuch, das Schaffen Venedigs aus dem Verbande der Beziehungen mit dem Festlande herauszulösen und die Tätigkeit der Stadt als solcher hervorzuheben. Diese eigenwillige Problemstellung ist offenbar im Zuge jener Entwicklung der Nachkriegszeit zu verstehen, dank welcher die Bedeutung der venezianischen Kultur erneut ins Blickfeld gerückt erscheint, und zwar im Sinne einer *Civiltà Veneziana* als integrierenden Bestandteils der Italianität, in abendländischer Perspektive. Doch impliziert diese Konzeption der venezianischen Studien an sich keine derartige Isolierung. Vielmehr zeigt es sich, daß eine solche eher dazu angetan ist, eine organische Vorstellung der Verhältnisse zu verwehren. Und wenn eine isolierende Betrachtung in Bereichen, die hier nicht zur Diskussion stehen, wohl eher möglich wäre, so dürfte anderseits bei der Literatur die Grenze bereits erreicht sein;

---

[1] Betr. literarhistorische Belange merke man die umfangreiche Rezension von M. Marti in „La Rassegna della letteratura italiana“ 63 (1959), 90–96.

beim Betrieb der Wissenschaften, dem Elwert gebührende Aufmerksamkeit schenkt, ist sie nicht mehr sinnvoll. Und dies gilt vor allem auch deshalb, weil Elwert nicht – wie etwa Bruno Nardi – die intimeren Aspekte des kulturellen Lebens in Venedig zu bieten vermag, sondern den Blick auf die größeren Bezüge richtet.

Auf Grund der erwähnten Problemstellung läßt nun Elwert die *grande epoca* von Venedig mit der Einführung der Buchdruckerkunst beginnen. Zwar findet sich (p. 8) ein kurzer Hinweis auf die mittelalterliche Dichtung im übrigen Italien und besonders auf die frankoitalienische Literatur. Aber interessanterweise wird die umfangreiche literarische Aktivität aus dem östlichen Oberitalien nicht erwähnt, weder die Dichtungen mit Ansätzen zu einem *illustre*, noch die mannigfaltigen dialektalen Erzeugnisse, in deren Rahmen auch Leonardo Giustinian zur Sprache käme, welchen der Verfasser jedoch absichtlich eliminiert, weil er ihn mit der Geschichte der Musik behandelt haben möchte (p. 9 Anm. 4). Damit fällt denn auch die Frage nach dem Auftreten und Durchdringen der Toskanisierung wenig ins Gewicht, was um so mehr erstaunen mag, als gerade im venezianischen Raume das dichterische Schaffen durch die sprachliche Konstellation bedingt wird und die Dichtung hier überhaupt, nach Viscardi, ein Problem von *lingua e letteratura* darstellt. Man hat sich deshalb bei Elwert etwas unvermittelt mit *Venezia come culla della lingua letteraria italiana* (p. 19) zu befassen, und zwar auch hier besonders im Hinblick auf den Buchdruck. Demgegenüber hätte man bis heute der doch ausgerechnet in Venedig intensiv besprochenen *Questione della lingua*, die sich übrigens, trotz dem Hinweis auf Migliorini, bei Elwert auf die Frage reduziert, *se la lingua letteraria fosse toscana o italiana*, zu viel Bedeutung beigemessen. – Zu Goldoni (p. 48) ist jetzt anzumerken G. Folena, Il linguaggio del Goldoni: dall'improvviso al concertato, „Paragone“ 94 (ott. 1957), pp. 4–28; L'esperienza linguistica di C. Goldoni, „Lettere italiane“ X (1958), pp. 21–54; Per un vocabolario del veneziano di Goldoni, „Atti Ist. Ven. Sc. Lett. Arti“ 117 (1958–59), pp. 79–101.

Immerhin, in seinem Überblick über die venezianische Literatur belegt der Verfasser eine sehr beträchtliche Materialkenntnis. Leider gelingt es ihm nicht immer, in seiner Darstellung das Wesentliche knapp aufzuzeigen. Außerordentlich ist ja auch die Schwierigkeit, in einer fremden Sprache stets die wünschenswerte Klarheit des Ausdrucks zu erreichen. Doch nehme man z.B. den Hinweis auf die einzigartige Erfindung der venezianischen Relationen (p. 35); Elwert beschreibt diese Einrichtung in dem einen Satze: *Già in epoca abbastanza remota, nel secolo decimoterzo, quando in altri Stati non ci pensa ancora nessuno, le relazioni degli ambasciatori diventano, a Venezia, un'istituzione stabile.* Genauer: Die Venezianer kannten als erste in Europa die Einrichtung ständiger (*stabile* oder *stanziale*) diplomatischer Vertretungen; die Gesandten waren zur Berichterstattung verpflichtet. Ihre Relationen waren vorerst mündlich zu erstatten, ab 1425 mußten sie dem Senat schriftlich eingereicht werden und hatten als geheim zu gelten. – Nach-

trag zur Bibliographie: F. Antonibon, Le relazioni a stampa di ambasciatori veneti, Padova (Ist. Ven. Sc. Lett. Arti. Opera della bibliografia veneziana. Collana di Bibliografia minori. Vol. 1) 1939. – Zum Relief der Darstellung gesellt sich häufig die Frage nach der Wertung. Derart knappe Zusammenfassungen haben nur dann einen Sinn, wenn dem Verfasser eine intensive Gestaltung des Stoffes gelingt. So wäre bei den zwei Sätzen über Andrea Dandolo und Marin Sanudo (p. 35) nicht in erster Linie das Lob von Muratori über deren Geschichtsschreibung als vielmehr ein Urteil moderner Kritik von Interesse gewesen. So beispielsweise R. Cessi: *Dopo il mille la tradizione storiografica veneziana è meno fida, perchè essa fa capo alla cronaca di Andrea Dandolo (sec. XIV), il quale ha rielaborato con scarso senso critico e minor rispetto storico la materia fornita dalle poche testimonianze, di cui disponeva. Dal Dandolo dipende quasi integralmente tutta la storiografia posteriore fino a Marin Sanuto, nel quale sono raccolti molti documenti non sempre genuini, che il diarista ha potuto racimolare nelle miscellanee manoscritte a lui pervenute* (in: Storia di Venezia, Venezia, Centro internazionale delle arti e del costume, 1958, Bd. 2, p. 471).

Damit wenden wir uns dem Text des *Almansore* zu, den der Verfasser als *primo contributo all'indagine sulla formazione della lingua scritta non letteraria* veröffentlicht. Der Beitrag von Elwert zu diesem Thema ist tatsächlich bedeutend. Es handelt sich um eine volkstümliche Adaptation in 1019 Versen des bekannten, unter dem Namen Almansor gehenden medizinischen Traktates arabischer Herkunft. Zur Herstellung des Textes werden drei Inkunabeln verwendet, ein Exemplar der Staatsbibliothek München (zu Hain 13902) und zwei aus den Beständen der Marciana in Venedig (zu Hain 13903). Schon 1913 hatte Segarizzi das Werklein in der *Bibliografia delle stampe popolari italiane della R. Biblioteca Nazionale di S. Marco di Venezia* verzeichnet und daselbst (No. 180) das Titelbild eines Druckes veröffentlicht, das nun auch im vorliegenden Bande erscheint. Zu verweisen wäre außerdem auf D. Schullian, F. Sommer, A Catalogue of Incunabula and Manuscripts in the Army Medical Library, New York 1948, wo zwei weitere Exemplare unseres Textes angezeigt sind (No. 397, 398), sogar mit der Photographie einer Textseite (Tafel 7). Das von Segarizzi registrierte Exemplar (jetzt in Misc. 1945) enthält eine Einleitung, über die Elwert ebenfalls nicht orientiert, und die wir hier anführen, weil sie den Charakter des Textes, auf den wir noch zurückkommen werden, treffend illustriert[1]:

Un philosopho dotto in medicina
per sua memoria ha voluto lassare,
per nostro exempio & per bona doctrina,
aciò che'l corpo si possa defensare,

[1] Auf den hier angeführten Druck ist seither auch Elwert aufmerksam geworden. Vgl. dessen Beschreibung Ancora il testo del primo „Zibaldone", „Paideia" XIV (1959), 161–167.

una auctentica recepta molto fina.
E chi vorà questo stile seguitare,
sarà deliberato dal mortal dolore;
e questo tracta il terzo d'Almansore.

Qual philosopho è degno Almansore;
greco fo, fra gli altri portò il vanto,
e de tutte le herbe fo inventore.
Hipochrate, Avicenna, Galieno & Diamante
seguiron soi pedate e non pilion errore
de l'opere magne, le qual scrisse tante,
del qual sempre ne sarà memoria,
come gustar pòi ne la famosa historia.

Inprima de' fructi che l'hom usa a manzare,
herbe, carne, de più varie rasone,
e'l ben e'l mal, quel che ti pon fare,
e'l pro e'l contro de sua conditione:
son vintiotto capituli, a non fallare,
che ciascadun la sententia sua propone,
secundo che lassa lo auctor soprano,
per conservar ogni corpo in sano.

Das Fehlen dieser Einleitung in der Ausgabe von Elwert mag u.a. durch das Bestreben bedingt sein, einen diplomatischen Abdruck der benutzten Quellen zu bieten, wobei nun allerdings die kritische Äußerung des Herausgebers häufig trotzdem durchbricht, was für die Textgestaltung ärgerliche Folgen zeitigt. Es werden z.B. keine Akzente gesetzt, außer gegebenenfalls bei *è, dà, dì* (gemäß p. 75). Um so mehr ist man erstaunt, dafür etwa folgende Unregelmäßigkeiten zu finden: *dà* 108, 165, 190, 202, 338 etc., gegenüber gleichwertigem *da* 102, ohne Akzent. Ebenso *èn* 'sono' 276, 557, 628, 694, 1017, gegenüber *en* 9. Ohne Akzent auch *si* SIC, passim, wogegen *sì* 128, 149; und vollkommen isoliert *humidità* 88. An die Stelle genügender diakritischer Zeichen tritt nun ein unförmiges System von Anmerkungen. So wird z.B. bei „fegato" 93 (nicht 77) Anm. die Betonung von *figato* erklärt, mit dem Hinweis auf die Verse 345, 884, wo man einmal die Graphie *figà,* dann *figa* vorfindet; unerwähnt bleiben damit *figato* 105, 113, 120, 138, 162, etc., wogegen bei 519 eine neue Anmerkung auftritt: *figa* = *figà* 'fegato', und *fiato* 148 bleibt unbemerkt. Ein ähnlich gelagerter Fall ist „dopo": Statt einen Akzent zu setzen, gibt Elwert 21 Anm. *dapo* = *dapò* 'dopo', ohne auf die weitern Fälle zu verweisen, wo besonders das mehr dialektale *dapuò* 818 (dazu in der gleichen Zeile *da puo,* getrennt!) anzuzeigen wäre. Dasselbe ist zu sagen bei *poi* 'dopo' 419 Anm., wo insbesondere *po* 827, 969 und *puoi* 837, entwischen. In Fällen wie *se de usar* 717 muß sich der Leser überdies Rechenschaft geben, ob *sè de usar* oder *se dé usar* hier gültig sei.

Recht verworren ist auch die Verwendung des Apostrophs: Gemäß p. 75 will der Herausgeber dieses Zeichen setzen *per segnare l'elisione*

e l'aferesi nelle parole proclitiche ed enclitiche. Was bedeuten aber *chil* 141, *che l* 762, *l apetito* 784? Elwert schreibt auch *de* 'deve' 204 (gegenüber *tra'* 'trae' 206), 444, 760, 766, 800 usw., entschließt sich dann aber gegen den Schluß des Gedichtes zur Graphie *de'* 896, 950, 965. Inkonsequent ist auch *a lavoratori* 462, gegenüber *a' nervi* 831. Und schließlich: *e si l'rinova* 994. – Falsch ist *stia'n* in dem nachstehenden Passus, wo von den nach erfolgtem *vomito* zu ergreifenden Maßnahmen die Rede ist: *lavarse il viso poi con aqua rosa/che'l collo, e'l petto stretti stia'n posa* 866–867. Elwert merkt *posa* 'riposo' an, ohne zu beachten, daß *aqua rosà* zu lesen ist (vgl. *rosato olio* 989), woraus sich der Reim *stian posà* 'stiano posati' regelmäßig ergibt.

Der Mangel eines einheitlichen Kriteriums macht sich vor allem bei den Anmerkungen bemerkbar. Wörter wie *acetosa* 76, mit einer überflüssigen Wiederholung bei 199, *agnocasto* 262, wo doch lt. *agnuscastus* und auch dt. *Keuschbaum* vorliegen, *aneto* 133, *cubeba* 733, das zum europäischen Wortschatz gehört, *ruca* 184, u.a. bedürfen nach unserer Meinung keiner Erklärung. Das hätte den Verfasser auch davor bewahrt, *apio* 139 als eine *sorta di mela* zu definieren, wo es sich doch einfach um Eppich handelt, und ebenso wären die *atriplici* 124 zu keiner '*famiglia di chenopodiacee*' geworden, wie denn auch *bleti* 127 nichts mit *atreplice* zu tun haben. Anmerkungen sollten für schwierigere Wörter reserviert bleiben, wo sie zumeist fehlen, und besonders auch für Formen, die noch Anklänge an den Dialekt aufweisen, wie *anesi* 742, *brugne* 58, *cerese* 64, *fraghe* 40, *genebro* 277, *gianda* (*ianda*) 97, *navone* 214, *pestinache* 220, *ravano* 229, *sparesi* 274, womit ein doppelter Zweck erfüllt wäre, nachdem in den übrigen Fällen meist die toskanischen Formen auftreten. Elwert erklärt beispielsweise auch das Wort *opilare*. Dagegen bleibt *color che sian rotti* 303, eine interessante Umschreibung von Hernienleiden, wohl im Anschluß an mlt. *crepatus*, unerwähnt. Bei *possa* 26 wird '*possanza, forza*' angemerkt, ohne den Verweis auf die übrigen Fälle, und vor allem nicht auf *virtù*, der üblichen Bezeichnung für die Wirkung eines Heilmittels. Unbegründet scheint uns schließlich die Anmerkung zu *capo di palma* 181, welche anhand dieses Beispiels auf die *conservazione nel testo di ricette e di ammonimenti che vanno bene in Arabia, ma che hanno poco senso a Venezia e in Italia in genere* hinweist. Es gibt dafür noch heute das italienische Wort *cefaglione* (s. DEI), zu welchem sich mlt. *cifilio* gesellt, und zu dessen Übersetzung die genannte Umschreibung nicht schlecht gewählt ist. Bemerkenswert ist hier vielmehr das Ausweichen vor dem arabisierenden Fachwort – z.B. *juluar* bei Roccabonella, das zu ar. جمار gehört, welches sich im sizilianischen *giummara, giummarra* (Rohlfs) wieder findet –, dessen Semantik hier offenbar noch vorliegt.

Es zeigt sich hieraus, daß wissenschaftliche Fachwörter mit Respekt zu behandeln sind; denn die terminologischen Verhältnisse geben nicht nur Auskunft über den Stand der Dinge in sachlicher Hinsicht, sondern verraten ebensosehr die Mentalität, den Standort der Texte. In diesem Sinne sollte auch versucht werden, bei der Interpunktion die theore-

tischen Grundlagen der mittelalterlichen Wissenschaft zu erfassen. So sind z. B. die Angaben über das Temperament der verschiedenen Heilmittel normalerweise binomisch, ausgenommen diejenigen *temperatae complexionis*. Es ist daher vollkommen widersinnig, etwa bei Vers 43 zu lesen: *Il cedro è caldo, seco, fredo, e humido*. Es muß heißen: *Il cedro è caldo secco, fredo e humido*, wobei darauf hinzuweisen ist, daß eine Variante *caldo e seco*, die den Fall noch eindeutiger erscheinen läßt, von Elwert selbst angezeigt wird. Viele Verse sind in diesem Sinne richtig interpungiert. Doch beachte man u. a.: *Cornole è calde, e sicche di natura* 106. *Genebro è caldo, e secco nel secundo* 277. *El lacte è temperato, fredo, e humido* 397. *El sale è caldo, e secco, e fa appetito* 430. Die hier vorliegende falsche Interpretation hat offenbar auch dazu geführt, daß Elwert dem folgenden Verse keine Interpunktion zu geben wußte: *pur humida è ben che disecchi il corpo* 329, wo die pharmakologische Klassierung als gegensätzlich zu der im menschlichen Körper bewirkten Reaktion beschrieben wird. Ungenau verstanden ist ferner die folgende Stelle: *se* (la cervosa) *è di uva passa, il stomaco refila. / De fichi el infia* 360–361, wo höchstens Strichpunkt möglich ist, und die Anmerkung *'el infia', solecismo; sarebbe corretto 'la infia'* wegfällt, denn *el* bezieht sich auf *stomaco*, und nicht auf *cervosa*. – Unproblematisch sind die nachfolgenden Fälle: *Poca aqua dopo il cibo non è ria; / a chi è caldo, dico, di natura* 388–389 (warum Strichpunkt?). *fastidio fa colera rossa adduce* 549 (Komma nach *fa*). *il bianco* (dell'uovo) *è fredo, e duro, e più viscoso; / e fa rio sangue, è men luxurioso* 623–624 (warum *è* ?). *il sangue rumpe, e falo sputar netto / al stomaco è bon, questo è palese* 859–860 (Strichpunkt nach *netto*).

Auf weitere Unregelmäßigkeiten gehen wir hier nicht mehr ein. Angeführt seien nur noch die wenig überzeugenden Überlegungen zur Schreibung des Wortes *uva*, 13 Anm. Nach Elwert wäre, nachdem im Druck *u* und *v* nicht unterschieden wurden, auch die Form *vua* in Betracht zu ziehen. Im Hinblick auf das dialektale *ua* erscheint uns jedoch diese Lautung als gesucht; das in *ua* regelmäßig geschwundene intervokalische *v* konnte unter schriftsprachlichem Einfluß ohne weiteres wieder eingesetzt werden. Und auch die Frage, ob vorhergehender Vokal ein *v* bedinge, also *la vua* 43, darf, im Rahmen der venezianischen Lautgewohnheiten, als abwegig gelten. Außerdem: wenn schon *la vua* 43, warum dann *le uve* 16 und *di uva* 360?

Die bisher angeführten Beispiele erlauben nun auch, darauf hinzuweisen, daß unser *Almansore* in einer weitgehend toskanisierten sprachlichen Form vorliegt. Die Regelmäßigkeit der graphischen Präsentation ist dabei geradezu verwunderlich. Es läßt sich keine der bekannten irrationalen Schreibungen mittelalterlicher Prägung finden; selbst *pt*, wie das etwa in *stitico* 17, 721 möglich wäre, ist nicht vertreten. Es ist somit nicht recht verständlich, warum Elwert in einem unverhältnismäßig umfangreichen Apparat alle Varianten notiert, um eine *idea precisa della fluttuazione grafica* zu vermitteln. Eine Zusammenstellung der Fälle hätte dem Leser besser gedient. Wir geben im folgenden eine

kurze Auswahl von Varianten, um die Qualität der besagten graphischen Oszillation aufzuzeigen und vor allem einen Eindruck vom Grad der Konservierung dialektaler Elemente zu verschaffen:

1. Gemination: Zu *t: apetito*:*apetitto* (*appetito*) 20, 37, 60, 81, 155 usw., *tuti*:*tutti* 2, mit *ct: diletto*:*dilecto* 102, *fate*:*facte* 42, *latte*:*lacte* 134, 156, *lattuca*:*lactuca* 109, *petto*:*pecto* 76, 90, 101, 116, *trata*:*tracta* 3. – Zu *d: freddo*:*fredo* 16, 49, 55, 103, 109, 112 usw. – Zu *p: troppo*:*tropo* 54, *apio*:*appio* 139. – Zu *c: secca*:*seca* 97. – Zu *l: allarga*:*alarga* 75, *gola*:*golla* 75, 86, 116, *molla*:*mola* 'ammollisce' 9, 12, *opilatione*:*opillatione* 139, *isnello*:*snelo*:*isneo* 639, *utile*:*utille* 114. – Zu *n: fanno*:*fano* (*fan*) 63, 74, 76, 120.

2. Mittelalterliche Schreibgewohnheiten: *ch: carobe*:*charobe* 70, *sterco*:*stercho* 21, *stomaco*:*stomacho* 19, 50, 56, 63, 108, 110, 113, 119, – *ti*/*ci: inflatione*:*inflacione* 74, *operation*:*operacion* 131, *repletion*:*replecion* 996. – Zu *x* = *s* einzig *fasano*:*faxano* 664.

3. Gelehrte Schreibungen: *flegma*:*flemma* (*flema*) 48, 51, 123, *fluxo* 248, 599, 672, sowie *auctore* 1013 und *doctor* 1014, *lector* 1012.

4. Relikte von Dialektformen: *Vokale: il*:*el* 12, 44, 77, 90, *di*:*de* 41, 82, *infia*:*enfia* 5, 310, *inflativa*:*enflativa* 152 und *util*:*utel* 898, *debil*:*debel* 872, sowie Rückbildungen aus der Mundart: *estate*:*istate* 258, *neve*:*nive* 812, wozu wohl auch *gariofilato*:*gariofolato* 169. Mit Palatal *digestion*:*digistion* 95, *migliore*:*megliore* 5. Ferner: *fungi*:*fongi* 271, *nutrica*:*notrica* 44, 47, 48, *urina*:*orina* 99, *urinare*:*orinare* 89, 136, *ucello*:*ocello* 616, sowie *punture*:*ponture* 96, *punge*:*ponge* 141. Umgekehrt *rompe*:*rumpe* 226, 736, *secondo*:*secundo* 277, wie auch das dialektale *cum* 580 gegenüber normalem *con*, sowie *scorpion*:*scarpion* 140.
Dialektale Diphthongierung: fora:*fuora* 57, *poi*:*puoi* 24, 837 'dopo', *poco*:*puoco* 504, 802, 913, *so*:*suò* 223, *tol* (*tole, tolle*):*tuol* (*tuole*) 12, 37, *tore*:*tuore* 'togliere' 33, 904, 906.
Konsonanten: anidre:*anatre* 695 (*anetre* 652), *ciascun*:*ciascadun* 290. *nocelle* (*nociele*): *noselle* 94 (zu *ci* vgl. *porge*:*porgie* 66), *ucello*:*usello* 616, cfr. *cervosa* „cervogia" 358. Präpalatale Reibelaute scheinen, wie noch heute in der Aussprache des Italienischen bei weniger gebildeten Volksschichten Veneziens, nicht umgebildet. Hierzu *zà*:*già* 883, *mangiar*:*manzar* 267, 409 (jedoch nirgends *magnar*), *discacia*:*discaza* 189, 567, *nutrisce*:*nutrisse* 419, aber *angossa* 197, *possa* 'poscia' 198, ohne toskanische Variante. Ferner: *agli*:*alli*:*a li* 224, *doglia*:*doia* 158, vgl. *bogliente* 183, falsche Rekonstruktion aus dem Dialekt, *migliore*:*miore* 5, *meglio*:*meio* 1011 (*melio* 915), *pigliare*:*piliare* 920, *sottiglia*:*sottia* 431. Man beachte schließlich *boragine*:*boragio*:*boraio* 144 sowie *panni*:*pagni* 39.

5. Hypertoskanisierung: *dil* 230, 257, 280, 283, 825, zu dialektalem *di* 'dei', das auch alttoskanisch ist. Vgl. jedoch *nil*:*nel* 284. Ferner *mazurana*:*magiorana* 157 sowie *reprime*:*ripreme* 27, 59, 78, *restringe*:*ristrenge* 17. Zu vorgenanntem *stomaco* hier *stomico* 56 auf Grund des dialektalen *stomego*. Schließlich vielleicht *debe* 365, 692, neben *dé* 'deve', *laboratori*:*lavoratori* 794, und *verge*:*verze* 157.

6. Konservation: Die Zahl der irreduktiblen Dialektformen ist verschwindend klein. Zusätzlich zu den bei den Anmerkungen erwähnten lexikalischen Relikten bei Pflanzennamen wären hier *cerebro* (*celebro*) 345, 732, *padire* 'digerire' 35, 596, 829, 842, 852, und das volkstümliche *parlesia* (*parlasia*) 'paralisi' 347, 873, weiterhin anzumerken. Ferner *doi, duoi* 'due' 406, 836. Dialektal sind zudem die Genera *la flegma* 123, 231, 720, 737, und *la sperma* 111, 144, 264, 308, 403, 432, usw., mit *il sperma* 195, sowie die Überdistinktion der Deklinationsklasse bei *brasa* „brace" 559, und *grando* 805, *comunamente* 334, 509 (cfr. *ventro:ventre* 9). Zu erwähnen sind sodann die Verbformen *dé* (mit vorgenanntem *debe*): *dié* 766, 861, 863, *debia* 'debba' 757, *disni* 'pranzi' 935, *fesse* 'facesse' 866, *impie* 333, *impisse* 'riempie' 372, *mantenirai* (*mantenerai*) 1019, auf Grund des dialektalen *mantegnire, siando* 'essendo' 817, *tegna* 'tenga' 930, *trà* 'trae' 206.

Auffällig sind außerdem die in venezianischen Dialekten zufolge der häufigen Verwendung von Prä- und Infixen besonders bei Verben möglichen morphologischen Schwankungen. Es finden sich z. B. *discazar* 177, 567, 746, nach Bedarf neben *scazar* 138, 239, 240, und schließlich *cazare* 237. Dialektales *sfende* 231 vermag sich, weil ohne Einfluß auf die Silbenzahl, neben *fende* zu halten. In diesem Sinne beachte man auch *morza* 383, aus *smorza, asmorza,* ferner *rifredare* (*refredare*) 77, 773, mit Präfixwechsel aus *asfreçare, asfredare,* und analog *milza* 270, 366, 523, zu dialektalem *smilza*. Neben *genera* nur halbwegs in die Schriftsprache eingegliedert erscheint auch *ingenera* 500, 534, zu dialektalem *inzenderare* (vgl. hierzu noch *imbriago* 817, neben *disebriare*: *disnebriare, desnebriare* 117). Ebenso *insoniare* 111, neben *soniare* 203. Zur Syntax, abgesehen von dem pleonastischen *sì,* merke man *offendere* mit Dativ 122, 164, 191, 312, 385, 701. Ferner *che* 401 absolut (= *a che*), was Elwert anmerkt, und zur Stellung der Pronomina *si gli* 'gli si' 848.

Im Hinblick auf dieses Material ist es kaum möglich, die *arcaicità* des Gedichtes, wie sie von Elwert hervorgehoben wird, zu erkennen. Die drei Fälle, die dafür als Beweis aufgezählt werden, müßten näher untersucht sein. Zu den Reimen *corpo:tropo* 770–810 und 850–852 darf gesagt werden, daß *r*-Metathesen im Venezianischen häufig belegt sind. Zu *quantitade:affaticare* 971–973, wo Elwert von Assonanzen spricht, ist zu bemerken, daß die erste Zeile hypermetrisch ist. Nicht signifikativ ist sodann *èn* 'sono', das für uns nur ein Beweis des antidialektalen Bemühens eines Kopisten darstellt – die venezianische Form würde *sè* lauten –, nachdem *-n*(*o*) in Oberitalien seit alter Zeit als Morphem zur analogischen Bildung einer dritten Person Pluralis auftritt. Die in diesem Zusammenhang zu erwähnenden Formen *apren* 'aprono' 92, *beven* 'bevono' 893, *nocen* 'nuocciono' 479, *solen* 'sogliono' 708, scheinen Elwert entgangen zu sein. Schließlich wäre zu untersuchen, ob das Gedicht effektiv venezianischen Ursprungs ist.

Bei der vorliegenden sprachlichen Form kommt als Charakterisierung der Hinweis auf den Hybridismus, wie ihn ehemals Rajna formulierte,

nicht mehr in Frage; ebensowenig mag es sich, nach Dazzi, um einen *dialetto schiarito nella lingua* handeln, weil der dialektale Koeffizient gegen Null strebt. Auf Grund der sprachlichen Form scheint uns deshalb der Schluß auf ein hohes Alter dieses *Almansore,* auf eine *epoca ben anteriore al Quattrocento* (p. 76), nicht zulässig. Ein solcher Beweis müßte eventuell mit andern Mitteln versucht werden. Doch ist die volkstümliche medizinische Literatur zur Hauptsache eine Errungenschaft des 15. Jahrhunderts. Jedenfalls ist mit dem vorliegenden *Almansore* für Venedig die Praxis der Übersetzung, *lungo tempo prima che sorgesse la richiesta di traduzioni in volgare di opere scientifiche,* nicht nachgewiesen. Und man wäre geneigt, hier als Gegenstück vulgarisierender Prosa auf das recht witzige Gesundheitsbüchlein des paduanischen Mediziners Michele Savonarola († 1464) hinzuweisen, das ebenfalls in venezianischen Drucken erschienen ist[1].

Als Autor unseres Gedichtes kommt nach Elwert, auf Grund des Titels, ein gewisser Zibaldone, *ignoto medico veneziano che ridusse in versi italiani il libro dell'Almansore del medico arabo Rhazes* (p. 67) in Frage[2]. Darauf gründet sich eine Etymologie des italienischen Wortes 'zibaldone'. Es handelt sich dabei *evidentemente di un nome raccorciato, derivato da 'Arcibaldo, Prencibaldo', con suffisso accrescitivo '-one',* Entwicklung also vom Eigennamen zum Gattungsnamen. Es ist indes zu bemerken, daß die Bezeichnung *zibaldone* in den einzelnen Drucken offenbar erst später eingefügt wurde. Bei 1014–15 *sequi lo stil di questo auctore / ch'è Cibaldone, doctor singulare,* lesen von den benutzten Drukken M und V[1] *Almansore,* und nur V[2] *Cibaldone.* Dabei spricht Elwert hier von *Cibaldone* als richtiger Lesart (p. 74), gegenüber *Almansore,* wo doch eine unvoreingenommene Betrachtung eher eine chronologische Stratifikation hervorzuheben hätte, wobei auch eine Anpassung an populäre Bedürfnisse mitzurechnen ist. Elwert umgeht das Problem, indem er annimmt, daß das Wort *zibaldone* schon lange vor der Einfügung in den Text eine geläufige Bezeichnung für *Almansor* war. Es wären in dieser Hinsicht Kontrollen auf Handschriften durchzuführen. Indes bleibt Elwert eine philologische Begründung seiner Überlegungen schuldig. Es ist jedoch wohl möglich, daß diese zu Recht bestehen.

Die eminente Produktion Venedigs auf dem Gebiete des medizinischen Schrifttums seit der Einführung des Buchdrucks – zu welchem übrigens die Arbeiten von E. Pastorello in der Bibliographie nachzutragen wären –, ist unbestritten, und Elwert stellt sie denn auch gewissermaßen als Pendant zu den Leistungen auf dem Gebiete des Humanismus (p. 16ff.). Eine genauere Charakterisierung der Texte ist heute jedoch noch nicht möglich. Elwert sieht deshalb hier unterschiedslos die ungeheure Betriebsamkeit. Trotzdem ist es unzutreffend,

---

[1] Soweit wir sehen, allerdings erst 1508 sowie 1515, 1554, 1576.

[2] Die Ausdrucksweise von Elwert ist irreführend. Es handelt sich um einen *Liber ad Almansorem.* Die Handschriften zitieren „Rhazes“ und „Almansor“, oft ohne sich darüber im klaren zu sein, daß es sich um dasselbe Werk handelt.

das *Almansore*-Gedicht als wissenschaftliche Arbeit zu klassieren, ebensowenig wie es zulässig ist, aus der beachtlichen Liste der arabischen Autoren ein *interessamento... per le lettere arabe* herauszulesen. Es handelt sich lediglich um den in den oberitalienischen Medizinschulen seit dem Hochmittelalter bekannten medizinischen Arabismus. Der Titel der ersten venezianischen Ausgabe des Avicenna (*Liber... translatus a Magistro Gerardo Cremonensi in Toleto de arabico in latinum*) 1476 braucht uns somit nicht auf die Spur zu helfen. Die hier vorliegende, wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswerte Situation läßt sich sogar in eine terminologische Problemstellung abstrahieren, wie das auf seine Weise Simon von Genua schon im 13. Jahrhundert unternahm; denn die arabisierende Fachterminologie, deren Vorhandensein als eindrücklicher Beweis des arabischen Einflusses gelten darf, wurde mit einem gewaltigen Aufwand an Energie studiert. Besondere Beachtung verdienen dabei auch die in den spätmittelalterlichen Handschriften erhaltenen Listen von Synonyma, bei denen es sich teils um Glossare zu einzelnen Autoren, teils um unabhängige Kompilationen handelt, oft mit zusätzlicher Übersetzung ins *volgare*. Es ist uns auch eine Synonymenliste mit Übersetzung ins Französische bekannt. Das *vocabolarietto greco–latino–arabo* der Mesue-Ausgabe von 1559, das Elwert anführt, steht somit bereits am Schluß der Reihe und stammt aus einer Zeit, in der das Vertrauen in die herkömmliche Literatur, wie wir noch zeigen werden, bereits am Zerbrechen war; aus einer Zeit, in der mit einer neuen Generation von Gelehrten, hier vorerst dank Mattioli (1501–1577), sich zudem die Botanik von der medizinischen Wissenschaft im mittelalterlichen Sinne zu lösen beginnt.

Die Auseinandersetzung mit dem Arabismus stand in erster Instanz den Universitäten zu. Hier nahm eine jahrhundertelange Identifikationsarbeit ihren Anfang, die, vom Wort zur Sache langsam fortschreitend, die Ansätze zur Wissenschaft im modernen Sinne mitbegründete. Dabei bleibt zu untersuchen, in welchem Maße, abgesehen etwa von der mittelalterlichen Methode der *expositio*, auch sprachliche Aspekte tatsächlich erfaßt wurden, nachdem der damalige Betrieb der Wissenschaften zu einem unökonomischen Nebeneinander verschiedenster Bezeichnungsmöglichkeiten geführt hatte. Man registriert z. B. zu lt. *cyclamen*, außer dem ins Volkstümliche übergehenden Namen *pane porcino*, als arabische Komponente بخور مريم, *buchormariem* in den Synonyma, obwohl dieselbe Bezeichnung offenbar schon das mlt. *fumigium Marie* bedingt hatte. Es liegen in diesem Sinne auch Beziehungen zu Namen volkstümlicher Tradition in Süditalien vor, z. B. ar. ديس 'Binse', *disa* REW 2650, auch von Rohlfs erwähnt, und *dis* in den Synonyma. Wenn auch diese Zusammenhänge schwerlich realisiert werden konnten, so ist doch die Frage insofern nicht unberechtigt, als sich das onomastische Inventar nicht nur mit arabischem Buchwissen, sondern zu einem gewissen Teil auch mit Formen aus dem südlichen Italien auf dem Wege über Salerno bereicherte. Die einzelnen Fälle

sind schwierig herauszuarbeiten. Es scheint indes, daß auch W. von Wartburg Grund zu ähnlichen Überlegungen hatte; man beachte in diesem Zusammenhang die Bemerkungen zu *citrullus*, FEW II, 1. 721, und ebenso die Geschichte des Wortes *soda* (A. Steiger, VR II, 1939, pp. 53–76). Das Verdienst von Venedig ist jedoch auch hier, zumindest in *un'epoca molto precoce*, nicht ersichtlich.

Im Zusammenhang mit dem Problem der Identifikation wären hier noch zwei Fälle aus dem Text des *Almansore* zu erwähnen: Zu 67 Anm. *melane*? Dem Kontext entsprechend dürfte dieses Wort die schwarzen Brustbeeren oder Sebestenen bezeichnen, da diese meist mit den Jujuben (rote Brustbeeren) zusammen genannt werden, wie im folgenden Vers 86: *come giugibe sua virtu si scrive*. Auf diese Weise kann mit *l'arbor che'l mena si ha nome frangine* 69 die Cordia Myxa oder Zizyphus Jujuba gemeint sein, wobei der Name *frangine* besonders auffällt, nachdem der Druck M, dessen Lesart Elwert vorwiegend folgt, zusammen mit V[2] die Trivialisation *arbore* aufweist, gegenüber *srangive* in V[1]. Der Herausgeber hat seinem Sprachgefühl hier offenbar die Zügel hingeworfen. Die Form *srangive* erscheint immerhin durch das Reimwort *scrive* gestützt, und man müßte deshalb versuchen, dieselbe andern eventuell korrumpierten Bezeichnungen anzunähern. In Frage käme z.B. das Wort *çinçive*, das Roccabonella als griechische Bezeichnung des Jujubenbaumes anführt[1]. – Zu 244 Anm. *robba* 'robbia'? Die Stelle lautet: *robba si è di natura di avellane*. Dazu ist in den Synonyma zu Avicenna zu finden: *roba .i. avellana indica, & est fructus in magnitudine avellane, similis papaveri*. Die Bezeichnung *avellana indica* entspricht dem بندق الهندى der arabischen Pharmakologie und nennt die Nuß der indischen Palme Areca Catechu. In Oberitalien war dafür außerdem der arabische Name فوفل, *faufel, fufel* in den Synonyma, im Umlauf. Und wiederum Avicenna: *fufel est quaedam nux, quae nascitur in India & est similis nuci muscate*.

Angesichts dieser Umstände, und besonders im Hinblick auf den Buchdruck, wäre nun auch das Problem der Herkunft der Texte zu besprechen gewesen. Zwar ist der Weg arabischer Autoren von Spanien nach Oberitalien keineswegs geklärt, oder wenigstens liegt nirgends eine ausführlichere Textgeschichte vor, wie etwa bei *Moamin* und *Ghatrif* aus Süditalien. Doch wäre für Venedig der Zusammenhang mit Padua unbedingt hervorzuheben. Und dies vor allem deshalb, weil auch im Buchdruck die Stadt Venedig vorerst offenbar nicht den geringsten Vorrang vor andern Städten genoß. Wohl verweist Elwert zu dem besagten Avicenna von 1476 auf die *Bibliotheca orientalis* von Zenker, No. 1145ff., unterschlägt jedoch No. 1144, wo eine um drei Jahre frühere mailändische Ausgabe registriert ist; und No. 1145 stammt überdies

---

[1] Offenbar zu gr. *ζίζυφον* und ar. pop. زفزوف: aus dem entsprechenden Diminutiv mlt. *çufaiçef* in den venezianischen Drucken der Werke Serapions, dazu span. *azufaifa* (DEC). Vgl. auch A. Steiger, Aufmarschstraßen des morgenländischen Sprachgutes, VR 10 (1948–49), p. 28f.

aus Padua. Dasselbe Verfahren liegt vor bei Rhazes, wo Zenker 1188 ff. mit der venezianischen Ausgabe von 1494 angeführt wird, indes No. 1187 einen Druck von Mailand aus dem Jahre 1481 anzeigt. Medizinische Texte wurden auch in andern oberitalienischen Städten veröffentlicht. Nun buchen wir aber gerne auf das Konto von Venedig außer dem Druckgeschäft eine offenbar dem vielgerühmten gesunden Menschenverstand der Venezianer entstammende, sehr modern anmutende Behandlung dieser Texte, indem nämlich häufig deren Druck durch berühmte Fachleute überwacht wurde. Und darin scheint Rang und Einfluß der venezianischen Ausgaben begründet zu sein. In diesem Sinne nochmals zu Avicenna 1476: Die Angabe *interprete Petrus Rochabonella Venetus* verleitete Elwert vermutlich dazu, von einem *commento di un Veneziano* zu sprechen. In Wirklichkeit handelt es sich um die Arbeit des großen Philosophen und Arztes Pietro Roccabonella, dessen Denkmal noch heute in der Kirche San Francesco zu Padua steht.

Die Roccabonella waren ein berühmtes Ärztegeschlecht, herkömmlich aus Conegliano. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts ließ sich Nicolò Roccabonella, nach Abschluß seiner Studien in Padua, in Venedig nieder und verfaßte hier ein für die damalige Zeit soweit vollständiges, illustriertes Simplizienbuch mit fünfsprachiger Nomenklatur, pharmazeutischen und medizinischen Angaben sowie Verweisen auf die Autoren[1]. Dieses Werk scheint Elwert unbekannt zu sein. Im Sinne seiner Problemstellung weisen wir hier einzig darauf hin, daß gerade dieses Simplizienbuch in hervorragendem Maße venezianische Prägung verrät: Es ist auf Grund einer umfassenden wissenschaftlichen Fundierung für praktische Bedürfnisse abgefaßt und bietet dazu, unter Respektierung der wissenschaftlichen Schultradition, eine höchst bemerkenswerte Darstellung des Stoffes. Außerdem verrät die Kompetenz des Buches eine fachliche Erfahrung des Autors, wie sie wohl nur auf Grund des in Venedig blühenden Drogenhandels erreicht werden konnte.

In der Tat zeigt dieses Simplizienbuch mit aller Deutlichkeit die Krise der mittelalterlichen Gelehrsamkeit auf, insbesondere die ungeheure Diskrepanz zwischen dem wissenschaftlichen Stand der herkömmlichen Texte und den Erfahrungen des praktischen Lebens. Es ergibt sich daraus eine Vielfalt der Produktion, deren Richtungen den zeitgenössischen Gelehrten nicht unbekannt bleiben konnten. Wir belegen weiterhin mit Avicenna: Um 1582 erscheint in Venedig (Juntas) eine durchkommentierte Ausgabe des Kanons in zwei Bänden[2]. Als Verantwortliche in wissenschaftlichen Belangen zeichnen *Benedictus Rinius Venetus* und *Andreas Alpagus Bellunensis*. Die Veranstaltung einer derartigen Ausgabe bedeutet, zu diesem Zeitpunkt, nicht nur ein Maximum an konservativer Mentalität; sie belegt auch die Bedeutung

---

[1] Vgl. jetzt G. Ineichen, Bemerkungen zu den pharmakognostischen Studien im Spätmittelalter im Bereiche von Venedig, ZRPh 75 (1959), p. 443 ff.

[2] J. Th. Zenker, Bibliotheca orientalis, No. 1165. Es handelt sich um einen Neudruck der Ausgabe von 1555, d.h. Zenker No. 1161.

der in der spätern Renaissancewissenschaft auftretenden Restauration der scholastischen Naturwissenschaft. Mit Überzeugung kann deshalb Rinio in seinem Vorwort den Zweifeln seiner Leser an der Autorität eines Kompendiums zu Avicenna entgegentreten. Dabei ist bemerkenswert, daß die Frage nach der Zuverlässigkeit des Kanons vorerst in philologischen Kategorien, und nicht im Hinblick auf das wissenschaftliche Material als solches diskutiert wird. Rinio rechtet erst einmal mit jenen, *exclamantes opus istud legendum non esse, quod multis abundet erroribus. Nec advertunt,* fügt er bei, *hunc librum multoties primo transcriptum, deinde impressum complures mendas contraxisse: id quod omnium antiquorum voluminum commune, & peculiare esse vitium plane scimus.* Aber zur Rehabilitierung der Autorität von Avicenna waren ausführliche Studien betrieben worden: *Orationem nostram confirmat Andreas Bellunensis, qui diu in Syria versatus, cum sermonem Arabum assecutus esset, multa conquisivit exemplaria manu scripta, e quibus integritatem scriptoris elicuit, atque sic gloriae suae posterisque consuluit, unde colligitur depravationes, quae superioribus annis in hoc codice reperiebantur, non auctoris culpa, sed scriptorum atque impressorum negligentia irrepsisse, quas omnes sustulimus, insertis Andreae Bellunensis annotationibus, tanquam ex antiquis exemplaribus acceptis.*

Tatsächlich hatte sich Alpago, der bei weitem kein unbedeutender Mann ist, nach Abschluß seiner Studien in Padua, im Orient aufgehalten [1]. Daher sind die Herausgeber in der Lage, ihrem Werke nicht nur eine Liste von Synonyma *ex antiqua expositione,* sondern auch ein aus direkten Quellen bearbeitetes Glossar von Alpago beizufügen. Es zeigt sich hier erneut das Bemühen, das von den Autoren angeführte Material zu identifizieren und zu belegen. Die Texte sind jedoch hier stets dieselben, wie denn auch rein sachlich gesehen die mit der scholastischen Methode erreichten Resultate nicht ohne weiteres überholt waren, selbst in Hinblick auf die mächtige rückläufige Bewegung, von der Rinio schreibt: *Non desunt etiam qui obijciant quaecumque sunt in hoc volumen collata, de aliorum scriptis surrepta fuisse, commodiusque in proprijs auctoribus illa de causa legi posse.* Denn auch bei der Neubearbeitung der klassischen Autoren, vornehmlich der Griechen, konnte z.B. der Dioskurides-Kommentar eines Peter von Abano stets gute Dienste leisten [2]. Und zu dieser gewaltigen Arbeit wurde übrigens, wie die Dioskurides-Ausgabe von Ruellius (1527) zeigt, auch die Mithilfe fremder Gelehrter nicht verschmäht.

Im Zeichen dieser kulturellen Umschichtung sind schließlich auch die Übersetzungen wissenschaftlicher Werke ins Italienische zu sehen, die teils auf Grund herkömmlicher Texte (z.B. Mesue, gedruckt seit 1475,

[1] Vgl. M.-T. D'Alverny, Avicenne et les médecins de Venise. „Miscellanea Bruno Nardi", Florenz 1955, pp. 177–198.

[2] Peter von Abano ist ein Zeitgenosse von Dante. Es ist daher nicht verständlich, wie er bei Elwert, p. 38 Anm. 2, noch im Jahre 1521 über Marco Polo sprechen kann. – Zu diesem Thema beachte man unbedingt L. Olschki, L'Asia di Marco Polo, Venedig–Rom 1957. Ferner B. Nardi, Saggi sull'aristotelismo padovano dal secolo XIV al XVI, Firenze 1958.

wie Elwert dartut), später anhand neuer Texte (Dioskurides) ausgeführt wurden. Sie stammen wohl, nach Rinio, aus den Kreisen jener *ętatis nostrae homines, qui sibi persuadent, se posse mundum suis modulis mensurare.* Doch ist ihr Charakter nicht nur verschieden von demjenigen der *volgarizzamenti,* die den Erfahrungen des Mittelalters angehören, mögen diese nun dem europäischen Enzyklopädismus, wie der Text Belcalzers von Mantua, oder der arabischen Richtung, wie das *Erbario Carrarese* aus Padua, zuzuordnen sein, verschieden wie der Klang des neuen Lateins gegenüber dem unförmigen Stil der mittelalterlichen Autoren: sie unterscheiden sich auch, wie aus dem bisher gesagten hervorgeht, von den volkstümlichen Versexzerpten in der Art des *Almansore,* die vielleicht im Anschluß an Lehrgedichte salernitanischer Imitation zu verstehen sind, wobei allerdings zu bemerken ist, daß diese Gattung auch in andern Wissensgebieten auftritt. Es ist daher auch begreiflich, daß Rinio, als *philosophus ac medicus praestantissimus,* dieses nicht unbedeutende Gebiet der venezianischen Produktion mit keinem Worte würdigt.

Luzern GUSTAV INEICHEN

Cercetări de lingvistică, (Academia R.P.R. – Filiala Cluj – Institutu de lingvistică), anul I, 1–4 (1956) 196 p.; anul II (1957) [1958], 363 p.

Cette revue est destinée à prendre la suite de la *Dacoromania*[1]. Il est regrettable que l'on ait renoncé à un beau titre-programme en faveur d'un autre plus général, moins expressif et qui, de plus, prête à confusion avec des publications similaires[2]. Voici le sommaire.

Le premier volume débute par une étude de M. E. Petrovici, *Echivalența morfologică a variantelor fonemelor vocalice romînești,* pp. 11–27 + 3 cartes ALR I. L'auteur ne craint pas d'échafauder une hypothèse sur l'autre. Avant que sa théorie sur le système phonétique roumain, basé sur la «corrélation des consonnes», ait emporté la conviction – elle est très discutée même en Roumanie – il nous propose de nouveaux postulats. M. P. n'a convaincu personne que *ă* et *e* forment un seul phonème et voilà qu'il nous présente maintenant des «équivalences morphologiques à des variantes phonétiques» qui n'en sont point.

I. Pătruț, *Despre genul «neutru» în limba romînă,* pp. 29–40, repris en traduction française dans *Mélanges linguistiques,* București 1957, pp. 291–301. L'auteur rejette, avec raison, la désignation de «neutre» en roumain. Ses conclusions sont modérées et acceptables: 1. les noms

[1] Dernier volume: XI (1948), là-dessus cf. F. Tailliez, Cahiers S. Pușcariu 2, 2 (1953–1954) pp. 193–202.

[2] L'Académie de la R.P.R. fait publier près d'une dizaine de *Studii și cercetări de... istorie veche, medievală,* etc., à București, Iași, Timișoara. Les éditeurs de revues feraient bien de penser aux bibliographes qui ont à résoudre le problème des sigles. Mais la cause semble perdue d'avance; dans le domaine classique, Mlle J. Ernst ne se lasse pas d'attirer vainement l'attention sur cette question, depuis 20 ans.

«ambigènes» roumains ont leur origine dans le latin populaire, quoique n'ayant rien en commun avec le «neutre» latin, 2. il est impossible, pour le moment, de prouver l'influence du substrat dans la création de cette catégorie (hypothèse de K. Sandfeld, et de K. Togeby[1] ajoutons-nous), 3. le «neutre» slave est d'un autre ordre et n'a rien à voir avec la catégorie roumaine. Rappelons ici l'article postérieur de M. Al. Rosetti, qui adopte une position bien différente: Remarques sur la catégorie du genre en roumain, Studia linguistica 13, 2 (1959) pp. 133 à 136 (résumé de l'article publié dans Stud. cercet. ling. 8, 4 (1957) pp. 407–413).

R. Marinovici, *Observații în legătură cu întrebuințarea și valoarea numărului substantivelor în limba romînă și în limba maghiară*, pp. 41–64. Le résultat de cette enquête est en somme celui qu'on attendait: «les différences d'expression sont dues à la structure de ces deux langues, la langue roumaine ayant un caractère plutôt analytique et la langue hongroise surtout un caractère synthétique».

P. Neiescu, *Contribuții la studiul variației de durată a fonemelor limbii romîne*, pp. 65–78. Le titre définit bien l'objet de l'article: recherches expérimentales sur «la variation de durée des phonèmes de la langue roumaine».

Șt. Pașca, *Contribuții la istoria începutului scrisului romînesc*, pp. 79 à 90. L'auteur[2] s'est attaqué avec modestie et sans illusions au grand problème des origines de l'écriture en Roumanie, qui soulève en même temps la question des Ecritures. C'est le pendant oriental de la controverse Marrou-Pirenne: effondrement ou survie de la vie intellectuelle antique? Mieux: continuité ou nouveau départ? Si la réponse de l'auteur n'est pas aussi complète qu'il l'eût souhaité lui-même cela est dû au fait que la philologie a ses limites. Ainsi, l'explication traditionnelle selon laquelle on a dû toujours écrire en roumain puisque les termes *scriere, scriptură, carte*, etc., ont été gardés est un bel exemple d'argument dont on a épuisé les ressources. C'est logique, il tombe sous les sens, sans être décisif. Il revient donc aux spécialistes de la philologie classique et, surtout, aux archéologues de combler le grand vide entre le IVe et les XV–XVIe siècles. Déjà l'examen attentif de certains textes permet de tirer des conclusions sur l'atmosphère culturelle du Bas-Danube[3]. Cf. H. Mihăescu, *Scrisoarea lui Auxentius din Durostor, izvor pentru latinitatea balcanică*, Omagiu-Iordan, pp. 607–610. – Le reste de l'étude de Ș t. Pașca traite des problèmes paléographiques slavo-roumains. Anticipons sur le deuxième volume de CL pour mentionner ici: *Probleme în legătură cu începutul scrisului romînesc. Versiunile romînești*

[1] Manquent aussi les références aux études de MM. L. Spitzer et Ch. Bazell, dans Word 9 et CSP 1 et 2. Cf. ZRPh 73 p. 165.

[2] Cf. les articles nécrologiques: D. Macrea Lb. Rom. 6, 6 (1957) p. 108, id. SCL 8 (1957) pp. 521–522; I. Stan CL 2 (1957) pp. 337–338; S. Pop Orbis 7 (1958) pp. 300–303.

[3] Voir les hypothèses de M. G. Capovilla sur la survie de la tradition culturelle romaine dans le Norique, à Iuvavum, Lauriacum et Ovilava: *Studi sul Noricum*, Fontes Ambros. 25 (1951) p. 410.

din secolul al XVI-lea ale «Apostolului», pp. 47–95. L'auteur a procédé à un nouveau collationnement du *Codex de Voroneț* et de *l'Apostol* du diacre Coresi. Ses conclusions vont à l'encontre de celles de N. Iorga. Le travail de traduction aurait été fait « en équipe », les particularités linguistiques infirmeraient la thèse sur l'origine nord-roumaine (Maramureș) de ces textes, etc. La démarche de la démonstration est trop rigoureuse pour qu'on ne lui accorde pas l'attention qu'elle mérite. Aux médiévistes de dire leur opinion.

R. Todoran, *Cu privire la o problemă de lingvistică în discuție: limbă si dialect*, pp. 91–102. De l'issue de ce débat, qui a occupé les savants en Roumanie et en URSS, dépend le classement – question qui n'est pas des moindres – des langues et des dialectes de la Romania Orientale. L'auteur résume les divers points de vue, combat l'opinion de quelques-uns (M. Al. Graur, p. ex.), qui inclinent à faire des enclaves romanes sud-danubiennes autant de territoires linguistiques indépendants et adopte la position traditionnelle: *langue* (daco-) roumaine et trois *dialectes* en dehors des frontières. (Le «moldave» ne mérite même pas d'être mentionné puisque ce n'est qu'une étiquette ayant cours à *Voprosy Jazykoznanija*). Nous voilà donc au point de départ, après une discussion dont on ne peut pas dire au moins qu'elle ait été utile. On eût pu en faire l'économie et épargner le temps de tout le monde.

Șt. Pașca, *Activitatea lui Moses Gaster în domeniul lingvisticii şi al filologiei romîne*, pp. 103–117. Article bio-bibliographique écrit à l'occasion du centenaire de la naissance du savant. L'auteur rappelle (p. 114) que Gaster a été élu à l'unanimité membre de l'Académie Roumaine, sur la proposition de S. Pușcariu. Ce qui annule l'affirmation (ibid.) selon laquelle il aurait été l'objet d'une «conspiration du silence». Rappelons aussi: I. Bărbulescu, Sărbătorirea și personalitatea științifică a d-lui Moses Gaster, Arhiva 48, 3–4 (1936) pp. 253–260. D. Macrea, Opera lingvistică și filologică a lui Moise Gaster, Lb. Rom. 4, 1 (1955) pp. 5–18.

I. Pătruț, *Probleme de morfologie şi ortografie în legătură cu ĭ în limba romînă*, pp. 119–124.

R. Todoran, *Note morfologice*, pp. 125–136: 1. *amúia*. 2. *Alte forme analogice ale verbului* a fi: fiut *şi* iest. 3. *Varianta* miu *a pronumelui posesiv de pers. 1 sg.* 4. *Terminația de plural* -(e)áuă *a substantivelor neutre cu singularul în* -ă'u *şi* -éu (+ 1 carte ALR).

M. Zdrenghea, *Articulat – nearticulat*, pp. 137–140.

G. Russu, *Etimologia cuvîntului «căşiță»*, pp. 141–143. On voit mal pourquoi, en suivant l'auteur, on renoncerait à l'étymologie de I.-A. Candrea (DE s. v.): diminutif de *casă*, en faveur d'un bulg. *kăščica*. Quant à l'autre filière proposée par M. R., roum. > hutsul *kašicja*, elle est probable.

Dans la rubrique «chronique» il y a à retenir un compte-rendu de l'activité de l'Institut de Cluj, signée par M. I. Stan (pp. 145–151) et une revue rétrospective des études concernant la langue roumaine, publiées dans *Voprosy Jazykoznanija* de 1952 à 1956, celle-là due à Mlle

V. Pamfil (pp. 153–156). Il est évidemment exagéré de parler d' «activité prodigieuse» (p. 153) lorsqu'on connaît la crise qui a secoué la science du langage en URSS cf. W. K. Matthews, Developments in Soviet Linguistics since the crisis of 1950, Slav. Rev. 34 (1955) pp. 123 à 130. Cf. aussi l'article *Rumynija – Jazykoznanie* («Roumanie – Linguistique»), Grande Encycl. Sov. vol. 37 (1955) p. 263, qui ne ménage pas la linguistique roumaine. De plus cf. ZRPh 71 (1955) pp. 399 à 402. – Le volume contient en outre des comptes-rendus assez fouillés: le Dictionnaire, l'ALR, etc.

Le deuxième volume s'ouvre sur un aperçu rétrospectif: D. Macrea, *Lingvistica romînească între cele două războaie mondiale. Școala clujeană*, pp. 9–21. L'article a le mérite de rendre justice à S. Pușcariu; on ne peut que s'en féliciter. Cf. par le même auteur: Opera lingvistică a lui S. Pușcariu, Lb. Rom. 5, 6 (1956) pp. 5–21.

E. Petrovici, *Toponimice de origine slavo-bulgară pe teritoriul R. P. R.*, pp. 23–46 + 2 cartes. Cet article est repris en traduction russe dans Romanoslavica, vol. 1 pp. 9–26, București 1958. L'auteur examine les toponymes roumains présentant les groupes *št, žd* (< slave commun **tj, *dj*) et *ea, a* (sl. c. **ě*). Ils sont répandus dans la moitié sud du pays; ailleurs ce seraient des dérivés d'appellatifs roumains. Bons principes de méthode à retenir pp. 24–28. Rejet (p. 27) de la théorie de A. M. Seliščev, Staroslavjanskij jazyk («La langue vieux-slave»), Moskva 1951, pp. 20–21, sur l'appartenance méridionale des Slaves ayant habité la Roumanie.

E. Petrovici, *Fenomene de sinarmonism în fonetica istorică a limbii romîne*, pp. 97–126 (version russe dans Romanoslavica, vol. 2 pp. 5–37). En grande partie c'est une reprise des articles précédents de l'auteur qui n'est pas à une répétition près: les postulats se suivent, les preuves font toujours défaut, les critiques sont systématiquement ignorées. Les remarques de MM. F. B. Agard et G. H. Fairbanks, Language 34 (1958) pp. 297–303, O. et G. Nandriș, Slav. Rev. 36 (1958) pp. 539–542 restent valables.

G. Russu, *Coexistența mai multor sisteme fonologice în acelaşi grai regional (Valea Sebeşului)*, pp. 127–141.

L. Sfîrlea, *Coexistența mai multor sisteme morfologice în acelaş grai regional (Valea Sebeşului)*, pp. 143–158.

P. Neiescu, *O problemă de fonetică istorică. Originea lui «u final» în limba romînă*, pp. 159–179. Nouvel examen d'une question controversée. Conclusion de l'auteur: «la disparition de la labialisation des dialectes de la langue roumaine est une tendance interne de cette langue et ne doit pas être mise en rapport avec les influences extérieures». Indépendamment, M. G. Reichenkron – que nous ne voyons pas figurer parmi les références de l'auteur – était arrivé aux mêmes résultats. Cf. *Zur Geschichte des auslautenden* -U *im Rumänischen*, Cahiers S. Pușcariu 1, 2 (1952) pp. 269–293 + 4 cartes ALR.

V. Breban - I. Stan, *Raporturi lexicale între limba literară și graiurile regionale*, pp. 181–191.

M. Homorodean, *Contribuții la studiul terminologiei miniere romînești*, pp. 193–208.

V. Pamfil, *Calcuri romîno-maghiare în «Palia de la Orăștie»*, pp. 209 à 218.

E. Cîmpeanu, *Topică «obiectivă» cu valoare «subiectivă»*, pp. 219–241.

I. I. Russu, *Numele de localități în tăblițele cerate din Dacia*, pp. 243 à 250. M. R. analyse les noms fournis par les tablettes cirées (CIL III) et les départage en: localités daces (Alburnus Maior, Cartum, Deusara, Immenosum Maius, Resculum, Cernenus, Canabae) et illyriennes (Cavieretium, Sclaietae, Marcinium, Nocnetae [?], Tovetae, Geldonae [?], ... ctati.as [?]. Ce faisant l'auteur se sépare de V. Pârvan, qui croyait que toute cette toponymie était uniquement dace. On eût aimé qu'il marquât sa position avec moins de vigueur. Nous sommes peiné de lire sous la plume de M. R. – qui nous a donné récemment ce livre précieux sur Limba traco-dacilor, București 1959, 158 p. – cette phrase, que l'on est gêné de traduire: V. Pârvan «était entièrement étranger aux règles élémentaires de l'histoire de la langue roumaine et de la linguistique générale» (p. 244 n. 2). Comment peut-on oublier que lorsque – au cours des années '20 – V. Pârvan rédigeait ses *Getica* il n'avait pas à sa disposition les dictionnaires de Walde-Pokorny, Ernout-Meillet? Corriger aujourd'hui, avec arrogance, ses «erreurs» est un jeu assez facile. – Il serait peut-être utile d'ajouter aux références p. 243 n. 1 le travail de G. Popa [-Lisseanu], Tablele cerate descoperite în Transilvania, București 1890, 186 p. Cf. aussi: Romanica, București 1926, pp. 155 à 262. On attend une nouvelle édition critique des tablettes que prépare le Père Saverio Colombarini (cf. Introduzione alla filologia classica, Milano 1951, p. 141).

I. I. Russu, *Nume de rîuri din vestul Daciei*, pp. 251–266. Identification et nouvelles étymologies des noms de rivières transmis par Priskos, Iordanes et Constantin Porphirogénète: *Tigas* = *Tisas*, *Tiphesas* = *Tibisis*, *Dre(n)con* (*Bega*), *Tutes* (?), *Miliare* (*Crișul Alb*?), *Gilpil* (*Crișul Negru*), *Crisia* (*Crișul Repede*?). Il convient d'ajouter B. P. Hasdeu à la liste de ceux qui se sont occupés de l'itinéraire de Priskos dans la région danubienne, cf. Românii bănățeni..., An. Ac. Rom. Mem. Secț. Lit. s. 2 vol. 18 (1896) p. 36 ss + 1 carte. Il avait bien identifié Tiphesas = Timiș; en revanche il a proposé – avec moins de vraisemblance: Dre(n)con = Tisa et Tigas = Bega. – L'étymologie de Dre(n)con proposée par M. R., à savoir la racine i.-e. **drem*- «courir» d'où gr. *δρόμος* > roum. *drum* (qui soulève certaines difficultés, cf. Revue Int. Onom. 9 p. 223) est plausible. Nous voyons en tout cas un parallélisme dans aroum. *viă* < lat. VIA «lit de rivière», cf. Procope *De aed.* 4, 11 *Bía*, localité dans l'Haemus. Notons enfin que M. R. se range (p. 263 et pass.) parmi les «anti-germanistes» (cf. RLiR 22 pp. 349–350 no. 606 ss). L'attitude adoptée à l'égard de M. E. Gamillscheg est désobligeante; c'est le moins qu'on puisse en dire.

A. Stan, *Frecvența numelor de persoană masculine în Valea Sebeșului*, pp. 267–280, version française dans: Contributions onomastiques, Bu-

curești 1958, pp. 55–64, là-dessus cf. Revue Int. Onom. 11 (1959) pp. 302–319.

I. Lupaș, *Un dicționar de neologisme tipărit la Sibiu în anul 1929*, pp. 281–289.

«Notes et étymologies» par I. Popović, I. Pătruț, R. Todoran, P. Gradea, pp. 291–307: s.-cr. *lačuga* «laitue»; *dealǎ; progadie; vread; stăură, astăurá; osícă; opșág, obșág, ubșág, obșegós; vînzolí, vînjolí, vînzoálă; săltar, saltar; repezînă; bufeni.*

A remarquer enfin des comptes-rendus de publications roumaines et étrangères, les indices indispensables et le nombre relativement petit de fautes d'impression.

Copenhague — Eugène Lozovan

Fonetică și dialectologie, Vol. I (1958) (Academia R.P.R., Institutul de lingvistică din București), 245 p.

Cette nouvelle publication paraît grâce aux soins de M. Al. Rosetti, qui, dans un bref avant-propos, en retrace le programme. Elle est destinée à remplacer, après la regrettable interruption que l'on sait, le *Bulletin linguistique* (1933–1948) et la revue *Grai și suflet* (1923–1937). On notera avec satisfaction l'hommage rendu à la mémoire de I.-A. Candrea et O. Densusianu. C'est en effet une tradition digne d'être suivie.

Le matériel est distribué sous trois rubriques, qui n'excluent évidemment pas les chevauchements: phonétique et phonologie, dialectologie, chronique. En voici le riche sommaire.

A. Avram, *Considerații fonologice asupra rimelor romînești*, pp. 9–15. Un des arguments cités par M. E. Petrovici à l'appui de sa théorie sur «la corrélation des consonnes» en roumain (cf. Rimele romînești din punct de vedere fonologic, dans: Limba și lit. I, pp. 273–384) était l'existence de rimes – surtout chez Eminescu – telles que *surîs–vis, rău–meu, pribeag–drag, aproape–ape*. Ce qui l'autorisait à conclure, assez rapidement, qu'il y aurait là une identité phonématique, avec toutes les conséquences qui en découlent. M.A. démonte bien le raisonnement du savant de Cluj et en montre les failles. Il est évident qu'on ne peut se servir des rimes d'Eminescu – virtuose de l'assonance – en tant qu'argument phonologique, confondant pêle-mêle approximation poétique, phonème et signe.

D. Copceag, *Consoanele romînești urmate de* ea *în comparație cu consoanele muiate rusești*, pp. 17–42. Cette étude se place aussi en marge de la théorie de M. E. Petrovici et se propose d'éclaircir un problème très controversé, à savoir: y a-t-il identité phonologique entre les consonnes palatalisées russes *b'a, d'a, l'a* et les correspondantes (ou voulues telles) roumaines *bea, dea, lea?* M.C., qui a procédé à l'enregistrement sur pellicule cinématographique et sur bande de magnétophone, réussit à isoler les consonnes russes et roumaines respectives de l'élément vocalique suivant. Le résultat montre qu'il y a un abîme entre les deux

séries; les consonnes russes gardent le timbre palatal tandis que les consonnes roumaines en sont exemptes. Encore un argument à retrancher de la théorie de M. E. Petrovici.

G. Ghițu, *Cercetări experimentale asupra consoanei muiate ń din limba romînă,* pp. 43–52 + 11 tracés + 3 tableaux. A retenir la conclusion: «dans la langue roumaine littéraire, il n'existe pas de consonnes mouillées, ces dernières ne pouvant se trouver que dans certains dialectes dacoroumains».

E. Petrovici – P. Neiescu, *Un fonem sau două foneme? In legătură cu fonemele consonantice diezate finale în limba romînă,* pp. 53–58. M. P. et son jeune collaborateur ont procédé au déroulement en sens inverse d'une bande de magnétophone portant l'enregistrement des consonnes finales non-diésées et diésées (*p/p' m/m'* etc.). Les premières seraient précédées (en réalité, suivies) «d'un souffle à timbre vélaire» (h) et les secondes «d'un souffle ayant le timbre i» (h') et qui «rappelle le ich-Laut». Des recherches ultérieures montreront si cette expérience est concluante; retenons-la sous bénéfice d'inventaire. Notons aussi la préoccupation choquante de M. P. qui ne peut s'abstenir de tirer des conclusions historiques de la moindre constatation phonologique. Ainsi, dans le cas de l'expérience en question, une simple implosion appelle automatiquement dans son esprit l'analogie avec le système russe! (p. 55 n. 4).

Al. Rosetti, *Asupra teoriei silabei,* pp. 59–62. C'est une note en marge des travaux de B. Hála, dont l'auteur partage la théorie. Ce texte, augmenté de trois autres articles publiés précédemment par M. R., devait constituer la matière de l'élégante plaquette: Sur la théorie de la syllabe, 's-Gravenhage 1959, 30 p. M. R. a eu la coquetterie, qu'on ne peut qu'envier, de ne rien changer à des pages écrites il y a plus de 20 ans. La rédaction, très concise, résume l'essentiel d'une question autour de laquelle on tourne assez inefficacement.

T. Slama-Cazacu, *Considerații asupra diftongilor, pe baza inversării experimentale,* (*de către vorbitori*) *a cuvintelor,* pp. 63–72 + 12 tracés. L'auteur conclut que «l'inversion prouve l'indépendance et l'unité des diphtongues roumaines; elle infirme de ce fait la théorie sur la soi-disant mouillure des consonnes antérieures».

E. Vasiliu, *Notă asupra neutralizării opozițiilor fonematice,* pp. 73–77. «La neutralisation ne saurait donc être considérée comme un type spécial de distribution: elle représente certains cas particuliers des différents types de distribution».

M. Caragiu-Marioțeanu, *Influența daco-romînă asupra graiului unei familii aromîne din R. P. R.,* pp. 79–111. Cette étude consciencieuse éclaire bien des points des rapports inter-dialectaux, qui ne sont pas très loin du comportement bilingue. Suivent dix textes en transcription phonétique, avec la traduction daco-roumaine en regard.

V. Drimba, *Influențe romînesti in graiul maghiar din Valea Crisului negru,* pp. 113–122. Il y a lieu de rappeler ici d'autres études traitant de l'influence roumaine sur les parlers hongrois. Se reporter, tout

d'abord à l'étude plus ancienne[1] de M. G. Blédy, Influența limbii române asupra limbii maghiare. Studiu lexicografic, Sibiu 1942, 162 p., là-dessus cf. les réserves de M. D. Maniu «Cahiers Sextil Pușcariu» I, 1 (1952) pp. 213–216. Enumérons, enfin, trois études qui paraissaient en même temps que le travail de M. Drimba, et qu'il n'a donc pas pu mettre à profit: E. Balogh, Influențe lexicale romînești în graiul Ceangăilor din Valea Ghimeșului. Stud. cer. ling. IX, 3 (1958) pp. 379–389. – G. Márton, Perechi de cuvinte în graiul ceangău din Moldova, Omagiu-Iordan, pp. 557–569 + 4c. – J. Nagy, Contribuții la studiul influentei limbii romîne asupra lexicului maghiar din comuna Sărata, raionul Bistrița, ibid., pp. 617–625.

R. Flora, *Graiurile romînești din Banatul Iugoslav*, pp. 122–144 + 5c. Cet article nous donne une idée assez claire de ce que sera l'ALBY («Atlas linguistique des parlers roumains du Banat yougoslave»), dont il faut souhaiter vivement la prochaine publication. La présentation graphique est ingénieuse; elle combine les procédés de l'ALR et de l'ALRM, c.-à-d. matériel brut ou légèrement interprété. M. F. est prudent dans les rares incursions historiques qu'il fait; on ne saurait que l'en féliciter. Ce serait pourtant aller un peu vite en besogne en affirmant que le Banat yougoslave a été entièrement dépeuplé et que les habitants roumains actuels sont des colons qui s'y sont établis à partir du XVIII[e] siècle (p. 125). La survie d'éléments appartenant à l'ancienne romanité danubienne est très probable; M. F. ne la nie d'ailleurs pas (p. 128 n. 1). Sur ce problème cf. E. Lozovan, Romains et Barbares sur le Moyen-Danube, dans: F. Altheim, Geschichte der Hunnen, Berlin, 1960, vol. II, p. 225 ss.

L. Onu, *Influențe interregionale în terminologia mineritului din Valea Jiului*, pp. 145–180. Le matériel rassemblé est très intéressant, il ne faut pourtant pas exagérer l'importance du brassage. L'influence d'une terminologie aussi spécialisée ne peut aller bien loin.

M. Sala, *In legătură cu denumirea porumbului în limba romînă*, pp. 181–187 + 4c. M. S. connaît bien sa dialectologie; on peut lui faire confiance. Une étude de G. Pascu méritait au moins une mention, cf. Nume de plante. V. Păpușoiul, Revista critică (Iași) VI (1932), pp. 177 à 201.

T. Teaha, *Cîteva particularități lexicale ale graiului de pe Valea Crișului Negru*, pp. 189 –205 + 5c. La physionomie de ce parler se dessine maintenant assez clairement. Un seul point d'histoire reste à rectifier. La présence roumaine dans les montagnes de Bihor est attestée historiquement avant le XIII[e] siècle (cf. p. 191). Simon de Keza semble l'affirmer assez clairement pour l'époque de la conquête hongroise (Chron. Hung. 4).

---

[1] Pour la littérature antérieure cf. B. Kopeczy, Zur Frage der rumänischen Lehnwörter im Ungarischen, Arch. Eur. Centr.-Or. VIII (1942) pp. 513–525. – Par acquit de conscience cf. L. Șăineanu, Istoria filologiei române, București 1892, pp. 262–269.

E. Petrovici, *Sarcinile actuale ale dialectologilor din RPR,* pp. 207 à 210. On retiendra surtout le projet d'un «Nouvel Atlas Linguistique Roumain» (Cf. aussi M. Sala, Discutarea proiectului Noului Atlas Linguistic Romînesc pe regiuni [NALR], Limba romînă VIII, 3 [1959] pp. 92–96). La science occidentale ne cesse d'être bénéfique pour la dialectologie roumaine. Après les atlas «type-Weigand» et «type-Gilliéron» on en aura un «type-Dauzat». On ne peut que s'en réjouir.

Mentionnons, pour terminer, les notes de V. Șuteu, *Arhiva fonografică a limbii romîne,* pp. 211–221 et T. Teaha, *Din activitatea secției de fonetică și dialectologie în anul 1957,* pp. 223–224. Ce volume riche est pourvu d'indices dont on saura apprécier les services.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Limba romîna (Academia R.P.R. – Institutul de lingvistică din București), anul VII, 1–6 (1958) 613 p. Rédacteur en chef: I. Iordan.

Cette revue, qui a été lancée en 1952[1], arrive à sa septième année. Il est assez difficile d'en définir la formule; elle tente de faire l'équilibre entre l'érudition et la vulgarisation. Très ouverte aux jeunes chercheurs – ce qui n'exclue pas la collaboration des maîtres – elle est en même temps une sorte de champ d'expérience pour bien des questions. Plus qu'ailleurs le lecteur avisé est donc placé devant un choix prudent. Il appréciera surtout les renseignements bibliographiques, il négligera certains articles de moindre intérêt – tels ceux qui traitent de la méthodologie de l'enseignement, la rubrique «questions et réponses», etc. – il fermera les yeux sur beaucoup d'imperfections et retiendra, en somme, une petite récolte assez valable.

Il serait impossible d'énumérer, et à plus forte raison de discuter, les quelques cent articles et comptes-rendus de ce volume. Nous l'avons du reste fait ailleurs[2]. Anticipons pour mentionner la liste des études linguistiques parues en Roumanie de 1944 à 1958, publiée dans le fascicule 4 (1959) pp. 66–108. Une grande lacune est ainsi comblée et nous rejoignons la dernière bibliographie de la *Dacoromania,* due à I.V. Constantinescu, vol. 11 (1948) pp. 310–356.

Cependant, nous ne pouvons ne pas nous arrêter à quelques articles importants. Ils traitent tous de problèmes stylistiques chez Eminescu, qui nous paraissent fondamentaux.

L. Gáldi, *Observatii stilistice asupra poeziei* Mortua est, fascicule 6, pp. 40–50. C'est un bel exemple d'«explication de texte» faite d'après les règles de l'art. Tout y est: analyse du rythme, des allitérations, des champs sémantiques, à la lumière du texte définitif et des variantes. Cette étude complète esthético-littéraire fait pourtant bande à part dans la foule d'articles publiés ces derniers temps en Roumanie, qui prétendent de cerner le problème de la «langue littéraire» et qui, en

[1] Cf. ZRPh 71 pp. 395–398.
[2] Cf. Bibliographie linguistique internationale, Utrecht.

réalité, dépassent rarement le niveau d'inventaire lexicologique. Si M. G. a écrit son article directement en roumain il convient de lui rendre hommage pour l'assurance avec laquelle il manie cette langue.

En prenant comme point de départ une suggestion de M. T. Vianu[1], M. Gh. Bulgăr étudie les sens de l'épithète «profond» chez Eminescu: *Despre sensurile lui* adînc *în poezia lui Eminescu,* pp. 51–58, ibid. Après avoir passé en revue un grand nombre d'exemples, extraits du fichier du futur «Dictionnaire de la langue d'Eminescu», que l'on attend avec intérêt, M. B. conclut, avec justesse, que «la richesse sémantique de *adînc*... est étroitement liée à la conception philosophique (du poète) aspirant à résoudre les grands problèmes». Il est regrettable que l'auteur n'ait pas pu utiliser les tout derniers travaux de M. P. Guiraud, qui sont pleins de suggestions fécondes, cf. Les champs morpho-sémantiques, critères externes et critères internes en étymologie, Bull. Soc. Ling. 52, 1 (Paris 1956) pp. 265–288, et, surtout Le champ stylistique du gouffre de Baudelaire, Orbis litt. (København) Suppl. 2 (1958) pp. 75–84. En mentionnant le «gouffre» on ne peut ne pas penser instantanément à un autre mot-clé qu'Eminescu affectionnait et qui est presque l'équivalent du terme baudelairien, à savoir: *genune* «abîme, néant». Rapprochement fortuit? Non, certes. Plutôt rencontre normale de deux grands esprits tourmentés[2].

En continuant sur la même lancée, on passe facilement à l'étude de M. T. Vianu, *Expresia negației în poezia lui Eminescu,* pp. 29–39 ibid. D'abord une remarque générale: «l'expression de la négation dans la poésie d'Eminescu est très étendue et elle a son origine dans la nature combattante de son âme...» Et M. V. d'analyser les moyens multiples de nier, à l'aide d'outils grammaticaux (*nu, nici, niciodată, ne-*) ou de termes métaphoriques équivalents (*întunecime, întunecos, întuneric, haos, noapte, negru, negură, umbră*)[3]. En élargissant le cercle notionnel on pourrait facilement ajouter d'autres termes, noms et verbes, exprimant la «dissolution», la «destruction», l'«absence»: *sterp, pustiu, mistui, risipire, sfărma, stingere, curma, pieri,* la conjonction privative *fără*[4]. Il est intéressant de rappeler à ce propos la remarque suivante de Chateaubriand: «Les images favorites des poètes enclins à la rêverie sont presque toutes empruntées d'objets négatifs, tels que le silence des nuits, l'ombre des bois, la solitude des montagnes, la paix des tombeaux,

---

[1] Probleme de stil și artă literară, București 1955, pp. 60–61.

[2] Pascal avait aussi son «gouffre»: «Hélas! tout est abîme...» Là-dessus cf. G. Poulet, Etudes sur le temps humain, Paris 1950, Plon, pp. 48–78, 327–349.

[3] Cf. I. Guția, «Noaptea brună (< die braune Nacht < notte bruna)» nella lingua di Mihai Eminescu, Cult. Neol. 9 (1949) pp. 164–170. Pour l'auteur, *noapte brună* serait un élément mariniste que le poète aurait emprunté à travers la littérature allemande. C'est possible; M. G. en retrace patiemment l'historique. On remarquera néanmoins que – empruntée ou non – cette image s'encadre dans un ample système de pensée.

[4] Cf. *Mormânt* fără *noroc*
Și fără *prietini.*
Le même procédé chez Verlaine: *Sans* amour et *sans* haine...

qui ne sont que l'absence du bruit, de la lumière, des hommes et des inquiétudes de la vie» (Génie du Christianisme)[1]. De là jusqu'à la superbe négation, faite art poétique, la route n'est pas longue: «A nulles rives dédiée, à nulles pages confiée la pure amorce de chant... Ma gloire est sur les sables...» (St. John Perse). Du même ordre – et plus proche d'Eminescu, puisque venant de la même «Moldavie contemplative» – est l'éloge du silence fait par V. Pârvan: Memoriale, Laus Daedali, București 1923, p. 195 ss.

Nous voilà en pleine littérature comparée; il faut se résigner d'y revenir à une autre occasion. Cette incursion autorise les meilleurs espoirs pour une plus profonde compréhension de l'œuvre d'Eminescu.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Studii de gramatică (Academia R.P.R. – Institutul de lingvistică din București), vol. I (1956) 215 p.; vol. II (1957) 187 p. Rédacteurs: Al. Graur et J. Byck.

Ces deux volumes doivent être considérés comme une annexe de la «Grammaire de la langue roumaine»[2]. Certaines questions qui n'ont pas pu y être traitées sont reprises et développées. Au total il y a 23 articles[3], qui embrassent un domaine étendu: morphologie du nom, locutions, syntaxe du verbe et des propositions, coordination, etc.

Il est trop tard pour rendre compte de la Grammaire – on en prépare, à ce qu'il semble, une nouvelle édition[4] – en revanche, on peut renvoyer aux analyses et aux discussions auxquelles elle a donné lieu. Pour la phonétique cf. Al. Rosetti et E. Petrovici, «Fonetica» în Gramatica limbii romîne, Stud. cercet. ling. 6, 1–2 (1955) pp. 161–165. Voir aussi les comptes-rendus de MM. I. Pătruț et D. D. Drașoveanu dans SCL 7, 1–2 (1956) pp. 115–131. En dehors des corrections, petites et grandes, signalées par ces auteurs, en dehors de certaines théories, insuffisamment prouvées, qu'un corps savant n'aurait pas dû sanctionner, la partie la plus critiquable de la Grammaire est, certes, constituée par les exemples. Beaucoup d'entre eux sont pris dans les œuvres des

[1] Là-dessus cf. J. Marouzeau, Aspects de la négation, dans le vol.: *Notre langue,* Paris 1955, Delagrave, pp. 165–178. M. M. constate que Lucain a «la hantise de la négation». Ce n'est pas étonnant de la part de ce Cordouan – „Dichter des geistigen Widerstandes" (G. Pfligersdorffer – Hermes 87) – qui proclamait aux premiers vers de la Pharsale: *Iusque datum sceleri canimus...*

[2] Academia R.P.R., Gramatica limbii romîne, București 1954, vol. I *Vocabularul, Fonetica și Morfologia,* 446 p.; vol. II *Sintaxa,* 348 p. Rédacteur en chef: D. Macrea (+ 35 collaborateurs énumérés p. 349). L'avant-propos, très étrange en son genre, signé par M. M. peut être lu en traduction anglaise dans la Revue des sciences sociales 2 (1954) pp. 145–162. Il existe une édition condensée de cet ouvrage, sous le titre: Limba romînă. Fonetica–Vocabular–Gramatică, București 1956, 278 p.

[3] Cf. le sommaire dans la Bibliographie linguistique internationale, Utrecht.

[4] Proiect pentru ediția II[a] a Gramaticii limbii romîne, Lb. Rom. 8, 4 (1959) pp. 39–45.

écrivains roumains de renom – ce qui est excellent – mais d'autres, en revanche, sont empruntés à des ouvrages qui n'ont presque rien en commun avec la langue littéraire. C'est le cas des textes journalistiques, politiques, économiques, écrits directement en roumain ou, ce qui est pis, traduits d'autres langues avec les inévitables calques[1]. Bien sûr, on n'ignore pas que cette position est défendable d'un certain point de vue, car la notion de «langue littéraire» ne recouvre pas le même contenu pour tout le monde. M. I. Iordan y englobe le style «idéologique»[2]. Nous, en suivant Valéry[3], le rejetons.

Il y a lieu de mentionner ici l'étude de M. I. Iordan, Scurt istoric al principalelor lucrări de gramatică romînească[4], qui continue et, à certains égards, remplace, le vieux traité de R. Ionașcu[5]. Manque le renvoi à la Syntaxe roumaine de Kr. Sandfeld et H. Olsen, Paris 1936, vol. I 374 p.[6]. Ne sont pas mentionnées non plus les grammaires roumaines publiées à l'étranger, depuis 1945, au nombre d'une dizaine. Cf. P. Ciureanu, Grammatiche romene in lingue straniere, Boll. Ist. lingue est. 1 (Genova 1951) pp. 51–56; 2 (1953) pp. 143–148. De plus, voir maintenant: M. Avram, Dezvoltarea studiilor de gramatică descriptivă în țara noastră de la 23 August 1944, Lb. Rom. 8, 4 (1959) pp. 26–38.

Voici, enfin, le sommaire du livre de M. R. A. Budagov, Etjudy po sintaksisu rumynskogo jazyka («Etudes sur la syntaxe de la langue roumaine»), Moskva 1958, 233 p. Académie des Sciences de l'URSS[7]: «Fonctions des cas» pp. 7–63; «Caractéristiques des pronoms» pp. 64 à 103; «Fonctions du conjonctif» pp. 104–133; «Constructions prédicatives et appositives» pp. 134–172; «Ordre des mots dans la proposition» pp. 173–219; «Annexe. Formation du pluriel des substantifs» pp. 220–231. On ne peut que saluer le principe de méthode que l'auteur énonce clairement p. 4: «afin d'expliquer l'origine de certains phénomènes syntaxiques de la langue roumaine, il faut – croyons-nous – les

[1] Cf. Al. Philippide (Jr.), Despre limba traducerilor, Lb. Rom. 7, 2 (1958) pp. 5–8; Al. Graur, Observații asupra unor greșeli de traducere, Lb. Rom. 7, 5 (1958) pp. 11–18. Les erreurs signalées par M. G. sont surtout valables pour les trop hâtives traductions du russe. Cf. aussi: I. Iordan, Limba romînească în publicațiile Academiei R.P.R., Lb. Rom. 6, 2 (1957) pp. 22–33.

[2] Cf. Limba romînă contemporană, București 1956, p. 20ss.

[3] Il protestait contre cette «langue brutale par l'économie télégraphique des mots; à la fois inhumaine et vulgaire, vide et surchargée, mêlée d'argot technique, politique ou administratif; abondante en clichés et en combinaisons monstrueuses; bonne pour expédier les affaires, ... détestable pour l'usage le plus profond et le plus noble de nous-mêmes» (*Variété* IV).

[4] Excursus à Limba rom. contemp. (supra) pp. 749–783, publié également dans Limbă și lit., vol. 2 (București 1956) pp. 163–196.

[5] Gramaticii români. Tractat istoric despre evoluțiunea limbii române de la 1757 până astăzi, Iași 1914, IV–312 p. Là-dessus N. Drăganu, Transilvania 45 (1914) pp. 191–192.

[6] Elle n'est pas mentionnée non plus dans l'ouvrage, pourtant très documenté, de N. Drăganu, Istoria sintaxei, București 1945, 335 p., et n'a fait l'objet que d'un seul compte-rendu sommaire de S. Pușcariu, Dacoromania 9 (1936–1938) p. 448. – Les volumes II et III, posthumes, sont en préparation.

[7] Cf. les remarques de M. G. Mihăilă, Lb. Rom. 7, 4 (1958) pp. 99–104.

chercher *dans le systeme même du roumain,* ainsi que dans le système des autres langues romanes, auxquelles la langue roumaine est liée génétiquement de façon plus étroite. Seulement lorsque toutes ces possibilités et sources (d'explication) directes auront été épuisées on pourra passer à des sources indirectes ou secondaires». C'est l'évidence même.

Il ne semble pourtant pas que M. E. Seidel ait accepté ces principes raisonnables dans son dernier ouvrage: Elemente sintactice slave în limba romînă, București 1958, 190 p. Les nombreuses erreurs et exagérations, accumulées dans un nombre relativement réduit de pages, ont déterminé les interventions critiques de MM. G. Mihăilă SCL 9, 4 (1958) pp. 571–576 et Gh. Bolocan Lb. Rom. 7, 5 (1958) pp. 77–82.

Dans cette riche récolte on aura beaucoup à élaguer avec un esprit critique toujours en éveil; c'est de cette façon que l'on pourra assurer le progrès de tout un chapitre de la linguistique roumaine.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Tudor Vianu, *Probleme de stil și artă literară,* București 1955, Editura de stat pentru literatură și artă, 225 p. – id., *Problemele metaforei și alte studii de stilistică,* București 1957, (même éd.), 262 p.

Contribuții la istoria limbii romîne literare contemporane în secolul al XIX-lea (Academia R. P. R. Institutul de lingvistică), Red. resp. Acad. T. Vianu, vol. 1, București 1956, Ed. Acad., 243 p., vol. 2 (Même frontispice), 283 p. + 3 indices (matières, auteurs, mots).

Tous ces ouvrages gravitent autour d'un même problème, à n'en pas douter fort important, à savoir la langue littéraire roumaine moderne. Il est donc préférable d'en référer globalement. Pour les détails qui n'auront pas leur place ici on se reportera aux travaux de M. K. Heitmann, qui a accompli un dépouillement considérable et qu'il a fort clairement exposé: Die Bemühungen um die Literatursprache in Rumänien, Rom. Forsch. 68, 3–4 (1958) pp. 377–430; id., Neue Bücher zur rumänischen Literaturgeschichte, Archiv Stud. neuer. Sp. 195, 2–3 (1958) pp. 247–258; ibid., Neuerscheinungen, 195, 4 (1959) pp. 371–373. On glanera aussi quelques renseignements complémentaires chez M.E.D. Tappe, Rumanian Studies, The Year's Work in Mod. Lang. Stud. 19 (1957) pp. 287–292. On n'oubliera pas non plus les considérations de M. Al. Niculescu, Les problèmes de la langue littéraire discutés au cours du VIIIe Congrès International d'Etudes Romanes. Observations marginales à la lumière des travaux des linguistes roumains, Revue de ling. 1 (1956) pp. 119–135 (traduction de l'article publié en roumain dans: Studii și cercet. ling. 7, 3–4 [1956] pp. 295–305). On aura recours, en dernier lieu, au beau rapport de M. H. Hatzfeld, Les problèmes de la stylistique moderne et les contributions roumaines, présenté au IIIe Congrès de la Société Académique Roumaine, Strasbourg 1959, à paraître dans Acta Philologica, Rome.

Lorsqu'on a eu l'occasion d'apprécier l'ouvrage précédent de M. T. Vianu sur Arta prozatorilor români, București 1941, on ne saurait

ouvrir sans intérêt ces nouveaux volumes du même auteur. Disons tout de suite que la confiance qu'on y mettait à l'avance n'est pas déçue après coup et qu'ils sont riches de faits et de suggestions, comme à l'accoutumée. Dans les enseignements qu'ils contiennent chacun trouvera son compte. (Même les admirateurs de Tolstoï qui liront dans *Probleme de stil* pp. 158–163 une analyse d'*Anna Karénine*, qui voisine avec des considérations sur la langue de Rabelais, pp. 129–146 et de Victor Hugo, pp. 147–157).

L'étude qui est de loin la plus importante porte sur «l'épithète chez Eminescu» (*Epitetul eminescian*, pp. 11–64, réimpression de SCL 5, 1–2). Elle dépasse tout ce qu'en a dit M. G. Călinescu dans le chapitre d'ensemble sur la «technique» du poète dans le volume 4 pp. 219–315 de son ouvrage Opera lui Mihai Eminescu, București 1936[1].

On trouvera donc dans l'étude de M. V. – qui est la première de toute une série, qui doit appréhender d'autres aspects de la langue du poète et qu'on nous promet pour plus tard – les épithètes employées par Eminescu, mises en fiches, nettement classées et interprétées, sous deux grandes têtes de chapitre: les catégories grammaticales et esthétiques. Aux pp. 48–51, un paragraphe sur «Eminescu dans le temps» dont l'économie est dépassée par l'importance du problème qu'il aborde. M. V. conclut, en s'appuyant sur des statistiques, «qu'au fur et à mesure qu'Eminescu avance dans le temps, il emploie de moins en moins d'épithètes». Processus normal de mûrissement de la technique poétique, dira-t-on, mais il était nécessaire qu'on le constatât, preuves à la main. Le paragraphe final sur «les épithètes fréquentes et caractéristiques» va au-delà d'un simple chapitre de stylistique. L'auteur relève la valeur thématique que prennent chez Eminescu des épithètes comme *adânc, profund, vechi, etern* – c'est-à-dire celles qui se rattachent au «temps» et à l'«espace». Il y a là, croyons-nous, en raccourci, tout un chapitre d'histoire de la civilisation. La Roumanie d'Eminescu, celle de la fin du XIXe siècle, venait de s'ouvrir sur deux plans: spatialement elle accourait vers l'Occident et, temporellement, elle se plongeait dans un passé historique dont elle commençait à sonder les profondeurs. Son plus grand poète fut l'interprète sensible de cette salubre crise de croissance.

Signalons dans le même volume les études sur la langue de N. Bălcescu (pp. 65–86), de I.-L. Caragiale (pp. 87–114) et de G. Bogza (pp. 115 à 128). Certains autres articles ont une portée plus générale; ils traitent de «la maîtrise stylistique» (pp. 5–10), des «phrases courtes et phrases longues» (pp. 164–169), de «la richesse et la transparence» (pp. 170–177), enfin de «la recherche stylistique» (pp. 199–224). Quant à l'article: *Din problemele limbii literare romîne a secolului al XIX-lea*, ibid. pp. 178–198, il constitue déjà une introduction succincte aux deux volumes de *Contribuții*[2].

[1] Cf. également: D. Caracostea, Arta cuvântului la Eminescu, București 1938, XL + 418 p.

[2] Pour le sommaire détaillé cf. Bibliographie linguistique internationale,

Il y a là des études très documentées sur la langue littéraire roumaine au XIX[e] siècle; on voit déjà s'organiser le matériel d'un ouvrage de synthèse [1]. Cependant, on regrettera la conception strictement linguistique, donc anti-vosslerienne, qui a présidé à l'élaboration de ces études, lesquelles s'aventurent rarement sur le terrain de ce qu'on appelle communément en Occident la Stylistique Idéaliste ou Nouvelle Stylistique. On décèle là, peut-être, l'influence de M. Al. Graur, qui a rompu bien des lances en faveur de la dissociation des domaines [2]. Passons, puisqu'il s'agit de goût personnel, de *Zeitgeist* et d'autre chose encore.

Avec les «problèmes de la métaphore» (pp. 9–117), M. V. s'attaque à un grand et beau sujet, dont il est le premier à ne pas ignorer les difficultés. Le plan de l'étude ne laisse rien en dehors; qu'on en juge, bien qu'imparfaitement, d'après le sommaire: les origines de la métaphore, le problème linguistique, le problème ethnologique, la comparaison homérique, les fonctions de la métaphore (philosophique, psychologique), métaphore et libération, métonymie, synecdoque et antonomase, la personnification, l'allégorie, la fable, la parabole et la devinette, la métaphore symbolique. C'est presque le contenu d'un petit traité. Disons cependant – avec regret, car nous voudrions apprendre davantage encore de M. V. – que certains paragraphes sont à peine ébauchés et nous laissent sur notre faim [3]. Voici quelques notes de lecture éparses.

Utrecht, vol. 11 et suiv. On nous annonce la publication d'un 3[e] volume de *Contribuții*, qui contiendra aussi une bibliographie pour la période 1780–1848. Cf. SCL 9, 3 (1958) p. 415.

[1] Profitons de l'occasion pour remarquer que l'on n'a pas encore estimé utile en Roumanie de faire publier les cours faits par O. Densusianu à l'Université de Bucarest, en 1930–1932 et 1937–1938, sous le titre: Evoluția estetica a limbii române. Ils n'ont connu qu'une édition lithographiée de piètre aspect. Même sous une forme succincte et forcément infidèle ces cours contiennent l'écho des dernières recherches d'un grand esprit. En plein renouveau des études sur la langue littéraire son enseignement ne peut être que bénéfique.

[2] Cf. Cum se studiază limba literară, Contemporanul, N. S. no. 48, du 30 nov. 1956. Là-dessus I. Iordan, Despre studiul limbii literare, ibid. no. 50 du 14. déc. 1956. – Notons l'étrange opinion que s'est faite M. D. Macrea de la Stylistique idéaliste. Celle-ci n'aurait pas réussi « à montrer la liaison entre les thèmes de l'œuvre littéraire et la langue et le style des écrivains »..., elle en aurait analysé les éléments « séparément et de façon formelle, sans mettre en évidence leur dépendance réciproque et organique ». Cf. Despre problemele limbii literare, Contemporanul N. S. no. 19 du 13 mai 1955. On croit rêver; c'est à se demander si l'auteur connaît l'œuvre du maître de Baltimore qui définissait son évolution comme « la strada dal linguaggio all'anima » (L. Spitzer, Critica stilistica e storia del linguaggio, Bari 1954, p. 123).

[3] Pour les études récentes cf. H. Hatzfeld, Bibliografía crítica de la Nueva Estilística aplicada a las literaturas románicas, Madrid 1955, pp. 271–300 et 320–326. – Rendons aussi justice à M. L. Blaga, qui mérite au moins une mention pour son livre: Geneza metaforei si sensul culturii, București 1937, 219 p. N'oublions pas non plus que dans le livre ancien, mais toujours valable, de L. Șaineanu, Incercare asupra semasiologiei limbei române, București 1887, tout un chapitre substantiel (pp. 88–165) est consacré à la « vie métaphorique du langage ».

En traitant de la comparaison homérique, l'auteur emploie la traduction roumaine de G. Murnu. Comme celle-ci est excellente, on peut à la rigueur admettre l'idée assez inhabituelle que l'on traite des métaphores du divin aède en travesti non-hellénique. Une seule coquille: les vers cités p. 31, en bas, sont bien de l'*Iliade XVI*, mais ils sont numérotés 589–592 dans le texte grec des éditions critiques et non pas 571–574. Il en va autrement des citations de Shakespeare. Là aussi M. V. emploie la traduction – celle de D. Protopopescu. Ce maître – dont le souvenir est toujours vivant parmi nous – en a donné d'excellentes au point de vue scénique et littéraire. Seulement M. V. aurait eu besoin d'une version littérale. Ainsi le passage invoqué p. 71, et qui est d'*Othello* acte IV (non pas V), scène 2, ménage quelques surprises lors de la confrontation avec l'original. Le traducteur a refondu, mis du sien, retranché. C'était son droit; la valeur, très grande de l'adaptation n'est pas en cause, soulignons-le[1]. Mais l'enseignement que nous en retirons est que dans les études qui veulent caractériser la technique stylistique d'un auteur il est dangereux d'employer ces «impostures admises et honorées... que sont les traductions des grandes oeuvres» (Montherlant). Et cela pour la bonne raison que, en dehors des trahisons banales et attendues la traduction est – si l'on peut dire – le terrain idéal des *disconvenances du temps et de l'espace*[2]. Ajoutons tout de suite que le raisonnement de M. V., dans le paragraphe en question, n'est pas affecté dans ses lignes générales par ces «accidents». Il y voulait démontrer la prolifération des métaphores dans le cas d'une «attitude dissimulée du moi» – en l'occurence Othello jaloux – et y arrive sans difficulté. On nous permettra d'ajouter que d'après certaines recherches récentes il semble que derrière la dissimulation métaphorique il y a autre chose encore, à part les catégories énumérées par M. V. pp. 70–74 (l'humour, la flagornerie et la politesse, «précieuse» ou non). Ainsi, selon M. B. Munteano «parallèle à l'euphémisme sincère, ou qui se prétend tel, nous voyons fleurir son contraire, l'euphémisme *simulé*, à tendance *novatrice* et *réaliste* – une espèce d'*euphémisme à rebours*»[3]. A ajouter aussi au paragraphe où M. V. étudie les synesthésies acoustiques-optiques (p. 81 ss) de Rimbaud et ses imitateurs, que des travaux récents ouvrent des perspectives nouvelles dans ce domaine[4]. D'autre part, tout un

---

[1] Cf. les considérations de M. L. D. Levitchi, qui relève précisément les embûches d'ordre stylistique que doit surmonter un traducteur du dramaturge anglais: Repetitia gramatical-stilistică în piesele lui Shakespeare, Revista de fil. rom.-germ. 2, 1 (1958) pp. 73–92.

[2] Cf. B. Munteano, «Convenance» et «couleur locale» en littérature comparée, dans les Actes du IIe Congrès National de litt. comp., Paris 1958, Didier. – On ne peut résumer cette étude, aux implications lointaines, sous peine d'en diluer la substance de haute concentration.

[3] Cf. Les implications esthétiques de l'euphémisme en France au XVIIIe siècle, dans les Cahiers de l'Assoc. Int. des Et. fr. nos 3–5 (juillet 1953) pp. 153–166.

[4] Cf. le recueil: Problèmes de la couleur. Exposés et discussions du colloque du centre de recherches de Psychologie comparative... réunis et présentés par

chapitre est en voie de s'organiser et il se rattache fort bien aux considérations de M.V. Il s'agit des expériences poétiques des écrivains roumains vivant et créant à l'étranger. Leur appareil métaphorique est complètement bouleversé par la grande «disconvenance» entre la vieille langue, marquée par l'horizon carpathique et la nouvelle ambiance, parfois très différente, qu'elle est appelée à refléter[1].

Les autres études de stylistique, dans le même volume, ont pour titre: «La stylistique littéraire et la linguistique» pp. 121–150; «Contextes liés ou libres, au point de vue stylistique» pp. 151–165; «Remarques sur la langue et le style de A.I. Odobescu» pp. 166–208 (réimpression de *Contribuții* 1). On accordera facilement à M.V. que «l'étude du style constitue une des formes les plus mûres de la science linguistique» (p. 150). Seulement on eût aimé que les savants occidentaux qui ont contribué à l'enracinement de cette conception figurassent à la place d'honneur[2]. On éprouve quelque gêne à faire remarquer que les savants soviétiques, massivement représentés, n'ont tout de même pas gagné des lettres de noblesse leur donnant droit d'être cités en exclusivité. Enfin, ce volume stimulant est clos par la réédition des annexes de *Arta prozatorilor români.* On regrette que ce livre riche, introuvable depuis longtemps, ne soit pas mis en entier à notre disposition.

Il serait vain de vouloir, à tout prix, tirer une conclusion générale en marge de ces études; l'éclairage en est trop inégal. Que cela ne nous empêche pas d'apprécier à sa juste valeur – et avec les réserves exposées ci-dessus – la contribution de choix de M. Vianu.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Ioan Guția, *Sentimentul timpului în poezia lui Eminescu,* Roma 1957, 139 p. Colecția Bibliotecii Române din Freiburg (i. Br.). A – Studii literare. I.

Dans ce petit volume, soigneusement imprimé, l'auteur s'attaque de front au contenu des poèmes[3], avec l'intention d'en dégager une véritable *conception du temps* qu'Eminescu s'est bâtie peu à peu. M. G. a eu

I. Meyerson, Paris 1957, 372 p. (Bibl. Ec. Prat. Hautes-Et. – VI[e] Sect.). Là-dessus A. Mirambel Bull. Soc. Ling. Paris 53, 2 (1957–1958) pp. 1–3.

[1] Nous reviendrons amplement sur ce sujet. Cf. notre communication aux «Journées d'Etudes Roumaines» (Paris 1959): Langue et ambiance. Problèmes stylistiques du roumain en dehors des frontières, a paraître dans Rev. Et. Roum. – Dans le même sens, intervention au VIII[e] Congrès Int. des Linguistes, Oslo 1958, en marge du rapport de M. E. Haugen, Languages in contact, Actes pp. 799–802.

[2] M.V. est bien placé pour rétablir la vérité puisqu'il a contribué jadis à la diffusion de la pensée de Benedetto Croce en Roumanie. Cf. D. Găzdaru, Influjos de Benedetto Croce sobre la lingüística contemporánea, dans Homenaje a B.C., Buenos Aires 1955, surtout pp. 141–142.

[3] Cf. la thèse, soutenue en Sorbonne (1959), par M. Alain Guillermou et dont on attend avec intérêt la publication: La genèse intérieure des poésies d'Eminescu.

la coquetterie, dans laquelle est entré aussi beaucoup d'audace, d'écrire une étude d'une seule coulée sans aucune référence à des travaux qui n'auraient pourtant pu lui nuire. Comment ne pas regretter, lorsque M. G. fait preuve de talent et de pénétration, qu'il s'abstienne de recourir à une des idées-clefs de la pensée contemporaine?[1] Certes, on interroge Clio de Horace à Péguy, mais aujourd'hui plus que jamais, lorsque la prophétie de Sénèque (*Médée* 335ss.) est devenue réalité, dans notre inquiétude, nous avons tendance à nous poser des questions sur *le temps et l'espace humains*. Le cri de Paul Valéry sur les «civilisations mortelles» retentit dans nos oreilles. Le «voyageur de Langevin», qui abolit le temps terrestre ne sera plus bientôt une abstraction scientifique. Ce n'est pas un reproche que nous formulons à l'égard de l'ouvrage de M. G., pour avoir omis de parler de tout cela, sachant bien que de la stylistique esthético-littéraire on peut facilement glisser vers la philosophie de l'histoire; c'est plutôt un regret personnel que nous exprimons. D'ailleurs, n'est-il pas vain de vouloir approcher une pensée aussi riche que celle d'Eminescu, autrement qu'en comparatiste? C'est pourquoi nous ne pouvons manquer de renvoyer au beau livre de M. Mircea Eliade sur Le mythe de l'éternel retour (Paris 1948, Gallimard), où l'auteur démêle les archétypes de la cosmogonie, et au texte si noble de René Grousset, Sur une pensée de Pascal. Le seul problème (dans le volume «Bilan de l'Histoire», Paris 1946, Plon)[2].

Si d'un côté M. G. nous a refusé l'exégèse[3], de l'autre il nous a privés également d'une analyse phono-stylistique, qui eût été aussi favorable à sa thèse. Ainsi, il dégage très nettement la valeur thématique de *clipă* «instant» et *val* «vague temporelle». Nous dirions, en employant une expression de M. L. Spitzer, que ce sont là des «systèmes solaires» autour desquels s'organisent les autres notions satellisées. Mais il y a plus; descendons d'un degré dans le domaine phonétique. Par le fait que le mot *clipă* contient la voyelle *i*, de sonorité claire, dans le voi-

---

[1] Le no. 3, juillet-sept. 1956, du Journal de Psychologie, Presses Univ. de France, est précisément consacré à «la construction du temps humain». Les *Actes* du congrès d'histoire de Strasbourg, 1952, portent comme titre – car la plupart des communications sont consacrées à ce thème – *L'homme et l'histoire.*

[2] Enfin, au livre profond de M. H.-I. Marrou, De la connaissance historique, Paris 1958, 3e éd., Aux éd. du Seuil. Pour le biographe de St. Augustin, l'Histoire, qui est faite de ces *machinae transiturae,* culmine dans l'historiodicée, et méditer sur le temps c'est l'assumer. Cf. aussi, à titre de comparaison, J.-M. Gautier, Le temps dans les «Mémoires d'Outre-tombe», Rom. Forsch. 70, 1–2 (1958) pp. 54–65. – D'autre part, M. G. Matoré, qui mène des recherches sur *La notion* d'espace *dans la langue française contemporaine,* est arrivé à des résultats intéressants. Cf., en dernier lieu: H. Hatzfeld, Bibliografía crítica de la Nueva Estilística aplicada a las literaturas románicas, Madrid 1955, pp. 351–354 (l'espace et le temps comme motifs).

[3] Cf. l'étude de M. D. Marin, Influsso del pensiero indiano antico sul concetto di uomo in Mihai Eminescu, Cuget Românesc (Buenos Aires) 6 (1957 à 1958) pp. 13–43. Car c'est bien de ce côté-là qu'il faut tenter d'approfondir «le sentiment du temps chez Eminescu» – le çivaïsme avec sa conception de la vanité de l'effort cosmique.

sinage de l'explosive *p*, il peut exprimer de façon suggestive, la précipitation, la fugacité du temps. Par contre, la présence de l'*u*, à teinte pleine, sombre, dans un mot comme *valurile*, où, de plus, il bénéficie de la proximité de la consonne fluide *l*, nous met en présence d'un écoulement massif, par saccades. Ce sont là des effets habituels de la poésie latine et française; les poètes les connaissent bien et les exemples illustres abondent[1]. Qu'on relise avec attention – et c'est la suggestion que nous aurions aimé que M. G. nous fît – le sonnet où le poète fait alterner *picuri, plicuri, nimicuri* avec *gânduri, rânduri, scânduri*, ainsi que le vers *Ca visul unei umbre si umbra unui vis*, ou, enfin, cette véritable symphonie, qui défie tout essai de transposition, qu'est le poème *Dintre sute de catarge*, avec son jeu alternatif de *malurile, vânturile, valurile, idealurile, cânturile*. L'on se rendra ainsi facilement compte des moyens, subtils autant que divers, mis en œuvre par le poète pour exprimer sa «conception du temps».

C'est donc entre les deux limites ci-dessus que M. G. a traité son sujet. Il a posé, honnêtement, le problème; on aurait tort de ne pas se référer à son ouvrage, qui contient des vues personnelles sympathiques et qui ne sont pas dépourvues de finesse. Nous n'en restons pas moins sur un regret, en attendant le beau livre que le poète mérite et dont celui-ci, avec d'autres études[2], ne constitue qu'une promesse. Ajoutons, enfin, que l'ouvrage de M. G., écrit d'une plume alerte, a néanmoins quelques taches: des contaminations italo-roumaines (*solecita posibilist, meditabond*) que I. Heliade-Rădulescu n'eût certes pas désavouées. C'est dommage.

Copenhague EUGÈNE LOZOVAN

Gert A. Zischka, *Index Lexicorum, Bibliographie der lexikalischen Nachschlagewerke*, Verlag Brüder Hollinek, Wien 1959, 290 S.

„Bibliographien sind Eingeständnisse der Tatsache, daß uns die Bücherflut über den Kopf gewachsen ist... Die enzyklopädische Einheit des Weltbildes ist in dem Fächerwerk der Einzelwissenschaften verloren gegangen" – bemerkenswerte Worte der Einleitung, die einem das Wagnis eines 'Lexikons der Lexika' von vornherein sympathisch

[1] Cf. J. Marouzeau, Traité de stylistique latine, Paris 1946, pp. 24–34. – id., Précis de stylistique française, Paris 1950, pp. 33–52.

[2] Cf. E. Turdeanu, Autour d'un vers d'Eminescu, Revue des Etudes Roumaines, 3–4 (1957) pp. 236–238. L'auteur démontre, à l'aide de tout l'apparat critique désirable, que le vers, temporel lui aussi, puisqu'il nous propose cette image de *Dies Irae: Ca şi frunzele de toamnă toate stelele-or pieri* « Comme les feuilles d'automne tous les astres périront » ... descend, à travers la littérature populaire, dont le poète était un fervent lecteur, de *l'Apocalypse* de St. Jean (6, 17). Cf. de plus T. Vianu, Epitetul eminescian, dans le volume Probleme de stil și artă literară, București 1955, pp. 48–51. id., Expresia negației în poezia lui Eminescu, Limba romînă 7, 6 (1958) pp. 29–39. L. Gáldi, Observații stilistice asupra poeziei *Mortua est*, ibid. pp. 40–50. Gh. Bulgăr, Despre sensurile lui *adînc* în poezia lui Eminescu, ibid. pp. 51–58.

machen. „Hier soll wenigstens auf anderer Ebene noch einmal das Gebäude der Universitas scientiarum aufgebaut werden, insofern, als der Index Lexicorum tatsächlich einen Schlüssel zum gesicherten Gesamtbestand der Wissenschaft in die Hand gibt... Gegenstand der vorliegenden Bibliographie sind Enzyklopädien, Fachwörterbücher aller Gebiete, biographische Lexika und mehrsprachige Fachwörterbücher aller Kulturnationen seit der Erfindung des Buchdrucks." Es versteht sich, daß bei einem so umfassenden Programm die Frage der Auswahl zum primären Problem wird. Der Verf. weiß, daß „dabei das eine oder andere vielleicht unverdient aus dem Meere der Vergessenheit geangelt wurde". Die 21 Kapitel führen von Enzyklopädien und Konversationslexika über Religionswissenschaft; Philosophie und Psychologie; Pädagogik; Buchwesen; Geschichte und historische Hilfswissenschaften; Biographie; Volkskunde; Geographie; Kunstgeschichte; Klassische Archäologie; Literatur, Schriftsteller- und Gelehrtenlexika; allgemeine Sprachwissenschaft; Musik, Theater, Tanz; Recht und Staat; Wirtschaft; Medizin; Naturwissenschaften; Technik und Mathematik; Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei, Küche und Keller bis zu Varia[1]. Der Romanist wird darin, soweit es sein engeres Fachgebiet betrifft, wenig Werke finden, die ihm nicht vertraut sind, wohl aber wird er eine Fülle von Anregungen nach allen Seiten empfangen. Lesenswert ist der 34 Seiten umfassende einleitende „Streifzug" durch die Geschichte des Lexikons und Wörterbuchs in Verbindung mit der Geschichte der enzyklopädischen Literatur: eine knapp skizzierte Geschichte der abendländischen Bildung.

Einige kritische Einzelbemerkungen: Die Datierung der verschiedenen Larousse (S. 6) ist nicht überall zuverlässig. Von Larive (S. 7, 1884–1890) liegt mir eine 3-bdg. Ag. von 1887–1889 vor; von Bayle (S. 7): die 4. Ag. von 1730 von Des Maizeaux. Druckfehler: S. 181 sub Laplace lies *fiefs*; S. 259 und im Register *Delvau* statt *Delveau; Viollet-le-Due* im Register lies *Viollet-le-Duc* (Seitenverweis 123, nicht 124; die Architecture S. 120 in 10 Bänden erschien 1801–1874, nicht 1868). Einen *Gagueau* (S. 180 und im Register) gibt es nicht; wohl aber den S. 181 verzeichneten *Ragueau*! Der *Gagueau*-titel ist die Neuauflage des S. 181 aufgeführten Laurière 1704! Parent (S. 249) ist ungenau zitiert (lies 2 Bde, 1865–1866); ungenau auch Caplevila (sic?) S. 195. Das fr. Original von Chomel wird unter Wirtschaft (S. 185), die deutsche Übersetzung unter Landwirtschaft (S. 245) eingeordnet (im Register wird er zweimal aufgeführt!). Einige sachliche Wünsche. Mit Gewinn würde zur Ergänzung das FEW-Beiheft (1950, Suppl. 1957) herangezogen (S. 124 ein Verzeichnis der Spezialwörterbücher). Auf die Encycl. méthod. dürfte in den entsprechenden Kapiteln verwiesen werden. Unter Landwirtschaft vermißt man moderne Werke wie das Omnium Agricole (1920), vor allem aber auch die alten Maisons rustiques (neben

---

[1] Die Sprachwörterbücher sind bewußt unberücksichtigt geblieben; sie wurden von W. Zaunmüller bearbeitet, s. unsere nachstehende Rezension.

dem S. 246 zitierten Liger; s. FEW-Beiheft). Auch unter Jagd vermißt man einige bedeutende ältere Werke wie Salnove, La Vénerie Royale, 1655 (mit Glossar), aber auch die neuesten Arbeiten von Tilander (die Essais... von 1953 und 1957, die Mélanges d'étym. cynégét. von 1958). An Spezialuntersuchungen fehlen z.B. das Vocabulaire médical zum 17. Jh. von Quemada (1955), die lexik. Untersuchung von A. Rommel, Die Entstehung des klassischen fr. Gartens im Spiegel der Sprache, Berlin Akademie-Verlag 1954. Von Savary (S. 185) dürfte die wichtige Ag. von 1723 (Supp. 1730) verzeichnet werden (die 1. Ag. trägt übrigens den Titel Le parfait négociant). Le Roux (S. 261) wird besser in der 1. Ag. von 1718 zitiert (weitere Ag. unter DCom im FEW-Beih.), viel wichtiger aber sind die Curiositez françoises pour supplément aux dictionnaires von A. Oudin (1640, unverändert 1656, publiziert im 10. Bd des Lacurne). Zu Jal (S. 75) wünschte man sich einen auf die Bedeutung des Werkes hinweisenden Kommentar.

Solche Wünsche wird es naturgemäß von allen Seiten geben. Wichtiger ist die absolute Zuverlässigkeit der bibliographischen Angaben; sie hat vorläufig noch nicht den wünschenswerten Grad erreicht, wohl da manche Titel aus zweiter Hand übernommen werden mußten. Ergänzungen und Präzision, beides läßt sich in einer zweiten Auflage relativ leicht berücksichtigen, bzw. verbessern. Das Entscheidende ist, daß die große und verdankenswerte Sammelarbeit geleistet ist und die Fülle in einer sinnvollen Gliederung dargeboten wird. Der Zischka füllt eine bisher schmerzlich empfundene Lücke unter den bibliographischen Handbüchern.

Heidelberg KURT BALDINGER

Wolfram Zaunmüller, *Bibliographisches Handbuch der Sprachwörterbücher*, Ein internationales Verzeichnis von 5600 Wörterbüchern der Jahre 1460–1958 für mehr als 500 Sprachen und Dialekte, Anton Hiersemann Verlag, Stuttgart 1958, XVI, 495 S.

„Eine zusammenfassende bibliographische Übersicht über die sprachliche Lexikologie Europas und der anderen Erdteile seit der Erfindung des Buchdruckes" ist ein ebenso verdienstvolles wie leicht angreifbares Vorhaben. Die Aufgabe, die Wörterbücher für „etwa 400 lebende und tote Sprachen" kritisch zu sichten, ist von vornherein für einen einzelnen unlösbar. Eine verbesserte Auflage muß deshalb durch kritische Besprechungen in den einzelnen Fachgebieten vorbereitet werden. Zaunmüller ergänzt das bibliographische Handbuch von Zischka (s. unsere obige Besprechung).

Französisch Sp. 129–151. Der Titel des Akademiewörterbuches von 1694 ist falsch zitiert. Mindestens ebenso wichtig wie die 4. Ag. von 1762 ist die 5. Ag. von 1798 mit einem Supplement (Neologismen der franz. Revolution). Die 7. Ag. von 1878 kopiert im allgemeinen die 6. Ag. von 1835. Littré ist 1863–1872, Suppl. 1877, erschienen. Dochez

1860 und Gattel 1857 (1. Ag. 1797) mit Hinweis auf ihre Etymologien zu zitieren, ist natürlich lächerlich; auch als zeitgenössische Wörterbücher sind sie kaum brauchbar. Unter den Namenwörterbüchern vermißt man einen Hinweis auf die Standardwerke von Gröhler und Vincent; Carnoy kann nicht ohne kritischen Hinweis zitiert werden. Unter den Bildwörterbüchern vermißt man A. Pinloche, Vocabulaire par l'image de la langue française, Paris 1923. Die Titel sind öfters ungenau zitiert, was besonders in einer Bibliographie bedauerlich ist (z. B. Bailly, René, et M. de Toro, Dictionnaire des synonymes, Paris 1947, lies Bailly, René [sous la direction de Michel de Toro], Dictionnaire des synonymes de la langue française, Paris 1947). Der Bilder-Duden ist 1937 (nicht 1938) erschienen. Virmaitre 1894 statt 1891 (1 Band, 336 S.). Michel, Francisque: Dictionnaire de l'argot, 1856, lies: Etudes de philologie comparée sur l'argot! Wünschenswert wäre regelmäßige Angabe der Erst- und Letztausgabe (s. etwa zu Villatte, Bauche, etc.). Ein dreibändiger Larchey ist mir unbekannt (7. Ag. 1878; 8. Ag. unverändert 1880 mit Supplement von 134 S.; Nouveau Supplément... 1889, 284 S.). Larchey, Les excentricités de la langue française en 1860 (so lautet der genaue Titel) ist nur die 1. Ag. des oben genannten Werkes. Zu ergänzen sind Emile Chautard, La vie étrange de l'argot, Paris 1931; Emile Colombey, L'esprit des voleurs, suivi d'un dictionnaire d'argot, Paris 1862; A. Caillot, Nouveau Dictionnaire proverbial, satirique et burlesque..., Paris 1826; vor allem aber Antoine Oudin, Curiositez françoises pour supplément aux dictionnaires, Paris 1656, abgedruckt in Lacurne Band 10 (ist identisch mit der Ag. von 1640), das hierher gehört und nicht in Sp. 150. Als Fremdwörterbuch wird nur Bonnaffé zitiert, das völlig isoliert den Argotwörterbüchern angeschlossen wird (wenn schon, dann das neuere Werk von Fraser Mackenzie). Besonders problematisch ist die Auswahl der Mundartwörterbücher. Die Bibliographie Wartburgs wird nur S. XVI zitiert, müßte aber außerdem hier an erster Stelle stehen (inklusive Supplement von 1955, das nirgends zitiert wird). Wenn Sp. 200 der AIS zitiert wird, müßten auch die fr. Sprachatlanten aufgeführt werden. Unter den etymologischen Wörterbüchern, die ja rasch veralten, dürften einige gestrichen werden, so Brachet, Scheler, Stappers, Körting, usw.; sind sie aus historischem Interesse aufgenommen, so müßte dies vermerkt oder eine eigene Rubrik geschaffen werden. Ménage, der Sp. 150 zitiert wird, gehört hierher. Sp. 147 Vandaele lies Van Daele. Wichtiger als einige afr. Einzelglossare (wobei so wichtige Werke wie H.-E. Keller, Etude descriptive sur le vocabulaire de Wace, Berlin 1953, fehlen) wäre ein Hinweis auf Raphael Levy, Répertoire des lexiques du vieux français, New York-London 1937. Mozin Sp. 133 gehört zu Kap. 9 Sp. 148. Unter den Wörterbüchern des 18. Jhs. ist das ausgezeichnete Wörterbuch von Féraud durch Sternchen hervorzuheben. Merkwürdigerweise wird die Encyclopédie (1751–1765) nicht zitiert. Pomey[3] 1700 ist zu streichen, hingegen ist die erste Ag. von 1671 von Bedeutung. Miège, lies Miege. Richelet 1680 nur 1 Band. Nicot 1606, nicht 1616. Es fehlen Oudin

1660, Widerhold 1669 und Stoer 1625, vor allem aber auch Corneille 1694 (s. FEW-Beiheft), Nicot 1573 ist unter der Bezeichnung Dup 1573 (J. du Puys) bekannt. Thierry 1564, nicht 1565. Der erste lat.-fr. Estienne ist von 1531 (Dictionarium seu Latinae linguae Thesaurus, 1 Bd., 940 S., mit Privileg vom 22. 3. 1530); vgl. Sp. 235. Merkwürdigerweise fehlt Palsgrave 1530. Zu den Wörterbüchern vor 1500 s. noch FEW-Beiheft Supplement unter Aalma ca. 1380 und CathLille.

Provenzalisch, Frankoprovenzalisch Sp. 312–316: Bei Blonay Sp. 314 fehlt die Verfasserin L. Odin.

Sardisch Sp. 338f.: Es fehlt z.B. Rudolf Böhne, Zum Wortschatz der Mundart des Sárrabus, Berlin 1950.

Spanisch: S. die Ergänzungen durch B. Pottier, RLiR 23, 166f. Für die Mundartwörterbücher dürfte das Manual de dialectología española von V. García de Diego zitiert werden. Dies trifft gleichzeitig ein grundsätzliches Desideratum: es fehlen bei den einzelnen Abschnitten Hinweise auf Handbücher und Bibliographien, in denen eine umfassendere Information über das betreffende Gebiet zu finden wäre. Es wird noch einer sorgfältigen Revision bedürfen, um aus dem in der Anlage sehr nützlichen Werk ein zuverlässiges kritisches Handbuch zu machen.

Heidelberg KURT BALDINGER

Fortsetzung von Seite 2 des Umschlags

